This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

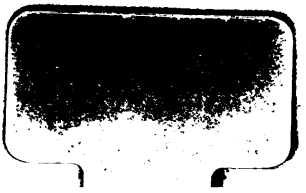
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



DAS RISORGIMENTO

VON RICARDA HUCH

ERSCHIENEN IM INSEL-VERLAG
LEIPZIG 1908

453352

EINLEITUNG

UNS Lebende zieht Sehnsucht zu den Toten; hinweg von den Zahllosen, die uns umdrängen, die uns die warme Hand entgegenstrecken, in deren Augen wir lesen können, gehen wir einsamere Wege und beschwören die Gewesenen, die uns nicht Rede stehen. Wie Helden auf einer nächtlichen, vom Sturm umrauschten Bühne sehen wir sie mit flatternden Gewändern, mit starken Gebärden die Geschichte ihres Lebens spielen und werden nicht müde den tragischen und süßen Worten zu lauschen, die aus tiefer Vergangenheit abgerissen zu uns auftönen. Auch wenn wir Entsetzen und Abscheu empfinden, verläßt uns ein ehrfürchtiger Schauer vor den geistigen Wesen nicht ganz, die sich jenseits unserer Sinnlichkeit vollendet haben. Wie Halbgötter und Dämonen umgeben sie uns, von uns angerufen als Lehrer, als Beschützer, als Bürgen, unsere Kämpfe mit uns kämpfend, ihr goldenes Blut, das nie versiegende, immer von neuem vergießend.

Lebendiges Fleisch und Blut erregt unsere Sinne zu sehr in Leidenschaft, Ekel, Widerspruch; auch ist es uns zu nahe, so daß wir es im ganzen nicht überblicken können, während wir das Einzelne zu groß, zu deutlich sehen. Die Namen der Toten, um die her noch jene Kraft glänzt, die sie lebend ausstrahlten, sind wie flammende Siegel auf Geheimnissen und reizen uns übermächtig, sie zu durchdringen. Sie sind die Sternbilder, die den Himmel bedecken, Hieroglyphen, durch deren einzelne Leuchtpunkte wir silberne Linien ziehen, um sie zu schönen Gestalten zu verbinden. Es ist eine Glorie für ein Land, wenn sich viele dieser unsterblichen Zeichen darüber wölben.

Das italienische Risorgimento ist eine Fundgrube an tatenreichen Menschen und auffallenden Begebenheiten, wie für die meisten Völker ihre Wanderungen und Eroberungskriege in entlegener Vorzeit, wie etwa für Nordamerika die Geschichte der ersten Ansiedelungen und der Verdrängung der Indianer. Der lange Kampf in der bunt zusammengesetzten Halbinsel des

Apennin hatte Entwickelungsabschnitte, die untereinander vom verschiedensten Charakter waren. Als die Idee des freien und unabhängigen Italien ein gewisses Alter und eine gewisse Kraft erlangt hatte, ergriff sie die Menge durch allgemeine Triebe: Auflehnung gegen die durch die ersten Empörungen veranlaßten Vergewaltigungen, Rache, Begeisterung, Unternehmungslust, oder durch die Einsicht, daß dies die Wege der Zukunft seien; schließlich ist es etwas Selbstverständliches, daß auch Durchschnittsmenschen von einer Idee mitgerissen wurden, die, im Kampfe erstarkend, das Übergewicht erlangt hatte.

Etwas anderes ist es, wenn eine Idee noch neu ist, erst unbestimmte Umrisse hat, Gefahr damit verbunden ist, ihr anzuhängen, und unsicherer Ruhm, ja wenn sogar der zu erreichende Zweck nur undeutlich vorschwebt. Während der Herrschaft Napoleons hatten die verschiedenen Gebiete Italiens einen gewissen Grad von Selbstgefühl erreicht, sei es auch nur insofern als eine große Bewegung sie durchflutet hatte, und Bewegung Leben und Kraft bedeutet und Ideen erzeugt. Es war nicht so, daß das Volk einmütig nach nationaler Einheit und nach Freiheit verlangt hätte; aber die Gebildeten waren unwilliger als früher den Druck veralteter und fremdartiger Einrichtungen zu ertragen, und empfindlicher als früher gegen die Schmach der Fremdherrschaft. Beim Sturze Napoleons hatte in der Lombardei dessen Stiefsohn, der Vizekönig Eugen Beauharnais, eine Anzahl von Anhängern, die mit ihm eine Art von Selbständigkeit zu gewinnen hofften; die Konservativen und andere, denen der Despotismus der Franzosenherrschaft unleidlich gewesen war, neigten zu Österreich, beziehungsweise zu nationaler Selbständigkeit unter einem österreichischen Prinzen.

Inzwischen sprach der Wiener Kongress die Lombardei und Venezien dem Kaiser von Österreich zu, der sie, ohne sich um die neuen Wünsche der Italiener zu bekümmern, schlechthin als seine Untertanenländer betrachtete, wie es früher gewesen war. Das österreichische Regiment erwarb sich wenig Sympathien; das pedantische und rechthaberisch herrschsüchtige

Wesen des Kaiser Franz verletzte fortwährend die Eigenart der Italiener. Die Jugend besonders, die in der liberalen Atmosphäre der Franzosenzeit aufgewachsen war, sehnte sich danach zurück; auf den Österreichern lastete bald das Odium der Langeweile, der Beschränktheit und Unkultur. Von einer solchen Stimmung zu offener Empörung ist es jedoch noch weit; es war nur ein kleiner Kreis von Menschen in Mailand, die sich geradezu in Gegensatz zur Regierung stellten, zunächst indem sie die Beförderung des industriellen, technischen und geistigen Fortschritts sich angelegen sein ließen und dadurch den österreichischen Grundsatz der Trägheit und Gebundenheit kritisierten und bekämpften. Der Widerstand, den der Kaiser diesen Bemühungen entgegenbrachte, verschärfte die Spannung, die sich dadurch zu entschiedenem Kampf zuspitzte, daß im benachbarten Savoyen ein Erbprinz aufwuchs, der als einheimischer Fürst mit modernen Ideen geeignet schien, der Fremdherrschaft berechtigterweise entgegenzutreten. Die Rolle des Befreierkönigs durchzuführen, zu der sein Charakter und die Umstände den jungen Karl Albert von Savoyen bestimmten, war es in jeder Hinsicht zu früh; er enttäuschte die Piemontesen und Lombarden, die auf ihn gerechnet hatten, und überließ sie der Rache der beleidigten Souveräne.

Diese im Keim erstickte Revolution war ein tragisches Vorspiel der großen, am Ende siegreichen Erhebung Italiens; in dem gewaltsam darüber aufgetürmten Grabhügel gärten Stürme und Blitze, die immer wieder hervorbrachen, den ungesühnten Kampf zu vollenden. Vorher hatten Ideen die Geister erregt, jetzt witterte die Rache frisches Blut. Die, welche gelitten hatten und untergegangen waren, schnell Verklärte, Strahlenbekränzte, lockten als Anführer wachsende Scharen.

Ein besonderes Interesse zieht uns zu den Gestalten, die in der Dämmerung den wirren, unglücklichen Kampf ausfochten, ohne Beifall oder Beileid ihrer Landsleute.

Es scheint, daß der kräftige und gesunde, der harmonische Mensch im allgemeinen konservativ ist; er verwendet seine

Kraft darauf, mit den nächstliegenden Aufgaben fertig zu werden, unter schwereren Umständen sich doppelt anstrengend, zu erschütternden Veränderungen erst dann bereit, wenn ein Druck unerträglich wird und den Kern des Lebens angreift, und auch dann mehr auf Wiederherstellung des Gewesenen erpicht als auf Neuerungen. Überhaupt beherrscht das Gesetz der Trägheit die Menschen so sehr, daß das Leben zum großen Teile maschinenmäßig abläuft; neue Ansichten schon sind selten, vollends werden Handlungen, die das herkömmliche Geleise verlassen und Ausgangspunkte für Folgeketten werden, nur durch außergewöhnliche Umstände und Kräfte hervorgebracht. Die eigentlichen Neuerer sind oft nicht gerade sympathische Menschen: sie lieben es, sich hervorzutun, aufzufallen, das Naheliegende, Erforderliche gelingt ihnen nicht, wenigstens nicht so, daß sie sich darin auszeichnen könnten, oder sie haben gar nichts zu tun, wissen sich nicht zu beschäftigen und tasten planlos nach diesem und jenem. Der innerste Grund ist wohl, daß sie ungleichmäßig begabt sind: unproduktive Menschen finden sie in sich selbst nie Befriedigung und halten sich an das Äußere, dem sie mit überlegener Kritik, ungeduldig, aber ohne Tüchtigkeit gegenüberstehen. Dabei sind sie oft reich begabt und ihre Persönlichkeit ist reizend und blendend, vielleicht um so mehr, als ihre Kräfte sich nach außen wenden, anstatt innen zu bilden.

Beschäftigt man sich mit den Männern, die in der Lombardei zuerst als Bekämpfer der österreichischen Herrschaft der Größe Italiens hervortraten, so entdeckt man auch in vielen von ihnen etwas vom Normalen Abweichendes, Krankhaftes, da, wo man lauter Heroismus zu finden glaubte, Schwächen und Mängel. Indessen wären die ersten Opfer des Risorgimento ungenügend charakterisiert, wenn man sie schlechtweg als Neuerer auffaßte; denn es handelte sich hier um große Dinge, in deren Natur es lag, die Mitspielenden mehr, als sie es vielleicht von vornherein beabsichtigten und ahnten, zu Kämpfern und Duldern, zuletzt des Lorbeers wert zumachen, weil andere Kränze in ihrem Namen

nicht verliehen werden können. Was für Geschichten von Wagnis, Verrat und Gefahr, Flucht durch bewaffnete Häscher, über drohende Gebirge und empörte Flüsse: von Kerker, Todesangst und erhabenem Sterben; von Verbannung und Not, Liebesabenteuern, Glückswechsel, Untergang in Verzweiflung oder Aufschwung zu neuen Kämpfen! Es ist nicht möglich, sie ohne wechselndes Herzklopfen und Aufatmen zu lesen. Wenn die folgenden Geschlechter die Väter, die das Gedächtnis solcher Taten und Leiden zurückließen, schlechtweg als Helden feierten, so kann das nicht wundernehmen. Aber der Haß der gegnerischen, zuletzt besiegten Partei säumte nicht, die Fehler derer, die der Feind auf den Schild hob, ans Licht zu ziehen, und wo jene Vaterlandsliebe, Opfermut, Prophetenblick sahen, sprachen diese von Unglauben, Zerstörungswut und hohler Großmannssucht.

Das Künstliche dieser übertriebenen Figuren erkennend, sehnen wir uns nach der Wirklichkeit. Es genügt uns nicht, die gespenstischen Schauspieler in nächtliche Nebel eingehüllt vor uns ihr Glück und Unglück abhandeln zu sehen, wir möchten sie greifen, ansehen, irgendwie in ihrem Innersten lesen; aber wie wir es wagen uns zu nähern, zerrinnt der edle Umriß nach Geisterart, und ein kühler Hauch weht uns an, der uns frösteln macht. Wir sehen uns geängstigt um und zweifeln, ob etwas hier war außer uns, oder ob wir die ganze Zeit allein waren in gestaltloser Einsamkeit, die wir selbst mit erträumten Gesichten belebten.

Wir haben viele Bilder von Napoleon oder von Goethe; aber gleicht eins dem andern? An welches sollen wir uns halten? Entspricht nicht jedes der treuen Auffassung eines Künstlers, auf den der große Mann ebenso wirkte? Und wenn es überhaupt nicht zwei Menschen gibt, die einen andern ganz gleich auffassen, sollte sich dann je feststellen lassen, wie einer war? Ja, läßt sich eine Persönlichkeit überhaupt fest umschreiben? Wir haben unsere Väter und Mütter und andere Vorfahren täglich gesehen, ihr Wesen und Walten um uns

erlebt, und wir haben ihren Schatten, nachdem sie gestorben waren, ebenso klar oder noch klarer erscheinen sehen als ihr Fleisch und Blut; aber wir finden vielleicht alte Briefe von ihrer Hand oder Zeugnisse ihrer Zeitgenossen, durch die wir mit Zügen und Taten bekannt werden, die sie uns entfremden, so daß wir das Bild, an das wir bisher glaubten, betrügerisch schelten und durch ein anderes ersetzen müssen. So waren die Geister, zu denen wir aufblickten wie zu unantastbaren Sternen, nur Geschöpfe unserer Einbildungskraft, von uns verehrt, weil wir sie nach unserem Bedürfen ausstatteten? Vielleicht kommen wir dazu, weil wir von Minute zu Minute lebend uns selbst ausgeben, uns selbst zu verleugnen, wähnend, daß keine Form unser sei, als eine solche, die sich jeden Augenblick entstelle und vergehe, daß es also mit den Wellen der Zeit verfließende Seelen gebe, kein Ich, das alle die zerrinnenden Teile eines Lebens zusammenfasse und aus der Vergangenheit immer sich selbst gleich in die Zukunft blicke.

Indessen diese trostlosen Zweifel widerlegt ein Gefühl, das wir von uns selbst haben, wie auch von denen, die uns nahestehen, und vor allem von denen, die wir lieben. Wie die Gesichtszüge des Alten durch ein kaum zu bezeichnendes Etwas, das Siegel der Persönlichkeit, die des Kindes bestätigen, so ist auch die Eigenart des geistigen Wesens weder durch die Jahre, noch durch Erlebnisse irgendwelcher Art ganz zu vertilgen. Dem Grundgefühl, das wir von einem Freunde haben, ordnen wir ohne zu schwanken alles unter, was andere, ja was wir selbst gegen ihn vorbringen könnten, überzeugt, daß alle Bruchstücke seines Lebens in den einen Grundriß eines Wesens sich müssen einfügen lassen, den wir im Herzen haben. Schließen wir nun auch, daß ein jeder eine bestimmte, kenntliche Wesensform haben müsse, so ist freilich damit nicht gesagt, daß diese sich immer enthüllen lasse, wenn es sich um Längstverstorbene handelt. Zwar auch sie hatten Freunde, die sie liebten und in denen sie sich spiegelten, und selbst Anklage und Verleumdung derer, die sie haßten, muß uns die verblichene Gestalt erleuchten

helfen. Vorausgesetzt aber auch den günstigsten Fall, daß Aufzeichnungen anderer und hauptsächlich der fraglichen Personen selbst von ihnen zeugen, so bleibt das Wesentliche, das mehr noch in Stimme und Tonfall und Mienenspiel, als in den gegesprochenen Worten liegt, dennoch im Dunkel. Wir wissen, daß Kolumbus Amerika entdeckte, und welches Maß von Genie und Willenskraft dadurch vorausgesetzt wird; doch haben wir nicht so viel Gefühl von seinem Wesen wie irgendein Schiffsjunge aus der Mannschaft, die ihn über Meer begleitete. Man ist darauf angewiesen, das letzte, was den einen einzig macht, zu ahnen mehr noch aus dem Duft, der über seinem Tun und den von ihm gebliebenen Worten schwebt, als aus seinem Tun selbst zu berechnen.

Man möchte vielleicht sagen, es komme nicht darauf an zu wissen, was für Menschen Nero und Kolumbus und andere gewesen seien, da nur wichtig sei, daß der Klang eines Namens einen Genius zu Schöpfungen verlocke, die, an sich wahr und groß, Bilder der Verehrung werden könnten. Ein Geschöpf des Geistes, an das Bedeutendes sich anknüpfen lasse, das Schönheit und Größe besitzt, sei ebenso wirklich und wertvoll wie ein Lebendiges, ja, sei vollendeter und dauernder. Der Mensch erschöpfe sich im Grunde in seinen Taten, überhaupt in seinem Leben, nach diesem bleibe nichts von ihm übrig, als sein Name und daran geknüpfte Berichte; wenn man ihn wiederholen wolle, müsse man ihn neu schaffen.

Allerdings kann wohl einmal die Schöpfung eines Dichters, etwa Schillers Wallenstein, den Toten verdrängen; im allgemeinen aber hören wir nicht auf, die Schatten aus der Unterwelt zu beschwören, bis wir glauben, den unnachahmlichen und unvertilgbaren Persönlichkeitsgeruch zu spüren, der ihnen eigen war. So ist die Darstellung von Gewesenen eine Geisterbeschwörung. Zuweilen merken die Zuschauer, daß nur eine geschickte Spiegelung, irgendein gefälliges, vielleicht erstaunliches Kunststück ihnen vorgegaukelt wird; zuweilen haucht ihre Sinne das ahnungsvolle Aroma leibhaftiger Seelen an.

Dann ist die Formel des Beschwörers in den Hades gedrungen und hat eine der flatternden Erscheinungen berührt und verdichtet.

Möchten die Angerufenen erscheinen und ihr verworrenes Schicksal enthüllend langsam an uns vorübergehen.

FEDERICO CONFALONIERI

WAS für ein Mensch! Was für ein Mensch!“ sagte Gabrio Casati von seinem Schwager Federico Confalonieri. „Unter seinem Blick fühlt man sich von ihm gefesselt, aus der Ferne beneidet man ihn, ja liebt man ihn vielleicht nicht einmal!“ So, schwankend zwischen Liebe und Abneigung, stand mancher dieser rätselhaften Erscheinung gegenüber, und tut man es noch jetzt, bald zweifelnd, bald wieder angezogen, obwohl der Zauber seines Anblicks, seiner Rede, seines Umganges nicht mehr wirksam sind.

Wenn es immer schwer ist, das Leben von Menschen, die etwa hundert Jahre vor uns wirkten, in seinen Einzelheiten und inneren Gründen zu erforschen, so ist es das des Grafen Frederico Confalonieri ganz besonders, über den schon seine Zeitgenossen ein unsicheres Urteil hatten, da es zuweilen in seiner Absicht, zuweilen nur in seiner Natur lag, vertrautem Einblick sich zu entziehen. Seine Wirksamkeit dauerte kaum ein Jahrzehnt lang und war den Verhältnissen entsprechend größtenteils verborgen, dann ging er in der Dunkelheit des Kerkers unter, um noch ein letztes Jahrzehnt verbannt, ein unsteter Schatten, an Menschen und Dingen vorüberzuflüchten. So entzog ihn oft das Geschick, oft er selbst sich der Beobachtung. Was die Umstände offenbaren wollen, verhüllt er mit eigensinniger Verschlossenheit, so daß wir oft an den Ausspruch eines Priesters denken müssen, der ihn im Kerker besuchte: es gelinge niemandem, in seinem Herzen zu lesen.

Ein Jugendbildnis, das von ihm erhalten ist, zeigt uns ein schönes, insofern nicht regelmäßiges Profil, als das sehr anmutig geformte Kinn im Verhältnis zu Stirn und Nase zu klein ist. Mehr verrät das Bild, das aus der Zeit nach seiner Gefangenschaft stammt, wo er dem Beschauer das Gesicht zuwendet. Da sehen wir die auffallend breiten Lider, die das Auge wie ein Visier verhüllen zu sollen scheinen, unter denen der Blick hochmütig hervorgleitet, und die ungewöhnlich lange

Oberlippe, wie sie Menschen zu haben pflegen, die schweigen können und beharrlich sind. Was vor allem diesem Bilde den Charakter verleiht, ist der Stolz, der wie eine vornehme Gebärde der Abwehr in jedem Gesichtszuge und in der Haltung des Kopfes ausgeprägt ist.

Seine Gestalt war groß und majestätisch und machte den Eindruck des Kraftvollen; wie denn der kleine zarte Silvio Pellico die unbesiegbar robuste Anlage des Freundes oft neidlos bewundernd hervorhob. Indessen täuschte das Aussehen, sei es auch nur, indem in einem ursprünglich vielleicht kräftig angelegten Organismus ein krankes Nervensystem arbeitete. In seinem 36. Jahre befiel Confalonieri eine schwere Herzkrankheit, der er fast erlegen wäre. Vieles deutete darauf, daß dieselbe nervöser Natur war, besonders der Umstand, daß in ihrem Gefolge epileptische Krämpfe auftraten. Doch fing er im Kerker an Rheumatismus zu leiden an, und seinen Tod führte Wassersucht herbei; er starb in seinem 61. Jahre, wurde also gerade so alt wie Silvio Pellico. Man kann vielleicht sagen: wie sein Körper eine unerschütterte Gesundheit vortäuschte, die er nicht besaß, so ließ sein Auftreten und Wesen, seine ganze Persönlichkeit ihn tatkräftiger, zielbewußter, sagen wir heldenhafter erscheinen, als er war. Was von einem süditalienischen Aristokraten gesagt wurde, der auch Jahre im Kerker zubrachte, er sei wie ein eiserner Stab mit Watte umwickelt, ließe sich dann auf Confalonieri umgekehrt anwenden, indem man ihn etwa einer ausgestopften Rüstung vergliche. Damit soll nicht gesagt sein, daß er schwach gewesen sei, nur weniger kraftvoll, als seine Erscheinung vermuten ließ.

Die Eigenschaften, die den Zeitgenossen zunächst an ihm auffielen, waren Willenskraft und Ausdauer, diejenigen, deren Mangel Gerio Capponi gelegentlich als verhängnisvoll für die Italiener hervorhebt, ferner Stolz und Verschlossenheit. Was die Willenskraft anbelangt, so erreichte er zwar mancherlei rühmlich, wenn er sich mäßige Aufgaben setzte; darüber hinaus aber ging ein leidenschaftliches, ruheloses Wollen, das seine

eigentliche Seele war, dem aber die Sicherheit des Gelingens nicht innewohnte. Sein ganzes Wesen verlangte nach Tätigkeit, doch wäre es verkehrt, ihn für einen Mann der Tat zu halten; wenigstens war er es nur in den geringeren Angelegenheiten, die ihn nicht völlig befriedigten. In den wichtigsten Dingen wurde sein Wollen nicht von Entschlußfähigkeit unterstützt, zum Teil weil er sich nicht ganz klar über seine Ziele war. Es ist allerdings so, daß die schnell Handelnden selten ausdauernd sind, und daß ein gewisses Zögern, ein langsamer Gang, mit Willenskraft notwendig zusammenhängt; allein bei Confalonieri hatten die zurückhaltenden Hemmungen ein solches Übergewicht, daß sie ihn in Augenblicken, wo gehandelt werden mußte, lähmten und ohnmächtig machten. Mit den Jahren und durch den Einfluß der langen Gefangenschaft nahm die Scheu vor dem Sichentscheiden so zu, daß er sich selbst eines Zuviel des Erwägens anklagte. Indes bestand sie in hohem Grade immer und beruhte auch mit auf seinem Stolz, der in der Tat das Bindende fürchtete, das ihr anhaftet, indem sie den Freien, der noch wählen kann, zum Unterworfenen macht, der die Folgen des Getanen annehmen muß. Überhaupt war Stolz eine wesentliche Linie seines Charakters, Stolz, der nicht durchaus mit Kraft verbunden war, dafür aber oft die Stelle der Kraft vertrat.

Es gibt Menschen, die zu stolz sind, um sich zu verbergen; Confalonieris Stolz verwehrte ihm, sich zu zeigen. Er konnte es nicht leiden, daß andere ihn durchschauten, wollte auch nicht zu einem Teil von anderen in Besitz genommen sein. Hatte die Natur ihn gleichsam gerüstet geschaffen, um eine gewisse Schwäche zu decken, so benützte er das, um sich überhaupt zu verbergen, das Visier nur vertrauten Freunden gegenüber vom Gesichte zurückzuschlagen, ja auch dann vergaß oder unterließ er es wohl. Der Priester Paulovich, dem die Seelsorge der Gefangenen auf dem Spielberge anvertraut war, warnte seinen Nachfolger vor ihm: er sei diplomatisch, versteckt, maskiert, sehr gefährlich und mehr als alle andern zu fürchten.

Was er sage, ziele dahin, etwas aus dem andern herauszuziehen und niemals etwas vom seinigen zu geben, seine Worte hätten immer einen doppelten Zweck. Es scheint, daß ein unbewußtes Bestreben, sich unkenntlich zu machen, auch in seiner Schrift sich ausgedrückt habe; wenigstens kehrt in seinen Briefen häufig die Bitte wieder, seine undeutliche Schrift zu entschuldigen, die dem Empfänger das Lesen erschwere oder unmöglich mache. Er bildet den vollkommenen Gegensatz zu einem unter seinen Landsleuten häufigen Typus, die, gesellig mitteilsam, das sprudelnde Wort nicht von der Lippe zurückhalten können und sich bei erster flüchtiger Begegnung ganz geben; er sprach viel und sehr gut, ohne aber sein Innerstes auszusprechen.

Im Jahre 1814 lernte Confalonieri in Paris den Florentiner Filippo Buonarotti kennen, der als Emigrant dort lebte, ein Mann von antiker Denkweise, wie man es damals ausdrückte, eigentlich ein idealistischer Schwärmer, strenger Republikaner, der Federico liebgewann, während der ihn mit Neugier und Achtung betrachtete. Buonarotti, der Mitglied geheimer Gesellschaften war, die die Regeneration der Völker und den Sturz des Despotismus zum Zwecke hatten, suchte Federico zum Eintritt in dieselben zu bewegen. Diesen zogen der Widerstand gegen den Despotismus und die liberalen Ideen, der internationale Charakter und der brüderliche Geist gegenseitiger Hilfe, wie er es selbst nennt, zu den Gesellschaften hin; aber die kindischen Formen, mit denen sie sich umgaben, waren ihm lächerlich und verächtlich, an den Carbonari mißfiel ihm das Irreligiöse und Demagogische, er tadelte die Neigung, das Altertum mit seinen Republiken in die Gegenwart versetzen zu wollen, und den Umstand, daß die Gesellschaften entweder nur wenig Mitglieder haben müßten, und dann machtlos wären, oder viele, und dann zum großen Teil aus schlechten, törichten, abenteuerlichen, unbedeutenden Menschen beständen. Da er aus diesen Gründen nicht Mitglied einer Gesellschaft werden wollte, lehrte Buonarotti ihn insgeheim die verschiedenen Grade verschiedener Gesellschaften mit ihren Geheimnissen

kennen, ohne ihn zu verpflichten, so daß er mit den Eingeweihten Fühlung gewinnen konnte, wovon er auch auf seinen Reisen durch Italien Gebrauch machte.

In dieser seltsamen Geschichte zeigt sich Confalonieri ganz: die Macht, die er über die Menschen hatte, so daß er einen Mann von strengem, unbestechlichem Charakter wie Filippo Buonarotti dazu bewegen konnte, ihm eine so außergewöhnliche, eigentlich unerhörte Ausnahmestellung zu gewähren; seine Abneigung sich zu binden und in Verhältnisse einzutreten, wo er nur ein Glied in einer festgefügten Kette, zu Gehorsam oder doch zum Anschluß an von andern festgesetzte Grundsätze verpflichtet gewesen wäre; zugleich sein Drang, seinerseits diese Verhältnisse zu durchschauen und in sie eingreifen zu können, wie er denn wirklich, indem er die ihm bekannten Zeichen gab, Fremde veranlaßte, ihn für einen Genossen, z. B. einen Carbonaro zu halten und ihm ihr Vertrauen zu schenken, das er zwar nie mißbrauchte, aber keineswegs erwiderte.

Eine solche Stellung nahm er bis zu einem gewissen Grade auch seinen Freunden gegenüber ein, die sich ihm mitteilten, während sie sich über ihn täuschen konnten. Da er mit seiner Gabe, schön und überzeugend zu sprechen, die Fähigkeit vereinigte, sich in andere hineinzuversetzen und also mit ihnen zu denken und zu fühlen, so konnten sie leicht zu der Einbildung kommen, daß zwischen seinen und ihren Ansichten kein Unterschied sei. Übte er diese Kunst im Verkehr mit Freunden kaum mit Bewußtsein aus, jedenfalls nicht um sich einzuschmeicheln oder sie auszuholen, vielmehr um ihnen wohlzutun, so erreichte er doch damit, was in seiner Natur lag wollen zu müssen: daß er sie kannte und beherrschte, ohne sich selbst ganz hinzugeben. Er hatte aber die fürstliche Eigenschaft, diejenigen, die er beherrschte und die sich ihm ergeben hatten, ganz in seinen Schutz aufzunehmen und sich für sie verantwortlich zu fühlen. Er war der geliebteste, wie der hilfsbereiteste der Freunde. Seine auserlesene Fähigkeit, sich in die Lage anderer zu versetzen und ihre unausgesprochenen Schmerzen, der Bitte zuvor-

kommend, zu erleichtern, wird häufig hervorgehoben; liebevoll, stark und treu nennt ihn Silvio Pellico. Wenn er durch Geld unterstützen konnte, tat er es mit der Selbstverständlichkeit, die das Annehmen selbstverständlich macht. Auch durch seine bloße Nähe, ohne es zu beabsichtigen, vermöge der Kraft, die von seiner Persönlichkeit ausging, war er ein Spendender: „Deine Gegenwart in Mailand", schrieb ihm im Jahre 1812 einer seiner Freunde, „war also der Stützpunkt vieler Existenzen, wenn Du nicht da bist, fehlt es Jungen und Alten, Eheleuten und Junggesellen, kurz, Leuten jeder Klasse und Art an Leben". Von ihm hat man den Eindruck, daß er die meisten seiner Freunde hauptsächlich liebte, weil sie seiner bedurften, und daß sie ihm gerade so viel waren, wie sie ihm Gelegenheit gaben, ihnen etwas zu sein; manche vielleicht auch, namentlich die jüngeren, weil sie sein Gefolge bildeten; auch an wenigen, wie zum Beispiel an dem Florentiner Gino Capponi, scheint ihm um seinetwillen etwas gelegen gewesen zu sein.

Sein angeborener Hang, Menschen und Verhältnissen gegenüber der Beherrschende zu sein, ließ ihn diejenigen mit Kälte und Feindseligkeit zurückstoßen, die ihn beherrschen wollten. Mehr darin lag der natürliche Grund seiner evolutionären Stellung als im Temperament, das gelassen war; er ging so weit, die Begeisterung, so liebenswürdig und verehrungswürdig sie auch sei, als eine Störung im Gleichgewichte der Vernunft anzusehen. Für einen Jakobiner gehalten zu werden, wie man damals Umstürzler zu nennen pflegte, war ihm unleidlich; er war ein Aristokrat mit liberalen Ideen und einem leidenschaftlichen Drang nach Größe. Seine politische und soziale Richtung glich der, die vor der Revolution unter den französischen Denkern vorherrschend war: im Staate wünschte er die Macht der Regierenden nach englischem Muster durch eine angemessene Vertretung der Gebildeten beschränkt, die Freiheit durch vernünftige Gesetze gewährleistet zu sehen, die besitzende Klasse sollte sich verpflichtet fühlen das Volk zu bilden und seine

Lage zu verbessern; im allgemeinen war er für Fortschritt auf allen Gebieten. Von den sehr partikularistischen Mailändern unterschied er sich dadurch, daß er als Italiener fühlte, für eine ideelle Vereinigung von ganz Italien arbeitete und auf eine faktische in der Zukunft hoffte. Toskana nannte er sein süßes Lieblingsland.

Übrigens hatte er nicht gerade eigene Ideen und Auffassungen. Man rühmte seine Klugheit, seinen Scharfblick, sein klares Urteil; einer seiner Bekannten fühlte sich durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, durch sein allseitiges Umfassen der Verhältnisse, seine tiefen Einsichten in die Bedürfnisse der Zeit an die besten Seiten Mirabeaus erinnert; indessen wenn auch sein praktischer Verstand das durchschnittliche Maß überstiegen haben mag, so war er doch nicht durch seinen Geist hervorragend und wirksam. Der große Zauber, den er ausübte, insbesondere auf Frauen und Jünglinge, lag namentlich in der Intensität seiner Persönlichkeit und seines Lebensgefühls, wie auch in seinem Drange zu herrschen; denn die Menschen neigen sich im allgemeinen gern dahin, wo sie denselben spüren.

Federico Confalonieri ist am 6. Oktober 1785 geboren. Die Familie wurde erst am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in den Grafenstand erhoben; im achtzehnten Jahrhundert nahm sie einen sehr angesehenen Platz in der mailändischen Aristokratie ein. Sein Vater hing Österreich an und gehörte überhaupt zu jenen „veralteten Personen", die das abgezirkelte, schläfrige Dasein, aus dem die napoleonischen Stürme Italien aufgerüttelt hatten, für das rechtmäßige und wünschenswerte hielt. Das Verhältnis zwischen beiden war gespannt. Federico war weder österreichisch noch französisch; er haßte Napoleon und soll mit dessen Stiefsohn, Eugène Beauharnais, dem Vizekönige von Italien, aus einem persönlichen Grunde, nämlich weil derselbe seiner Frau den Hof gemacht habe, verfeindet gewesen sein.

Im Jahre 1806, also sehr jung noch, hatte Federico sich mit einer um wenige Jahre jüngeren Frau verheiratet, Teresa

aus dem gräflichen Hause Casati, deren Schönheit und Güte gerühmt wurde. Nach einem Profilbilde aus ihrer Jugend zu urteilen, waren ihre Züge regelmäßig; auffallend sind auf jenem Bilde ihre Augen, aus denen ein Triumph von Liebe und Wahrheit strahlt. Man verglich sie einmal mit einer römischen Matrone, deren Würde durch die Demut des christlichen Glaubens lieblich gemacht sei. Ihre Güte beweist am besten die Tatsache, daß sie von ihrer Dienerschaft angebetet wurde. Wenn es sich um Dinge handelte, die ihrem Herzen wichtig waren, konnte sie eine außerordentliche zielbewußte Tatkraft entfalten, aber nicht ohne sich dabei aufzuzehren. Es scheint, daß die Ehe, wenn sie überhaupt jemals glücklich war, sehr bald aufhörte es zu sein, was der Klatsch von Mailand dem herrischen und eifersüchtigen Wesen Federicos zuschrieb. Auch wurde behauptet, da ihr erstes und einziges Kind im zarten Alter starb, es sei das infolge seiner Rücksichtslosigkeit und Unvorsichtigkeit geschehen: er habe es nämlich gern in die Luft geworfen und wieder aufgefangen, wobei es gefallen sei und sich die Todesursache zugezogen habe, was ihn dann Teresa gänzlich entfremdet habe. Doch ist dies ebenso unverbürgt und noch unwahrscheinlicher als die Geschichte von der Neigung des Prinzen Beauharnais, die einen gewissen Eindruck auf Teresa gemacht habe. Gewiß ist, daß Teresa ohne Verschulden durch irgendeine Handlung war, er dagegen sich manches, hauptsächlich wohl Härte und Untreue, vorzuwerfen hatte. Ihr Charakter war edel und groß angelegt, vielleicht für seinen Geschmack zu vernünftig, zu klar, zu kühl und steif nach außen. Das Leidenschaftliche, Gefallsüchtige, Geheimnisvolle, Unnennbare, was oft mehr als Schönheit und Seelengröße zur Liebe reizt, scheint ihr gefehlt zu haben. Von dem Grade ihrer Liebe zu ihm mochte er keine richtige Vorstellung haben, oder es war die Art ihrer Liebe, die ihn nicht befriedigte. In die Bewunderung und ritterliche Verehrung, die die Freunde ihres Mannes ihr darbrachten, klingt zuweilen eine gewisse Parteinahme für sie und ein vorsichtiger Vorwurf gegen ihn an.

Wenn er weite Reisen ohne sie unternahm, suchte sie vergeblich ihre Schwermut vor ihren Bekannten zu verbergen: er füllte ihr ganzes Herz aus.

In ihrem Buche über Italien, das sie im Jahre 1820 verfaßte, sagt die damals viel gelesene englische Schriftstellerin Lady Morgan, nachdem sie die geistlose Lebensführung der alten Generation in Mailand geschildert hat: „Es ist aber leicht möglich, daß in einem anderen Flügel des nämlichen Hauses der junge und regsame Erbe seinen Tag ganz auf englische Weise verlebt. Der Mann schreibt in seiner Bibliothek oder Kabinett an Vorsteher der Lancasterschulen, antwortet englischen Manufakturisten und Mechanikern, verschreibt ein Modell eines Dampfschiffs oder Einrichtung zur Gasbeleuchtung; dann besucht er seine (häufig englischen) Pferde, reitet spazieren, hütet sich, das Mittagsmahl im anderen Teil des Hauses nicht zu versäumen, wenn er nicht etwa um 5 Uhr bei einem Freunde zu Mittag ißt, der des väterlichen Zwangs und alten Herkommens ledig wurde. Die Dame hat in der nächstgelegenen Kirche ihre Andacht verrichtet; dann übt sie im französischen Boudoir die Künste, welche sie in der Pension der Frau von Lor erlernte, besucht Freunde, die ihr empfohlen wurden. Nach dem Mittagessen macht sie einige Familienbesuche; nun kommt die Zeit zur Fahrt auf den Korso, dann die Oper, ihr eigentliches Reich, wo sie ihre Macht ausüben kann.“

Es wäre nicht unmöglich, daß diese Schilderung auf das Haus Confalonieri ginge, auf welches der altmodische Vater einen Druck ausübte. Auch stimmt es insofern, daß Teresa in der Anhänglichkeit an die kirchlichen Gebräuche durchaus der alten Schule angehörte; aber, sei es aus Liebe zu Federico oder aus eigener Überzeugung, sie teilte sowohl seine politischen und sozialen Interessen und war in alle seine und seiner Freunde Pläne eingeweiht. Vielleicht war ihr Geist nicht glänzend, und jedenfalls drängte sie sich nicht vor; Verstand und Einsicht indessen fehlten ihr nicht. Aus ihres Mannes an sie gerichteten Briefen sieht man, daß, wenn kein leidenschaftliches, doch ein

sehr gutes kameradschaftliches Verhältnis zwischen ihnen bestand; er wußte, daß sie Verständnis für alle seine Bestrebungen hatte, und daß seine Geschäfte von ihr mit derselben Umsicht und Zuverlässigkeit besorgt wurden, wie von ihm oder einem treuen Verwalter.

Der Sturz Napoleons eröffnete Confalonieri zum ersten Male eine öffentliche Wirksamkeit, die er nach seiner durchaus männlichen, auf Tätigkeit gerichteten Veranlagung suchen mußte, in der er aber nicht vom Glück begleitet war; es zeigte sich, daß er auffiel, daß die öffentliche Meinung sofort ein anführendes, maßgebendes Haupt in ihm sah, weswegen man ihm am Schlimmen wie am Guten, was geschah, leicht einen bedeutenden Anteil zuschrieb, und daß er mehr Feinde als Freunde hatte. Er gehörte zu den Führern derjenigen Partei, die, sowohl der französischen wie der österreichischen entgegen, ein unabhängiges oberitalienisches Reich unter einem womöglich italienischen Fürsten wollte, ein Programm, das löblich klingt, aber den Fehler hatte, daß ein fürstlicher Kandidat zunächst nicht vorhanden war, daß dagegen der Vizekönig Eugène Beauharnais eine gewisse militärische Macht zur Verfügung hatte, die einzig die Lombardei in den Stand gesetzt hätte, den verbündeten Mächten gegenüber mit dem Anspruch auf Unabhängigkeit aufzutreten. Demnach konnte man dieser Partei Mangel an Logik vorwerfen, und sie zog sich vollends bitteren Tadel dadurch zu, daß in ihrem Namen ein wüster Racheakt geschah: es wurde nämlich durch eine zusammengerottete Volksmenge der bisherige Finanzminister Prina auf unmenschliche Weise ums Leben gebracht. Confalonieri nun wurde für den Anstifter dieses Mordes gehalten, so daß sein Name mit dem Makel wenn auch nicht einer erwiesenen Untat, so doch eines häßlichen Verdachtes behaftet blieb. Allerdings sprachen ihn Männer von Gewicht und Ehre von der Anklage frei, und er selbst verteidigte sich in einer Schrift, der man Glauben schenken muß, wenn man ihn nicht für einen abgefeimten Heuchler halten will; möglich wäre nur immerhin, daß er, ohne es zu

beabsichtigen, durch sein Verhalten zu dem schrecklichen Akt anregte, dann, daß er ihn hätte verhindern können, wenn er gewollt hätte. Charakteristisch für ihn ist hauptsächlich, daß gleich sein erstes Auftreten etwas Unklares hatte, weil er Neider und Feinde hatte, besonders aber weil er nicht ganz zielbewußt handelte, schließlich auch weil man ihm mehr Wichtigkeit beimaß, als ihm zukam.

Die Uneinigkeit der Mailänder ließ den Verbündeten freie Hand, die Geschicke Italiens nach ihrem Sinne zu ordnen. Von einer provisorischen Regierung mit mehreren andern nach Paris geschickt, um den dort versammelten und vertretenen Souveränen gegenüber die Sache seines Landes zu führen, tat Confalonieri, was in seiner Macht stand, um der Lombardei Unabhängigkeit und eine Verfassung zu sichern; aber Franz I. hatte im Geiste schon von Oberitalien Besitz ergriffen und behandelte die Gesandten, denen er mehrfach Audienz erteilte, ohne weiteres als seine Untertanen. Er hörte ihren Vortrag über verschiedene Maßregeln, die sie zugunsten ihres Vaterlandes von der neuen Regierung ergriffen wissen wollten, gnädig an, ohne etwas zu versprechen, wodurch er seiner Majestät etwas zu vergeben geglaubt hätte, außer daß er wie ein Vater für seine italienischen Untertanen sorgen wolle. Die Rolle, die Confalonieri in Paris gespielt, und vermutlich auch der Eindruck, den seine Persönlichkeit hervorgerufen hatte, machte ihn dem neuen Herrn sofort verdächtig.

Was er in Paris erlebt hatte, die Einsicht, daß von keiner fremden Macht etwas zu erhoffen war, daß nur selbständiges Handeln hätte helfen können, hatte Confalonieris Ansichten in mancher Hinsicht erschüttert, vielleicht seine ehemalige Haltung ihm in ungünstigem Lichte erscheinen lassen. Damals hätte er sich auch einen österreichischen Prinzen gefallen lassen, falls nur Mailand nicht abhängige Provinz eines außeritalienischen Reiches würde; erst jetzt fing er an, die Einmischung der Fremden überhaupt abzulehnen. Man kann sich denken, daß der stolze Aristokrat widerwillig war, sich vor einem Kaiser

Franz zu beugen, dessen kleinliche Persönlichkeit seine maßlose Selbstgefälligkeit und Herrschsucht als empörende Anmaßung erscheinen ließen.

In diesem Falle gab sich der Graf nicht die Mühe, seine Gesinnungen zu verhehlen, und seine Abneigung gegen das aufgedrungene Regiment wurde bald bekannt. In dem schon erwähnten offenen Briefe, den er drucken ließ, um sich gegen die von der französischen Partei erhobene Anklage zu verteidigen, als habe er den Mord des Ministers Prina veranlaßt, kam ein Satz vor, der lautete: „Ich war und werde niemals der Mann sein, der von Umständen oder von Regierungen abhängt;" diesen nahm der Kaiser zum Anlaß, ihn für eine gewisse Zeit auf eines seiner Güter zu verbannen. Von der wegen ihres unwürdigen Spionierens verachteten Regierung gefürchtet zu werden, mag ihn weniger geschmerzt, als sein Selbstbewußtsein gesteigert haben; er ging seinen Weg, wie es ihm beliebte, ohne sich um die lauernde Feindseligkeit zu bekümmern, die ihm nichts anhaben konnte.

Federico war damals 30 Jahre alt: das Bedürfnis zu handeln, zu wirken, sein Leben mächtig, weithin sichtbar zu steigern, war auf seinem Höhepunkt und fügte einen durch seinen natürlichen Zustand bedingten Grund der Unzufriedenheit mit dem neuen Regimente zu dem im Bewußtsein liegenden. Den angenehmsten Ersatz der Tätigkeit verschaffte ihm das Reisen, wo es doch Bewegung, Geschehen, Erleben gab, und er zugleich den unwillig ertragenen Verhältnissen der Heimat entrückt war. Ähnlich wie ein unbestimmtes hohes Streben über dem, was er Naheliegendes unternahm, hinging, so waren seine Reisen in Italien, nach Frankreich und England für ihn gewissermaßen etwas Vorläufiges; denn er träumte von einer wundervollen Reise nach dem äußersten Indien. Indessen brachte ihm ein Aufenthalt in Neapel, wohin er Teresa mitgenommen hatte, ein Erlebnis, das seine gespannte Seele für eine Weile beschäftigte. Das Ehepaar trat dort in freundschaftlichen Umgang mit dem österreichischen Gesandten Jablonowsky und seiner Frau

Carolina Woyna, einer Polin, die sich ihrerseits in ihrer Ehe nicht befriedigt fühlte und die zärtlichen Gefühle, die sie bald in Federico erregte, zu erwidern begann. Der Verkehr zwischen den beiden erinnert an die sentimentalen deutschen Liebesverhältnisse des achtzehnten Jahrhunderts: sie schrieben einander lange Briefe, in denen sie sich ihrer Zuneigung, er schwärmerischer, sie zurückhaltender, und des edlen Charakters derselben versicherten, sie mahnte ihn an die Vorzüge seiner Frau, er sie an die ihres Mannes. Seine Eigenart zeigte Federico darin, wie er ihr in Gesprächen und Briefen andeutete, daß er ihr umfassende Andeutungen über sich, seinen Charakter und sein Schicksal machen wolle, dadurch veranlaßte, daß sie ihm Einblick in ihr Inneres gewährte, ihr aber das versprochene Vertrauen schuldig blieb, so daß sie ihm eindringliche Vorstellungen deswegen machte. Gewiß war es nicht seine Absicht, sie, die er liebte, auszuholen; es kam ihm wohl der Antrieb, sich einmal ganz mitzuteilen, und schließlich konnte er den Widerstand, der in seinem Innern dagegen war, doch nicht überwinden. Freilich muß man zweifeln, ob er die letzten Beweggründe seines Handelns, den tiefsten Grund seines Wesens überhaupt in Worte hätte fassen können. Was er wollte und was ihn quälte, das Ziel, das in der Ferne schwebend ihm keine Ruhe ließ, war nicht mit Namen zu bezeichnen, war das Unerreichbare an sich, wovon ihm vielleicht nur so viel zum Bewußtsein kam, daß er zögerte sich darüber klar zu werden und vollends auszusprechen.

Indessen als Mann, der auch in einem von der Wirklichkeit umgrenzten Kreise lebte, verband Confalonieri einen praktischen Zweck mit seinen Reisen; war er in Italien, so suchte er die Liberalen untereinander in Verbindung zu setzen und die politischen Zustände und Möglichkeiten kennen zu lernen, im Auslande machte er Beobachtungen über den Kulturzustand und das Staatswesen der anderen Nationen, um sie irgendwie auf die heimischen Verhältnisse anzuwenden. Insbesondere erwärmte er sich für England. Wenn er den kriechenden Gang der Tage

im restaurierten Italien mit der Regsamkeit verglich, die dort herrschte, so kam ihm sein Vaterland wie ein stehendes Wasser vor, morastig träge, in dem der Geist erstickt und untergeht. Dort hatte er Reichtum intellektueller Produktion, Handel und Gewerbe in Blüte gefunden, weltliche Schulen, gute Zeitschriften, philanthropische Einrichtungen und Erfindungen kennen gelernt, die das städtische wie das häusliche Leben bereicherten und verschönerten. Der Gedanke kam ihm, daß man die Errungenschaften einer modernen Kultur, von denen Italien nichts wußte, in Mailand einführen und auf diese Weise neuem Leben überhaupt und universalen Ideen den Boden bereiten könnte. Dabei stand er nicht allein: von den Freunden, die seine Absichten teilten, war der tätigste Graf Luigi Porro Lambertenghi, in dessen Hause sich versammelte, was es an modernem Geist in Mailand gab. Die Einführung eines Dampfbootverkehrs auf dem Po wurde geplant und ins Werk gesetzt, öffentliche Gasbeleuchtung, die Einrichtung von Volksschulen, auf dem System des gegenseitigen Unterrichts beruhend, die Herausgabe einer Zeitschrift, die Gründung einer Sparkasse und eines Nationaltheaters ins Auge gefaßt und zum Teil verwirklicht, und schließlich träumte Confalonieri von einem großartigen Bazar, der einen großen öffentlichen Garten als Spiel- und Erholungsplatz für Mütter und Kinder umfassen und gedeckte Verkaufsläden, Fremdenzimmer, Lesezimmer, Restaurationen, Cafés, Bäder, kurz alle erdenklichen Einrichtungen enthalten sollte, die ihn zu einem Mittelpunkte des Verkehrs machen könnten.

Confalonieris Gebiet waren besonders die Schulen, wofür er die vornehme und gebildete Welt Mailands zu interessieren wußte. In den wichtigsten Städten der Lombardei wurden solche gegründet, die von Mantova stand unter der Leitung des Grafen Arrivabene. Es begann für die an diesen Unternehmungen beteiligten jungen Männer eine froh erregte Zeit; das Bewußtsein, sich im Gegensatze zum herrschenden System zu befinden, etwas zu wagen, während man doch auf dem Boden des Rechtes blieb, ja etwas Gutes, dem Vaterlande und Volke Dienliches

anstrebte, war zunächst nur eine Anregung und ein Sporn sich enger aneinanderzuschließen.

Die Schulen von Pestalozzi und Fellenberg in der Schweiz wurden besucht, das englische und französische Schulwesen wurde studiert, man suchte geeignete Lehrer und bekümmerte sich um Papier, Bleistifte und Federn, die verwendet werden sollten. Der rasche Erfolg, die wachsende Zahl und die dankbare Anhänglichkeit der Schüler vermehrte die Lust der Stifter an ihrem menschenfreundlichen Werke. In der Eröffnungsrede hob Confalonieri hervor, daß auch die Mädchen eine bessere Bildung erhalten müßten, da gerade sie, auf die Enge und Eintönigkeit des Hauses angewiesen, in den Stand gesetzt werden sollten, dasselbe durch einen einigermaßen entwickelten Geist heller und schöner zu machen.

Für die Zeitschrift, den berühmten Conciliatore, der in der Literatur die romantische Richtung gegen den alten Klassizismus vertrat, stellte er unter anderen die Regel auf, er sollte möglichst frische und genaue Nachrichten bringen über alles, was in allen Teilen Italiens vorgehe, damit die, welche dasselbe Land bewohnten und dieselbe Sprache sprächen, bekannter miteinander würden; für den guten Italiener sei von gleicher Wichtigkeit, was in Turin, Mailand, Brescia, Florenz, Bologna, Pesaro, Neapel und Reggio geschehe. Doch sollten die Leser auch von dem Guten und Vorbildlichen anderer Länder unterhalten werden; denn es galt, die Italiener nicht nur italienisch, sondern europäisch zu machen. Beiträge zu dem Blatte lieferte Confalonieri nur wenige und unbedeutende; denn er hatte weder Neigung noch Begabung sich schriftlich mitzuteilen.

Der persönliche Verkehr zwischen den hohen österreichischen Beamten und der mailändischen Gesellschaft gestaltete sich leidlich, dank der versöhnenden Kultur, den gewinnenden Umgangsformen der Italiener und der Gutartigkeit und Vernunft der meisten Österreicher. Mit dem Oberbefehlshaber der österreichischen Truppen in der Lombardei, dem Feldmarschall Bubna, einem Manne von vornehmer Gesinnung, war Confalonieri per-

sönlich befreundet. Indessen nach dem österreichischen Systeme konnten die Neuerungen, die ganze freudige Beweglichkeit, auch wenn sie den oppositionellen Charakter nicht gehabt hätte, nicht geduldet werden. Zwar erteilte die Regierung vorderhand die Erlaubnis zur Dampfschiffahrt, zu den Schulen und zur Zeitschrift, sich immerhin die Überwachung vorbehaltend; aber es ist anzunehmen, daß der Kaiser nur eine Gelegenheit abwartete, dem anmaßenden Betriebe ein Ende zu machen, ja vielleicht deswegen ihn eine Weile spielen zu lassen, damit sich die gefährlichen Geister dabei offenbarten.

Die ersten Schritte tat die Regierung gegen den Conciliatore, der, nachdem die Zensur zunehmend schärfer geworden war, im Oktober des Jahres 1819 ganz unterdrückt wurde. Die Freunde begannen für ihre Schule zu fürchten, und in der Tat wurde eine nach der anderen aufgehoben, einzig die von Mailand fristete ihr Dasein noch. Das Aufhören dieser Zeit, die Arrivabene die glücklichste seines Lebens nannte, ließ in den jungen Leuten eine Leere und ein verhängnisvolles Übermaß angespannter Kräfte zurück. „Da eine wohltätige Wirksamkeit hatte aufhören müssen," schrieb derselbe Arrivabene viele Jahre später, „nahmen die politischen Ideen wieder die Herrschaft über meine Seele ein." In Confalonieri vollends empörte sich wieder der Stolz des Aristokraten und des Italieners und regte sich leidenschaftlicher der Drang ins Große.

Den bestimmten Wunsch, Mailand von der österreichischen Herrschaft befreit zu sehen, hatte Confalonieri, einen Plan konnte man es kaum noch nennen. Das Ergebnis seiner italienischen Reise war im ganzen recht niederschlagend gewesen, wie denn wirklich die Grundlage der patriotischen Bestrebungen sehr schmal und schwankend und auf Teilnahme der andern italienischen Staaten nicht zu rechnen war. Auch in Mailand muß man sich die Zahl derer, auf die die Patrioten sich verlassen konnten, recht gering denken: der größte Teil der Aristokratie war Österreich zugetan, viele schimpften und witzelten zwar gern über die Regierung, betrachteten sie aber doch als das Tat-

sächliche, das man sich gefallen lassen muß. Das Volk kam nicht in Betracht, es liebte den einheimischen Adel nicht und hatte wohl kaum Ursache dazu. Selbst die Brauchbarkeit derer, die es ernst meinten, war durch die Gewöhnung an ein weichliches, genußreiches Leben erheblich eingeschränkt. Confalonieri, der zu gerecht und vornehm war, um sich wegwerfend über einzelne zu äußern, dachte doch von der Kraft und Seelengröße seiner Landsleute im allgemeinen nicht hoch. „Du weißt," schrieb er an Gino Capponi, „daß die Menschen bald beschäftigt, bald träge, bald verliebt sind. Dann ist es leichter im Menschen Begeisterung als eine andauernde und ruhige Willenskraft zu finden, und man kann wenig oder gar nicht auf die Mitwirkung oder Beihilfe unserer viel redenden, wenig leistenden und sich nie anstrengenden Landsleute zählen." Die in Italien herrschende Oberflächlichkeit machte, daß er, wie viele bedeutende Männer aus der Zeit des Risorgimento, sich zu England und auch zu Deutschland hingezogen fühlte, Deutschland, „jenem Lande rechtlicher Geister, gütiger Herzen und tiefer Studien". Er selbst war nicht so allgemein beliebt, daß er einen entscheidenden Einfluß hätte ausüben können; im Gegenteil, sein Stolz, seine Überlegenheit, der er sich bewußt war, stieß seine Standesgenossen zurück, wenn sie es auch zunächst nicht merken ließen, und die niederen Klassen sahen in ihm hauptsächlich den reichen, übermütigen, vom Glücke getragenen Aristokraten. Er nahm durch seine Eigenart eine Ausnahmestellung ein, die man ihm nur so lange verzieh, bis ein Fehltritt, den er tat, oder ein Unglück, das ihn traf, ihn leicht verwundbar machte.

Vernünftigerweise mußte also Confalonieri die vorhandenen Mittel für viel zu gering halten, als daß man auf sie gestützt etwas Gewaltsames gegen Österreich hätte wagen können. Das einzig Greifbare, woran man sich etwa halten konnte, war dies: man wußte, daß der junge Erbe des piemontesischen Thrones, Karl Albert von Carignan, sich gern mit liberalen und italienisch gesinnten Männern umgab, und es lag nahe, die Hoffnung auf ihn zu richten, wenn es sich darum handelte, dem

Vaterlande einen König aus einheimischer Dynastie zu geben. Strebte Karl Albert wirklich nach der italienischen Krone, so bekam, was sonst ein Hirngespinst gewesen wäre, eine Art von Wirklichkeit und Rechtmäßigkeit, und was den Mailändern, man muß es sagen, das liebste, in ihrer Lage aber auch notwendig war, das eigentliche Handeln und Wagen wurde den Piemontesen überlassen.

Der Ausbruch der Revolution in Neapel, wo es den Liberalen gelang, dem Könige eine Verfassung aufzuzwingen, machte die Patrioten kühner, den Kaiser von Österreich doppelt mißtrauisch; er erließ Dekrete gegen die Carbonari, worauf die Einsetzung einer Kommission in Venedig zur Aburteilung der Schuldigen und eine Reihe von Verhaftungen folgte: im Oktober 1820 wurden Piero Maroncelli und bald darauf Silvio Pellico, einer der eifrigsten Mitarbeiter am Conciliatore, gefangen genommen und in Anklage versetzt. „Meine beiden Hände habe ich vor Wut gebissen," schrieb Confalonieri im Jahre 1821 an Gino Capponi, als die von ihm gegründete Schule des gegenseitigen Unterrichts in Mailand geschlossen wurde.

Gerade in dieser Zeit bereitete die liberale Partei in Piemont eine Revolution vor, die auf eine Verfassung und Unabhängigkeit von Österreich zielte, wodurch den Lombarden sich eine Gelegenheit zu bieten schien, die verhaßte Fremdherrschaft los zu werden. Von den Lombarden, die, meist unter Confalonieris Leitung, sich mit revolutionären Ideen abgegeben hatten, waren viele sehr jung, unerfahren und unbedacht und zogen mehr ihre Hoffnungen als die Tatsachen zu Rate. Confalonieri war vorsichtig; immerhin hatte er von dem unberechenbaren Charakter Karl Alberts und von dem Stande der Parteien in Piemont keine richtige Vorstellung, und bei der polizeilichen Überwachung war es schwer, sich eine zu bilden. Was bisher in undeutlicher Ferne gelegen und Kräfte und Hoffnungen angespornt hatte, rückte plötzlich verhängnisvoll, ebenso drohend wie verheißend nahe. Lud man eine Verantwortung auf sich,

wenn man unter so wenig günstigen Umständen eine Revolution guthieß, so konnte es andererseits geboten erscheinen, den guten Willen des Prinzen, den die Geschichte zum Könige von Italien bestimmte, zu benützen. Weder Piemontesen noch Lombarden konnten sich denken, daß ohne den Grafen Confalonieri etwas unternommen werden könne. Die Zeit drängte: Zusammenkünfte fanden statt und allerlei Vereinbarungen wurden getroffen, um den Piemontesen, wenn sie die Grenze überschritten, hilfreiche Hand zu bieten. Confalonieri fürchtete das Ereignis mehr fast als er es wünschte und riet einem der piemontesischen Anführer, die Erhebung auf spätere Zeit zu verschieben, jedenfalls aber nur dann die Waffen zu ergreifen, wenn Karl Albert sich selbst an die Spitze des Heeres stelle; allein für den Fall, daß sie dennoch stattfände, glaubte er dafür sorgen zu müssen, daß die Patrioten in der Lombardei zum Handeln gefaßt und geeinigt wären. Es war die Zeit, wo Manzoni das erst viel später veröffentlichte hinreißende Lied dichtete, in dem er für immer unglücklich denjenigen nannte, der am Tage der Befreiung dem heiligen Banner nicht gefolgt wäre und einst sagen müsse: ich war nicht dabei!

Die übermäßige Aufregung und Belastung der Seele mag zum Ausbruch der Herzkrankheit beigetragen haben, die Confalonieri um diese Zeit befiel. Der nervöse Charakter, den die Krankheit augenscheinlich hatte, könnte auf die Vermutung bringen, er habe sich selbst unbewußterweise vor der Notwendigkeit, eine Entscheidung zu treffen, schützen wollen. Es fanden noch Besprechungen der Freunde an seinem Krankenbette statt, obwohl er dem Tode nahe war. Die erzwungene Ohnmacht Confalonieris wurde als ein schwerer Schaden für die Sache, die er vertrat, betrachtet; doch hätte er den raschen Abfall Karl Alberts und den kläglichen Zusammenbruch der Revolution in Piemont sicherlich nicht verhindern können. Es zeigte sich, daß die vorhandenen Kräfte bei weitem nicht reichten, um den Kampf gegen Österreich aufzunehmen; nunmehr waren die patriotischen Hoffnungen auch in der

Lombardei und Venetien auf lange Zeit hinaus niedergeschlagen.

Während seiner Krankheit hatte Teresa ihren Mann unermüdlich gepflegt und zugleich, wenn es nötig war, den Gefährten gegenüber vertreten. Die freundschaftlich-verliebten Beziehungen zwischen Federico und Carolina Woyna hatten zwar noch eine Weile fortbestanden, aber die Zeit hatte ihren leidenschaftlichen Charakter vermindert, und den Grafen seine mannigfache Tätigkeit abgelenkt. Es war Teresa bekannt geworden, wie wenig das Herz ihres Mannes ihr gehörte; sie litt darunter, ließ es aber ihn nicht entgelten. Einen ganz klaren Einblick in das Verhältnis der beiden Gatten gewähren die wenigen Briefe, die vorliegen, nicht; fast hat es den Anschein, als hätten sie freundschaftliche an Stelle der ehelichen Beziehungen gesetzt, sei es infolge der Gleichgültigkeit Federicos oder aus anderen Gründen. Aus ihren Briefen an ihn spricht tiefes, ergebungsvolles Leiden und unerschütterliche Liebe, die sie mit der Zurückhaltung einer nichtgeliebten Frau äußert, andererseits so ernstlich betont, daß man schließen muß, er habe nicht daran glauben wollen. Vielleicht redete er sich ein, Grund zu Vorwürfen und Zweifeln zu haben, um vor sich selbst entschuldigen zu können, daß er sie vernachlässigte.

Schwere, sorgenvolle Zeiten machen oft die Menschen wieder teuer, deren man in der Alltäglichkeit nicht mehr achtete; so mag die Gefahr der bevorstehenden Revolution, dann die schwere Krankheit Federicos, während der Teresa ihn mit Hingebung pflegte, sie einander nähergebracht haben. Ahnten sie auch nicht, daß die Sommermonate, die sie zu seiner völligen Genesung am Lago Maggiore verbrachten, auf immer die letzten ihres Zusammenlebens sein sollten, so stellt man sich doch gern vor, daß eine neue belebte Herzlichkeit diese Frist verschönt habe.

Nachdem in kürzester Zeit mit österreichischer Hilfe der piemontesische Aufstand gänzlich niedergeworfen war, wurde in Turin eine Kommission eingesetzt, um die Schuldigen zu bestrafen, und bald wurden Todesurteile gefällt, von denen die

meisten nicht ausgeführt werden konnten, weil die Betroffenen sich ins Ausland geflüchtet hatten. Auch Kaiser Franz schuf in Mailand ein Gericht mit besonderen Befugnissen, um zu untersuchen, inwieweit seine Untertanen bei der Revolution beteiligt gewesen waren. Schon in den ersten Tagen des April 1821 entfloh Graf Porro Samberthengi, bald darauf Guido Pecchio, die stark kompromittiert waren. Dem jungen Marchese Pallavicino, der Briefe und Botschaften von ihm nach Turin gebracht hatte, riet Confalonieri die Lombardei zu verlassen; daß er selbst nicht daran dachte, die Flucht zu ergreifen, war schon seinen Zeitgenossen ein Rätsel, das sie bald durch seinen Stolz und Übermut, bald durch seine Hochherzigkeit erklärten, schließlich sogar durch seine Besorgnis, man könne ihn für eine Kreatur Österreichs ansehen.

Zunächst gab ihm das Bewußtsein Sicherheit, daß Dokumente gegen ihn nicht vorlagen. Die Haussuchungen, die die Polizei im Mai und Juli, während er auf dem Lande war, bei ihm vornahm, lieferten kein Ergebnis und beruhigten ihn mehr, als sie ihn warnten. „Es wird Dir nicht unbekannt sein", schrieb er am 20. Juni an Gino Capponi, „wie die heißhungrige Polizei mich umlauert; aber ich verachte dies elende Tribunal; solange man nicht Aussichten und abstrakte Theorien unter die Verbrechen zählt, vermögen seine Bemühungen nichts gegen mich!" Confalonieris Briefe waren alle zugleich mit für die Polizei berechnet, von der anzunehmen war, daß sie sie erbrach; doch deutet alles darauf, daß er sich wirklich für rechtlich unantastbar hielt. Am 4. August gaben die Ärzte, die ihn behandelten, ein Gutachten ab, daß er seiner immer noch angegriffenen Gesundheit wegen die Bäder in Baden bei Zürich benützen müsse, womit ein einleuchtender Vorwand die Heimat zu verlassen, gegeben war; jedoch er bediente sich desselben nicht. Im Herbst kehrte das Ehepaar in die Stadt zurück, wo die Stimmung immer beklemmender wurde. Teresa, die ihn von Anfang an zur Flucht zu bewegen gesucht hatte, drängte anstvoller; über die Absicht der Regierung, ihn zu stürzen, konnte er sich nicht

täuschen. Doch widerstand er noch: er konnte sich nicht denken, daß man ihn anzutasten wagen würde ohne einen Beweis seiner Schuld; darauf, daß Freunde ihn verraten könnten, kam er nicht, auch hier seine Macht im Gemüt anderer überschätzend. Es wird erzählt, der Feldmarschall Bubna habe dem Grafen, als er ihm in Mailand begegnet sei, in nachdrücklich bedeutendem Tone gesagt: „Graf Confalonieri, mir hat geträumt, Ihr wäret in der Schweiz". Andere wollen wissen, er habe Teresa empfohlen, ihren Gemahl zu bewegen, daß er Mailand verlasse, wo die Luft ihm nicht zuträglich sei.

Am 4. Dezember wurde Giorgio Pallavicino und einer seiner Freunde, der mit ihm in Turin gewesen war, verhaftet. Obwohl Federico nicht ahnte, daß die unbedachten Aussagen seines jungen Freundes der Kommission den erwünschten Grund lieferten, zu seiner Verhaftung zu schreiten, machte ihn doch das Ereignis bedenklich und den Bitten seiner Frau geneigter. „Wenn ich meine Heimat verlasse", schrieb er am 8. an Gino Capponi, „tue ich es nicht freiwillig; ich werde es nur im letzten Augenblicke tun, wo mir zweifellos die Wahl zwischen Verbannung und Gefängnis bleibt." Er gab dem Gedanken Raum, konnte aber den Entschluß nicht fassen; überhaupt stand ihm die Gebärde der Flucht nicht an, und schließlich mochte er es für seine Pflicht halten, auf dem Posten zu bleiben, wie der Kapitän das untergehende Schiff nicht verläßt, bevor die Mitfahrenden sich alle gerettet haben.

Am Abend des 12. fuhr die Frau des Feldmarschalls Bubna beim Hause Confalonieri vor und bat den Grafen — ob sie knieend in anflehte, mag dahingestellt bleiben —, in ihren Wagen zu steigen und sich über die Grenze bringen zu lassen. Man ist versucht, an jenes Wort zu denken, daß die Götter den zuvor blind machen, den sie verderben wollen. Er ließ sich nicht überreden und wurde am folgenden Tage verhaftet, um erst nach vierzehn Jahren dem Leben wiedergegeben zu werden.

Als die Polizisten kamen, glaubte Confalonieri, es handle sich um eine neue Haussuchung, dann, als es klar wurde, daß

es seiner Person galt, warf ihm Teresa einen schnellen Blick zu, der Flucht bedeutete. Der Augenblick, wo ihm zweifellos nur die Wahl zwischen Verbannung und Gefängnis blieb, war gekommen. Unter dem Vorwande, sich umkleiden zu wollen, begab er sich in sein Schlafzimmer und eilte von dort durch verschiedene Gänge und Treppen zu einer Hintertür, die auf das Dach des Palastes führte, und die er früher etwa zu diesem Zweck ins Auge gefaßt hatte. Einen Polizisten, der ihm folgte, stieß er so heftig von sich, daß er zurücktaumelte und das Bewußtsein verlor, und er hätte vielleicht das Freie gewinnen können, wenn der Ausgang nicht kurz vorher ohne sein Wissen verschlossen worden wäre. Die so versuchte Flucht wäre doch wohl kaum gelungen.

Die Behörden, die die Schritte des Grafen seit lange verfolgten, waren hocherfreut, durch die Geständnisse des jungen Pallavicino endlich eine Handhabe gegen ihn bekommen zu haben. Metternich stimmte in das Frohlocken des befriedigten Amtseifers nicht ein: er fürchtete, schrieb er dem Gouverneur Strassoldo, daß das Ergebnis des Prozesses nicht so vollständig werde, wie jener sich einbilde. Er tadelte das übereilte Verhaften bekannter Persönlichkeiten, die man hernach wegen Mangels an eigentlichen Schuldbeweisen wieder entlassen müsse, was schon mehrmals vorgekommen war, da das allemal einen Triumph für die revolutionäre Partei bedeute. „Derselbe würde noch auffallender sein, wenn die Indizien, die, wie Sie mich wissen ließen, gegen Mr. de Confalonieri vorliegen, nicht zu so überzeugenden juristischen Beweisen führten, daß man seine Verurteilung damit begründen könnte; denn es genügt nicht, daß seine Schuld nur moralisch augenscheinlich vorliegt — darüber konnten wir ja seit lange keine Zweifel hegen —, sondern es ist für die öffentliche Meinung von höchster Wichtigkeit, sowohl in Italien wie in ganz Europa, daß diese Koryphäe der liberalen Partei nicht eines Tages als Opfer der Willkürherrschaft wieder auf dem Schauplatz erscheinen kann.“ Damit wurde die Kommission, an deren Spitze im Juni 1822 jener

Salvotti trat, den die zeitgenössischen Patrioten ihren Märtyrern wie einen Geist der Hölle gegenüberstellten, der nachdrückliche Auftrag erteilt, Confalonieri, nun er einmal verhaftet war, auch als Hochverräter zu verurteilen, und der berühmte Inquirent, der den verstocktesten Angeklagten die Geständnisse wie durch Zauber aus der Brust zu ziehen wußte, wendete seinen ganzen Scharfsinn auf, entweder den Grafen bekennen zu machen, oder ihn durch überwältigende Schuldbeweise zu überführen.

Die Festigkeit, mit der Confalonieri anfangs sich jedes Zugeständnisses enthielt, machte die Richter besorgt; sie suchten sich zunächst mit dem Anklagematerial zu trösten, das verschiedene andere Gefangene lieferten, die teils um sich selbst zu entlasten, teils aus Unbedacht oder Mißverständnis gegen den Grafen aussagten. Später trat er aus seiner Zurückhaltung heraus und erklärte, zwar keine Namen nennen zu wollen, soweit die Betreffenden nicht schon gefangen wären oder sich durch Flucht in Sicherheit gebracht hätten, aber die Revolution und seinen Anteil an ihr getreu darstellen zu wollen. Die größere Geschicklichkeit Salvottis, der im Laufe der Verhandlungen zum Inquirenten ernannt wurde und ihn mit Zeugenaussagen so in die Enge trieb, daß längeres Schweigen nur Gestehen bedeuten konnte, mag zu diesem Entschlusse beigetragen haben.

Es ist Confalonieri ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß er nicht beim starren Leugnen oder ruhigen Verschweigen jedes Zugeständnisses blieb; denn die Menschen sind töricht und anmaßend genug, um von andern eine schematische Erhabenheit zu verlangen, an der sie sich, vom sicheren Zuschauerplatze aus, weiden können. Confalonieri wollte sein Leben retten und sich vor dem Tode am Galgen bewahren, nicht nur um seiner selbst, sondern auch um seiner Frau willen, deren verzweifelte Bitten ihm das Herz um so mehr zerrissen haben müssen, weil er sich reuig bewußt war, sie nicht genug und nicht so, wie sie es verdiente, geliebt zu haben. In diesem Kampfe waren ihm alle Umstände ungünstig. Zwar konnten sich die Gefangenen während der Untersuchungshaft bis zu

einem gewissen Grade die Bequemlichkeiten, an die sie gewöhnt waren, verschaffen: sie konnten essen, was ihre Gesundheit erforderte und ihre Mittel erlaubten, lesen und in erträglichen Betten schlafen; aber sie waren von jedem Verkehr mit Menschen abgeschnitten, allein mit düsteren Gedanken, in ihrer Gesundheit durch den Mangel an Bewegung in frischer Luft angegriffen, durch die Verhöre, die oft acht bis zehn Stunden hintereinander dauerten, in beständiger Aufregung erhalten. Die Krankheit, die Confalonieri eben überwunden hatte, trat von neuem und heftiger als vorher auf. Ein großer Nachteil für die Angeklagten war es, daß sie die österreichischen Gesetze nicht kannten und ihnen auch nicht gestattet wurde, sich die Kenntnis derselben zu erwerben. Da nach österreichischem Gesetze das Todesurteil nicht gefällt werden konnte, wenn der Angeklagte nicht geständig war, so wäre die einfachste Art der Verteidigung Verweigern der Antwort oder beharrliches Leugnen gewesen, welche einzig der Hauptmann Silvio Moretti von Brescia wählte, ein unbeugsamer Mann, dessen würdevolle Greisenschönheit Andryane in seinen Denkwürdigkeiten rühmt. Confalonieri faßte den Entschluß sich zu verteidigen, nach seiner eigenen Aussage mit der Absicht, wenigstens die Anklagen, die übertrieben und schändliche Verleumdung waren, wie daß er an einem Mordplan gegen den Feldmarschall Bubna beteiligt gewesen sei, zu entkräften. Er verfuhr dabei mit einem Scharfsinn und einer Geistesgegenwart, die das Staunen der Richter erregten: immer nur so viel zugebend, wie bereits feststand, suchte er dies als rechtlich unanfechtbar hinzustellen, und indem er fortwährend behauptete, was er wisse, sagen zu wollen, und auch wirklich Seite auf Seite mit Mitteilungen über die Beschaffenheit der liberalen Partei ausfüllte, offenbarte er doch nichts Wesentliches, so daß die Richter sich schließlich von ihm irregeführt fühlten. Es kam ihm darauf an, sie hinzuhalten, Zeit zu gewinnen. Sowohl er selbst wie sein Gegner, Salvotti, wurden erbitterter und hartnäckiger, je länger der Kampf dauerte, der allmählich den Charakter eines Zweikampfes annahm.

Was in Confalonieris Verteidigung Lüge und was Wahrheit war, wird wohl niemals genau geschieden werden können, vielleicht weil der Grund des Widerspruchs tief in ihm selbst lag. Von Hause aus ein konservativer Aristokrat, wurde er durch den Haß gegen Österreich und die Sehnsucht nach einem unabhängigen Vaterland zum Gegner der bestehenden Ordnung und zum Haupt einer Verschwörung, so daß er nunmehr zwiespältig empfinden, zwiespältig handeln und erscheinen mußte. Es ist wahr, daß er den Sturz der österreichischen Herrschaft hoffte und daran mitzuwirken wünschte, es ist auch wahr, daß er kein Revolutionär war und das Gewaltsame verabscheute. Augenscheinlich war er davon überzeugt, mit seinem „wirklichen Betragen" (condotta reale) den Boden des Rechtes nicht verlassen zu haben, worin unleugbar ein gewisser Sophismus liegt. Es kam ihm nicht nur darauf an, sein Leben zu retten, sondern auch Recht zu behalten; liest man die Denkwürdigkeiten, die er auf dem Spielberg schrieb, so hat man den Eindruck, daß ihn die Qualen des Kerkers und die Sorge um die Zukunft nicht so sehr schmerzten und beunruhigten, wie die Niederlage, die er im Prozeß erlitten hatte. Übrigens hielt er sich für berechtigt, seine Handlungsweise juristisch so günstig wie möglich darzustellen. Arrivabene und Silvio Pellico litten darunter, daß sie auf die an sie gerichteten Fragen nicht schlechtweg die Wahrheit sagen konnten; Confalonieri, von Natur verschlossen, wird diese Neigung kaum haben bekämpfen müssen; auch wußte er zu gut, daß er, indem er in den geheimen Kampf gegen die Regierung eingetreten war, die Verpflichtung zu schweigen und zu leugnen auf sich genommen hatte. Auf dem Spielberg, wo ihn die Bemühungen des Geistlichen, sein Amt zum Spionieren zu mißbrauchen, anwiderte, erzählte er, während der Untersuchungshaft in Mailand hätten ihm zwei italienische Pfarrer gesagt, die Pflicht der Selbsterhaltung entbinde vor dem Kriminalgericht von der Pflicht die Wahrheit zu sagen; wenn das Nennen von Mitschuldigen zu ihrem Schaden nicht durchaus notwendig sei, um andere zu

retten, sei es nicht nur keine Pflicht, sondern widerspreche sogar der ersten aller Pflichten, der Nächstenliebe.

Noch fehlte es Salvotti an einem Dokument, das den Beweis des Hochverrats lieferte, als Confalonieri, um das System seiner Verteidigung zu vollenden, aus dem Gedächtnis einen Brief mitteilte, den er kurz vor dem Ausbruch der piemontesischen Revolution an den General San Marzano geschrieben hatte, der die aufständischen Truppen in die Lombardei führen sollte, um ihm davon abzuraten. Stände Karl Albert selbst an der Spitze der Armee, so solle er willkommen sein; im anderen Falle würde das Unternehmen nur ein allgemeines Unglück herbeiführen, da auf die Bürgerschaft von Mailand nicht zu rechnen sei. Dieser Brief sollte dartun, daß Confalonieri die Revolution nicht nur nicht befördert, vielmehr hintertrieben habe, ja er ging, in seiner Auffassung sich steigernd, so weit, sich eine Art Verdienst um Österreich zuzuschreiben, da seine Abmachung San Marzano beeinflußt habe. Diese Bewegung des verzweifelten Fechters war allzu kühn und allzu fein gewesen: er gab sich dabei eine Blöße, die der geschickte Gegner benützte, um ihn zu Tode zu treffen. Eben dieser Brief wurde, als Beweis verräterischer Korrespondenz mit dem Feinde, das gewünschte Dokument, das mit den Aussagen der Mitgefangenen und seinen eigenen das Todesurteil begründete.

Confalonieris Haltung während des Prozesses, das teilweise Zugestehen und Sichentschuldigen ist ihm von vielen als ein Beweis von Schwäche und Zweideutigkeit zürnend vorgeworfen. Vergebens wäre es, ihn so darstellen zu wollen, als habe er fest und unerschüttert das selbst herausgeforderte Schicksal auf sich genommen. Um sich, wie jener Moretti von Brescia zu betragen, war er zu nervös, zu weich beanlagt und man möchte sagen zu kultiviert. Er litt und kämpfte wie einer, der die ganze Süßigkeit des Lebens kennt, der die ganze Schwere der Verantwortung eines Handelnden ermißt und sich über sein eigenes Streben erheben kann. Ihm graute vor dem häß-

lichen Tode, der ihm bevorstand, und nach seiner Begnadigung beschäftigten ihn in Fieberanfällen quälende Vorstellungen von der Hinrichtung; er hätte leben mögen, die Frau, die um ihn litt und kämpfte, glücklich machen, das Dasein genießen, wie es seiner kraftvollen Anlage entsprach; und er wollte nicht unterliegen, nicht denen, die ihn bisher gefürchtet und beneidet hatten, ein Gegenstand des Hohnes sein. Es war ihm wichtig, den Richtern gegenüber und namentlich wenn er sich als Gefangener und Verurteilter in der Öffentlichkeit zeigen mußte, so stolz und sicher zu erscheinen, wie man es an ihm gewohnt war. Er war nicht frei von Eitelkeit auf sein Äußeres und liebte es, sich gewählt und vorteilhaft zu kleiden; er wußte, daß seine Erscheinung schön war und imponierte, und mochte das nicht entbehren, gehörte es doch zu seiner stolzen Person, die herrschen mußte, wenn er noch er selbst sein wollte.

Indessen erschwerte es ihm die zurückkehrende und immer zunehmende Krankheit sich so gefaßt zu zeigen, wie er es sich schuldig zu sein glaubte; denn er wurde nun häufig von Krämpfen befallen, die ihn für längere Zeit bewußtlos machten und so schwach zurückließen, daß er ohne fremde Hilfe nicht aufrecht stehen und gehen konnte. Der Verlauf dieser Krämpfe war so, daß man sie als epileptische bezeichnen muß: sie kündigten sich plötzlich durch Klagetöne und Seufzen des Kranken an, der gleich darauf das Bewußtsein verlor und so gewaltsam an allen Gliedern geschüttelt und hin- und hergeworfen wurde, daß man ihn halten mußte, damit er sich nicht verletzte. Stets war er in Sorge, daß gerade in Augenblicken, wo alle Blicke auf ihn gerichtet sein würden, das Übel ihn übermanne und niederwerfe.

Nach vielen vielen Jahren noch erinnerte sich Salvotti, wie Confalonieri bei der Nachricht von seiner Verurteilung im Gedanken an seine Frau zusammengebrochen war. Es war nämlich während seiner Haft ein eigentümliches Ereignis in Federico vorgegangen: er hatte Liebe zu seiner Frau gefaßt. Dies mochte zum Teil dadurch veranlaßt sein, daß die helden-

mütigen Anstrengungen, die sie zu seiner Rettung und Befreiung machte, ihm die Größe ihres Charakters und ihrer Liebe enthüllte, mehr aber dadurch, daß sie ihm nun, als er anfing den Tod oder den Kerker vor sich zu sehen, das Unerreichbare geworden war, das wundervolle äußerste Suchen, das ihm jenseit der Möglichkeit lag und darum so unsäglich lockte. Das Gefühl wuchs in ihm rasch zu der Leidenschaftlichkeit, die seine Neigungen erreichten. Teresa wurde der Mittelpunkt seines Lebens, so daß es wohl scheinen konnte, als wäre diese Liebe immer ein Teil seines Wesens gewesen. Sie war ihm nun die Frau der Frauen, die edelste, vollkommenste, die einzig liebevolle und liebenswerte, eine Heilige. Er benützte die Frist, die er noch zu haben glaubte, um ihr sein Vermögen zu vermachen, worin er von Salvotti bekämpft wurde, wie es heißt, im Auftrage des alten Grafen, der sich dadurch gekränkt gefühlt habe. Federico, der das Vermögen von der Mutter ererbt hatte, soll in bezug darauf geäußert haben, er habe von seinem Vater nichts als das Leben, und sein Wunsch im Sterben sei, daß seine Frau, wenn sie sich wieder verheirate, mit dem andern Gatten den Frieden genösse, den sie an seiner Seite nicht gefunden habe. Trotz des Eifers, mit dem man seine Absicht zu vereiteln suchte, setzte er durch, was man, solange das Todesurteil noch nicht vom Kaiser bestätigt war, ihm nicht verwehren konnte. Ferner suchte er beim Kaiser darum nach, statt durch den Strang durch das Schwert gerichtet zu werden, wobei er sich auf seine Abstammung mütterlicherseits von ungarischem Adel berief, der das Recht hatte, keine andere Todesstrafe anzunehmen; aber er wurde abschlägig beschieden.

Auf die Nachricht von Confalonieris Verurteilung begab sich Teresa in Begleitung ihres Schwiegervaters und ihres Bruders, des Grafen Gabrio Casati, nach Wien, um beim Kaiser die Begnadigung zu erwirken. Der Kaiser, entschlossen das Todesurteil zu unterschreiben, empfing die Gemahlin des Rebellen nicht, dagegen vertröstete die warmherzige Kaiserin sie auf die

Wirkung ihrer Fürbitte. Auch diese jedoch verfing nicht, und die unglückliche Frau eilte über das verschneite Gebirge zurück — es war mitten im Winter — ungewiß, ob sie ihren Mann noch lebend finden würde. Noch klammerte sie sich an die Hoffnung, den Kaiser durch eine Petition, vom Erzbischof von Mailand und vielen erlauchten Namen unterzeichnet, zu beeinflussen. Manzoni, der mit Federico und Teresa befreundet war, soll der Überlieferung nach die Bittschrift verfaßt haben, unter der mit vielen anderen sein Name steht; er hatte kurz vorher sein berühmtes Werk, die Promessi Sposi, vollendet. Übrigens soll den Kaiser nicht die Bittschrift bewogen haben, das Todesurteil in die Strafe lebenslänglichen Kerkers umzuwandeln, sondern ein Bedenken wegen eines im Prozeß vorgekommenen Formfehlers, das die gutherzige Kaiserin in ihm angeregt habe.

Alexandre Andryane, ein junger Franzose, der in den Prozeß verwickelt, zum Tode verurteilt und mit Confalonieri begnadigt worden war, da man an dem minder Schuldigen nicht gut die Strafe vollziehen konnte, die jenem erlassen war, gibt in seinen Denkwürdigkeiten eine merkwürdige Schilderung von der Urteilsverkündigung. Nach Mitternacht werden die Angeklagten geweckt und, nachdem sie sich angekleidet hatten, zu Wagen durch die totenstille Nacht in den Justizpalast geführt. Von vielen Gendarmen begleitet, die in der einen Hand eine Fackel, in der andern ein Gewehr trugen, durchschritten sie Zimmer und Gänge, bis sie zu einem hohen länglichen Saale kamen, der einer Kapelle glich und in dem ein Kaminfeuer brannte, an dem mehrere Gendarmen sich wärmten. Einer nach dem anderen, in langen Pausen, betraten sie den düstern Raum, zuletzt Confalonieri, in einen Mantel gehüllt, eine hohe, imponierende Erscheinung, der gleich darauf einen seiner Anfälle bekam und längere Zeit bewußtlos blieb. Als er wieder zu sich gekommen war, umdrängten die andern, alle jünger als er, das Bett, auf dem er lag, warfen sich schluchzend in seine Arme, und diejenigen, deren Aussagen ihm geschadet hatten,

erflehten seine Verzeihung, die er von Herzen gab; sie sahen in ihm einen dem Tode Geweihten. Nachdem ihnen das Urteil verkündet war, blieben die Verurteilten noch eine Weile zusammen, um bei Tagesanbruch, mit Ketten beladen, der öffentlichen Verlesung des Urteils beizuwohnen, auf einem Pranger der Schaulust der Menge preisgegeben. Confalonieri strengte sich an, um keine Schwäche merken zu lassen, die seine Feinde als Schuldbewußtsein oder Zerknirschung hätten auslegen können. Er war auch bei dieser Gelegenheit derjenige, auf den sich alle Augen richteten, die seiner Gefährten wie die des Publikums, in Neugier, Schadenfreude, Haß, Mitleid, Bewunderung und Liebe.

Während der Reise nach dem Spielberg, die langsam im Wagen gemacht wurde, verschlimmerte sich der Zustand des Grafen so sehr, daß er in Villach zurückbleiben mußte, von wo er, anstatt den andern zu folgen, nach Wien gebracht wurde, um noch einmal zu Geständnissen veranlaßt zu werden. Dort umgab man den Gefangenen mit allen Bequemlichkeiten seines Standes und stellte ihm einen eleganten Salon zur Verfügung, in dem er abends am Teetisch den Fürsten Metternich empfing. Zu diesem auffallenden Verfahren, das man immer als eine unwürdige Maßregel des Kaisers betrachtet hat, um Confalonieri zu bestechen, scheint dieser selbst den Anlaß gegeben zu haben, indem er während des Verhörs andeutete, daß er etwa geneigt sein würde, dem Kaiser selbst weitläufigere Eröffnungen als bisher zu machen. Vermutlich folgte Confalonieri dabei seinem Hange, sich noch Möglichkeiten offen zu lassen, zunächst noch Herr der Lage zu bleiben; auch mag er gedacht haben, daß er seiner Frau zuliebe alles versuchen, sich so weit beugen müsse, wie er ohne Schaden seiner Ehre könne. Obwohl nun die Unterhaltung, die er mit Metternich führte, sowohl von ihm selbst wie von dem Fürsten wiedergegeben ist, wird doch kaum jemals festzustellen sein, ob es der österreichischen Regierung wirklich, wie man gemeint hat, hauptsächlich darauf ankam, Zeugnisse gegen Karl Albert von Carignau zu erhalten, der zu-

gunsten des mit einer Österreicherin vermählten Herzogs von Modena von der Thronfolge in Piemont ausgeschlossen werden sollte. Nach Metternichs Darstellung habe er Confalonieri sofort erklärt, er komme nicht als Richter oder Polizist zu ihm, sondern einzig als Politiker, und hoffe von ihm etwas über die Verzweigung der liberalen Partei in Europa zu erfahren. Der Graf erging sich zur Antwort in allgemeinen Erörterungen, die keine wesentliche Bedeutung für Metternich hatten, erklärte sich indessen bereit, eine Reihe an ihn gerichteter Fragen auf dem Spielberg zu beantworten. Dies konnte ebensowohl die höfliche Einkleidung seines Abschlags sein oder aber das Festhalten an seinem System den Feind hinzuhalten und eigentlich irrezuführen. Das war jedenfalls die Auffassung Metternichs, der seinen Bericht an den Kaiser mit den Worten schloß, nach dem Eindruck, den Confalonieri auf ihn gemacht habe, glaube er schwerlich, daß er vor der Veröffentlichung einer Amnestie irgend etwas offenbaren werde.

Die Erbitterung des Kaisers gegen Confalonieri, von dessen Begnadigung er nie etwas hören wollte, die ihn unerbittlich noch gegen die sterbende Teresa machte, die zu einer Art Überlieferung in seinem Hause wurde, so daß sie nach Franzens Tode noch fortwirkte, beweist klarer, als alles, daß der Graf in dieser Versuchung sich selbst treu blieb.

Nachdem diese Unterredung mit Metternich erfolglos verlaufen war, wurde Confalonieri nach dem Spielberg geführt.

Wie qualvoll die Verurteilten oder deren Angehörige sich das Leben der Gefangenen im Spielberg vorstellen mochten, es war in Wirklichkeit doch weit unerträglicher. Die Zelle, die meistens zwei miteinander teilten, war eng, dunkel, oft feucht, und enthielt als einziges Möbel eine Pritsche, auf der zu schlafen man sich nur langsam gewöhnen konnte; Kranken wurde ein Strohsack gestattet. Das Essen, das in Brot und einer wässerigen Suppe mit ein paar Brocken harten Fleisches bestand, war den meisten ungenießbar, die Krankenkost, die

man anstatt dessen nehmen konnte, reichte nur zur notdürftigen Ernährung nicht aus; auch litten alle Gefangenen Hunger, und einige starben. Der tägliche Spaziergang fand auf einer Terrasse statt, deren Besuch während der langen Wintermonate die Kälte, gegen die kein Schutz durch wärmere Kleidung gewährt wurde, oft unmöglich machte. In der ersten Zeit wurden den Gefangenen Bücher gelassen, später nur Gebetbücher. Die einzige Erleichterung dieses Daseins, es mit einem Schicksalsgefährten zu teilen, konnte, da der Wille des Kaisers über die Zusammenpaarung entschied, ebensowohl zur bittersten Verschärfung des Leidens werden. Confalonieri war entweder allein oder mit Alexandre Andryane vereinigt, dem jungen Franzosen, der, schon bevor er ihn persönlich kannte, ihn schwärmerisch verehrte und fast wie ein Mädchen an einem geliebten Manne an ihm hing. Die unbedingte Hingebung des klugen, lebhaften, nicht unedel veranlagten jungen Mannes mußte Confalonieri wohltun, noch mehr das Bewußtsein, daß seine Gegenwart dem Armen die Gefangenschaft erträglicher, in gewisser Hinsicht lieb machte; doch scheint es, daß die beständige Nähe eines Menschen, der durch Nationalität und Temperament sehr von ihm verschieden war, ihn zuweilen ebensosehr belastet wie getröstet habe.

Immerhin konnte, namentlich in den ersten Jahren, manche Stunde durch Gespräch verkürzt werden. Für Confalonieri war die Lage schwieriger als für viele andere, die wenigstens solange sie Bücher und Schreibzeug hatten, sich eine angenehme, ja bis zu einem gewissen Grade beglückende Beschäftigung verschaffen konnten. Silvio Pellico, Borsieri, Maroncelli, Andryane dichteten, suchten sich irgend eine Form für ihre Betrachtungen und Einfälle und lernten das Entstandene auswendig, wenn sie es nicht niederschreiben konnten, dadurch zeitweise über die Wirklichkeit hinweggetäuscht und erhaben. Confalonieri hatte keine Phantasie: der Zauber, der nackte Kerkerwände mit Blumen überschütten und die wüstete Einsamkeit mit schönen Erscheinungen bevölkern kann, tröstete ihn nicht. Seine Produktivität

lag nur auf dem Gebiete tätiger Wirksamkeit, und wenn der kranke Mann stundenlang in unbequemer Lage an der Mauer kniete, um sich durch Klopfen mit dem unglücklichen Nachbar, dem Hauptmann Moretti, zu unterhalten, der ohne Gefährten oder mit einem verhaßten vereinigt war, so gab er sich selbst damit die einzige Befriedigung, die er seiner Natur nach unter diesen Umständen haben konnte. Während der Untersuchungshaft in Mailand hatte er viel gelesen: Sismondi, die Staël, Scott, Buffon und Rousseau. Am liebsten las er deutsche Bücher, und zwar wünschte er sie, wie er seiner Frau schrieb, die ihn damals mit Büchern versorgte, nicht in Nachahmungen alla francese, die die Schönheit des Originals entstellten, sondern in guten, treuen Übersetzungen. Was ihn interessierte, waren die exakten Wissenschaften, Geschichte, Reisebeschreibungen, Nationalökonomie; das zwecklos Schöne zu genießen, scheint ihm nicht gegeben gewesen zu sein. Es beglückte ihn nicht wie andere, aus dem kleinen Fenster des Kerkers zu sehen, von wo aus der Blick die mährische Ebene mit dem Schlachtfeld von Austerlitz umfaßte, noch der leise geflöteten Melodie eines Freundes zuzuhören; nichts was seine Sinne aufnahmen, fesselte seine Seele so, daß sie sich selbst mit ihren Schmerzen darin vergessen hätte.

Trost gewährte Confalonieri nach seiner eignen Aussage die Religion. Daß die lange Zeit schwerer Kerkerhaft Unterworfenen fromm werden, wie man es auszudrücken pflegt, ist natürlich, auch abgesehen davon, daß der Schwache in einem Zustande bitterster Verlassenheit nach einer Stütze sucht, die er sich selbst nicht geben kann; denn indem dem Menschen das Irdische entschwindet, wird er auf das Geistige hingelenkt, das in seiner reinsten Form als Philosophie und Religion zu fassen ist. Zum Betriebe irgend einer Wissenschaft fehlte es den vom Leben Abgeschlossenen an allen Hilfsmitteln. Der Italiener, im allgemeinen nicht philosophisch veranlagt, ist, wenn man von den Ausnahmen absieht, entweder gläubiger Katholik oder Atheist. Letzteres war Confalonieri nicht: er teilte die in seiner Jugend allgemeine Verehrung für Pius VII., und die päpstliche Verdam-

mung der Carbonari trug mit dazu bei, ihm die Gesellschaft unsympathisch zu machen. Er war so angelegt, daß er wohl an dem Wert und der Berechtigung einer Staatsform zweifeln konnte, nicht aber an dem überkommenen Glauben; hierin fügte er sich Autoritäten. Daß ihm der Begriff Gott etwas Erhabeneres und Geistigeres bedeutete als irgend einem frommen Bauern, ist selbstverständlich; jedenfalls fand er keinen Grund, das alte Gebäude der Kirche mit Zweifeln anzutasten. Eine Angelegenheit des Herzens war ihm der Glaube früher nicht gewesen; eben diese Entwicklung fand auf dem Spielberge statt. Zwei Bücher, die Gedanken Pascals über Religion und Bekenntnisse des Augustinus, gewährten ihm dabei eine außerordentliche Anregung. Das Wesentliche war, daß es ihm mehr und mehr gelang, sich von seinem eigenen Willen abzulösen und einen umfassenderen Standpunkt als den seines Ich zu gewinnen, was er nach der Sprache, die ihm damals geläufig war, Ergebung in Gott nannte. Es kommt dazu, daß er sich im Glauben mit Teresa vereinigt fühlte, und wie Liebende stets danach streben, dieselben Ansichten und womöglich dieselbe Beschäftigung zu haben, mag es ihm eine schmerzliche Genugtuung gewesen sein, der teuren Entrissenen, gewaltsam Ferngehaltenen in einem Gefühle zu begegnen.

Eine Frucht des Unglücks und der Einsamkeit war die Religiosität Confalonieris, keineswegs der Schwäche. Während manchem seiner Mitgefangenen der Umgang mit den Geistlichen und die Teilnahme an den Gnadengaben der Kirche tröstlich war, hielt er sich davon zurück. Mehrere Jahre lang versah das Amt des Priesters auf dem Spielberge ein Abt Paulovich, ein Dalmatiner niederer Herkunft, beschränkt, eingebildet und gefühllos, ein Werkzeug des Kaisers, von dem er Beförderung erhoffte. Die meisten Gefangenen ließen sich seine Seelsorge gefallen, teils weil sie die Priesterwürde in ihm ehrten, teils weil sie nach den Zeremonien ihres Glaubens ein aufrichtiges Verlangen hatten, vielleicht auch war der Wunsch, sich gegen einen Menschen auszusprechen, der von draußen kam und die Pflicht

hatte, auf die Gedanken seiner Schutzbefohlenen einzugehen, sie zu trösten und zu ermutigen, als starker Antrieb mit im Spiele. Confalonieri durchschaute, daß Paulovich die Beichte dazu benutzen wollte, um von den Gefangenen und namentlich von ihm Geständnisse zu erpressen, und weigerte sich darum, das Abendmahl aus seiner Hand zu empfangen. Ohnehin mag es dem stolzen Manne schwerer als anderen geworden sein, sich vor einem weder geistig überlegenen noch heiligen Menschen, einer Kreatur des Kaisers, wie vor einem Stellvertreter Gottes zu beugen. Den Priester, der sich unter der Larve eines geweihten Amtes zum Spion machte, achtete er nicht als solchen, und die Überlegung, daß er, indem er den Groll des Pfaffen erregte, zugleich die Rachsucht des Kaisers steigerte, beeinflußte ihn nicht. Einzig der Gedanke, daß Teresa von seinem Verhalten erfahren und sich darüber betrüben könnte, war ihm schmerzlich, bewog ihn aber doch nicht, seine ablehnende Haltung gegen Paulovich zu ändern. Der Zorn des Kaisers, der die Religion als Mittel gebrauchte, um seine besiegten Feinde zu erniedrigen, war maßlos, als er Confalonieri unbeugsam fand.

In den ersten Jahren der Gefangenschaft mag die Hoffnung auf Flucht, wozu Teresa unablässig Pläne machte, die schwermütige Zeit zuweilen verkürzt haben. Es scheint, daß im ganzen dreimal Versuche gemacht wurden, von denen wir nur unvollkommen unterrichtet sind, da die Beteiligten alle sich über eine so heikle Sache nur andeutungsweise äußerten. Der erste mißglückte, weil der alte Kerkermeister Schiller, dem Silvio Pellico in seinen Denkwürdigkeiten ein dauerndes Denkmal gesetzt hat, und der geneigt war den unglücklichen Grafen zu retten, um die anberaumte Zeit wegen seiner Nachsicht gegen die Italiener seines Amtes enthoben wurde. Die größte Gewähr des Gelingens soll der dritte Fluchtplan geboten haben, der so weit zur Ausführung kam, daß ein Bruder Teresas, Graf Camillo Casati, in Verkleidung und unter falschem Namen in Brünn anlangte, um seinen Schwager im Wagen über die Grenze zu bringen. Unter den Angestellten des Spielbergs waren Eingeweihte, die

für das Entkommen Confalonieris gesorgt hätten, dessen eigener Wille das Wagnis scheitern machte. Wieder war ein Augenblick gekommen, wo er selbst über sein Schicksal entscheiden konnte, und wieder entschied er es zu seinem Unglück. Was ihn dazu bestimmte, sich Tod und schlimmer als Tod, statt Leben und Freiheit zu wählen, war vermutlich nicht so sehr die Abneigung, sich ohne seine Unglücksgefährten, als die Furcht sich auf ihre Kosten zu retten; denn er mußte annehmen, daß nach einer gelungenen Flucht noch schärfere Maßregeln gegen die Zurückbleibenden ergriffen werden würden. Das Gefühl der Verantwortung scheint ausschlaggebend gewesen zu sein, wenn man auch vielleicht das in seiner Natur liegende Widerstreben, weittragende Entschlüsse zu fassen, wieder in Betracht ziehen darf.

Wenn es wahr ist, daß die ersten Tropfen aus einem Unglücksbecher am bittersten schmecken, so nimmt doch, wenn der Becher nie leer wird, der Ekel zu und schwindet mehr und mehr die Kraft des Überwindens. Dazu kam, daß die Lage der Gefangenen auf dem Spielberg sich fortwährend verschlimmerte, indem alles, was sie ihnen einigermaßen erleichtert hatte, die Bücher, der Verkehr mit dem alten Schiller, die Aussicht selbst in das freie Land, ihnen nach und nach entzogen wurde. Ein Zustand, dessen Trostlosigkeit von Anfang an nicht übertroffen werden zu können schien, wurde besonders für Confalonieri mit jedem Jahre düsterer und schreckenvoller. Im Jahre 1830 erhielten Pellico und Maroncelli die Freiheit, erfreulich wohl für Confalonieri, dem doch die verstohlenen Gespräche, die hie und da gewechselten Briefe, der Anblick der Freunde beim sonntäglichen Gottesdienste fehlte. Im Frühling 1832 verließ ihn Andryane, dessen Begnadigung endlich die Bitten seiner Schwägerin erwirkt hatten, und kurz darauf, allein, erfuhr er den schon anderthalb Jahre vorher erfolgten Tod seiner Frau. Er wurde mit folgenden Worten davon in Kenntnis gesetzt: „Numero Sieben, Seine Majestät geruht Sie wissen zu lassen, daß Ihre Frau gestorben ist.“

Teresa, die schon zur Zeit des Prozesses in Mailand leidend gewesen war — Gebärmutter und Leber waren angegriffen —

verlor ihre Kräfte doppelt rasch infolge der steten Aufregungen und des nie nachlassenden Kummers. Die beständige Vorstellung der Leiden eines Geliebten, die man nicht zu lindern vermag, kann vielleicht in der Wirkung den Leiden selbst gleichkommen. Mit anzusehen, wie die Gegner ihres Mannes sich in der Gunst der Zeiten sonnten, wie ehemalige Anhänger den einst Bewunderten verleugneten, wie der eigene Vater, dem Herrscher ergeben, der seines Sohnes Leben vernichtete, in diesem einen verdiente Strafe leidenden Verbrecher sah, mag die Ursache täglich wiederholter Bitterkeit gewesen sein. Der alte Graf soll zeitweise daran gedacht haben, seinen Namen, der durch Federico ruhmvollen Klang erhalten hat, als einen befleckten abzulegen und sich in Rom niederzulassen; der Umstand, daß sein Sohn ihm zum Trotze Teresa sein ganzes Vermögen vermachte, mag die Spannung zwischen ihm und der Schwiegertochter verschärft haben, die ihrerseits ihm seine unväterliche Haltung nicht verzeihen konnte.

Verständnis und Hilfe dagegen in allen ihren Plänen fand Teresa bei ihren Brüdern Gabrio und Camillo Casati, von denen der letztere bei dem dritten Fluchtversuche seine eigene Person preisgegeben haben soll. Ihre Versuche, die Gnade des Kaisers zu erflehen, waren vergeblich, ebenso wurde ihre Bitte abgeschlagen, es möge ihr gestattet werden, daß sie sich in Brünn niederlasse, um in ihres Mannes Nähe zu sein. Nach der Überlieferung antwortete Franz der unglückseligen Frau, die zu seinen Füßen um Milderung des Loses ihres Mannes flehte: „Ihr Mann ist wohl und macht geistliche Übungen zum Heil seiner Seele; also trösten Sie sich.“ Im Frühling 1830, als Teresa sich der Auflösung nahe fühlte, richtete sie noch einmal die Bitte an den Kaiser, sie „an der Seite dessen, den ihr die Vorsehung zum Gefährten gegeben“, sterben zu lassen. Der Bittschrift war ein ärztliches Zeugnis beigelegt, daß die Krankheit, an der sie litt, immer unheilbar sei, oft zu schnellem Ende führe; sie war von Manzoni nach ihrer genauen Angabe verfaßt, und niemand wird die einfach schönen, schmerzlich flehenden Worte lesen können,

ohne im tiefsten Herzen davon ergriffen zu werden. Weder diese noch eine folgende, kurz vor ihrem Tode eingereichte Bittschrift fand Berücksichtigung.

Erbarmungsvoller waren die Wächter Confalonieris gewesen. Durch ihre Vermittlung hatte Teresa einige Briefe an ihren Mann gelangen lassen und einige von ihm erhalten. Von diesen waren zwei, mit sympathetischer Tinte geschrieben, unleserlich, so daß auch das, was beseligender Trost hätte sein können, zum Schmerz wurde. Den letzten Brief schrieb Federico vier Monate nach ihrem Tode. „Denke daran," sagte er darin, nachdem er ihr empfohlen hatte, das Mögliche für ihre Gesundheit zu tun, „daß Du Dich selbst schon ganz dem Abgott Deines Herzens gegeben hast, daß jetzt alles, was er von Dir will, ist, daß Du Dich für ihn erhältst. Er will dich wieder umarmen, er will noch viele Tage mit Dir leben, er hat dessen eine solche Zuversicht im Herzen wie niemals vorher, als Du gesund warest." Sie vernahm die Worte voll Liebe nicht mehr.

Lebe wohl, starke und süße Seele, schrieb Manzoni auf ihr Grab. Wir, die wir für Dich beten und opfern, vertrauen, daß Du, in das ewige Licht aufgenommen, nun die Geheimnisse des Erbarmens erkennest, die hienieden in der Strenge Gottes verborgen waren.

Für das menschliche Fassungsvermögen ist in diesem das Herz zerreißenden Schicksal nur der Trost zu finden, der Confalonieri im Gefängnis in Mailand offenbar wurde, von wo er Teresa schrieb: „Meine Liebe zu Dir ist, wenn möglich, noch stärker geworden, das ist ein Ausgleich. Was ist denn schließlich das Leben, wenn nicht Empfinden und Wünschen? Genießen vielleicht? Ach, dann lebten nur wenige, und manche nie." Enthalten auch diese letzten Worte den Beweis des Gesagten nicht, so ist es doch gewiß, daß Schmerz und Entbehren große Empfindungen zeitigt; und welcher Liebende würde nicht das Glück, geliebt zu werden, mit dem Opfer jedes äußeren Glückes erkaufen?

Nach dem Tode Teresas freilich, als mit der Hoffnung des

Wiedersehens sogar die Sehnsucht nach Befreiung schwand, legte sich über die einsamen, langsamen Tage Confalonieris eine Dunkelheit, die man kaum noch den Mut hat sich vorzustellen. „Spielberg in Deiner Gesellschaft," schrieb er Jahre später an Andryane, „und vor der furchtbaren Gewißheit des Verlustes meiner Teresa, war ein Paradies im Vergleich mit der Hölle voll Schrecken, die es hernach für mich wurde." Wenn er noch fünf Jahre in diesem Zustande lebte, und mit Würde, so war es, weil er die Kraft hatte, das Notwendige und Selbstverursachte nicht nur zu leiden, sondern auf sich zu nehmen, ohne das Schicksal oder Menschen deswegen anzuklagen, ohne gehässig und bitter zu werden; nur vielleicht einsamer und verschlossener. Es scheint nicht, daß seine Stimmung zwischen jammervoller Verzweiflung und gewaltsamem Aufschwung auf und ab ging, wie zum Beispiel bei Andryane; er verwendete seine ganze Kraft, keinen Teil davon im vergeblichen Sichwinden und Sichwenden vergeudend, auf das einfache Tragen des Geschicks.

Der Tod des Kaisers Franz im Jahre 1835 befreite die letzten Opfer des Spielbergs: Confalonieri, Foresti, Bacchiega, Borsieri und Castiglia, jedoch mit der Bedingung, daß sie sich nach Amerika transportieren ließen; wenn sie österreichisches Gebiet beträten, sollten sie dem Kerker wieder verfallen sein. Jetzt erst zeigte sich das eigentlich Tragische in dem Schicksal dieser ersten Märtyrer Italiens; denn inzwischen hatten sie sich des Lebens zu sehr entwöhnt, um sich des wiedergeschenkten erfreuen zu können. Andryane erzählt, wie er, aus dem Spielberg entlassen, in Schaerding zum ersten Male einem Spiegel gegenüber sein greisenhaftes Bild statt des hübschen frischen Jünglingsgesichtes erblickte, das er vor zehn Jahren zuletzt gesehen hatte, und wie er sich in dem Gastzimmer des Wirtshauses, wo er sich befand, an einen Tisch setzte und weinte. So ermaßen sie alle an dem bewegten Treiben, in das sie hinaustraten, das eigene Erstorbensein.

Besonders schwer war die Wiederaufnahme des Lebens für diejenigen, die nicht in die Heimat und den Kreis der Blutsverwandten zurückkehrten, wo im alten Boden der entkräftete

Stamm leichter wieder hätte einwurzeln können, am schwersten für Confalonieri, der die nicht mehr fand, die während der Trennung erst recht ein Teil seiner selbst geworden war. In Amerika hatte er keine Vergangenheit, und als Fremdling, zu früh gealtert, auch keine Zukunft mehr. Aus dem Schatten eines Grabes, das ihm der Aufenthalt langer Jahre zu einer Art Heimat gemacht hatte, wurde er plötzlich in das grelle Gewühl eines geschäftigen Lebens versetzt, an dem er keinen Anteil hatte. Eine schmerzlichere Klage hatten die vergangenen Leiden des Kerkers ihm nicht erpreßt, wie sie in einem Briefe an Andryane aus dem Herzen des Verbannten sich ergießt: „Alle die materiellen Güter des Daseins sind mir nun wiedergegeben, mein Alexander; ich genieße die Freiheit, die Bequemlichkeiten des Lebens, das Überflüssige, ja, eine große Wohlhabenheit, ich habe eine Menge Bücher und die Gesellschaft meiner Unglücksgefährten. Die Auszeichnungen und die Nichtigkeiten, die der Eitelkeit so teuer sind, ergießen sich hier über mich, mehr als ich erwarten konnte und mehr als ich jemals in der Zeit, wo mir am meisten daran lag, mir wünschte, meine Gesundheit hat zwar sehr gelitten, kann aber doch vielleicht durch sorgfältige Behandlung hergestellt werden; und doch mit allen diesen Gütern, die man mit Recht schätzt, ist Dein Freund, dieser arme Federico, der unglückseligste der Menschen. Er ist wie der Schatten eines Verstorbenen, der auf der Erde umherirrt, den Freuden, den Aufregungen, fast möchte ich sagen allen Interessen dieses Lebens fremd. Meine Vergangenheit besteht nur aus Schmerzen, Verlusten und Reue . . . Meine Gegenwart hingegen ist nur reich an einem unfruchtbaren Überfluß alles dessen, was nichts für mein Herz ist, und an Mangel alles dessen, was ihm noch teuer sein könnte. Zukunft! Es gibt keine für mich. Wie sehr ich meine Einbildungskraft auch anstrenge, um mir eine zu schaffen, ich ringe in der Leere. Es ist mir nicht gelungen, mir eine einzige Vorstellung, einen Traum, einen Schatten nur zu bilden, worauf ich mich irgendwie für einen Augenblick stützen könnte.“ Wie sehr erschüttert die Klage des Unglückseligen,

aus dem Grabe Geholten, der gerade noch Leben genug hatte, um das Gespenstige seines Daseins zu empfinden. Er konnte, wie er sagte, eine leidliche Gesundheit wiedererlangen, sich an den Umgang der Freunde wieder gewöhnen, er konnte sogar wieder eine Frau nehmen; aber nichts Unerreichbares schwebte mehr vor ihm, und keine Leidenschaft es an sich zu reißen, war mehr in ihm. Das, diese Glut des Wollens, war seine Seele gewesen, und nichts konnte sie mehr entzünden. Es ist anzunehmen, daß auch Teresa, wenn sie gelebt hätte, das erschöpfte Herz nur auf eine kurze Zeit wieder hätte beleben können; weder Besitz noch Hoffnung konnten ihm den ungestümen Schlag von einst zurückgeben.

Wie alle die Entlassenen des Spielbergs wurde er in Amerika der Gegenstand lauter Huldigungen; allein von dem Volke, dessen Materialismus ihm etwas Abstoßendes hatte, als „Märtyrer der Verbesserung des menschlichen Geschlechtes" gefeiert zu werden, war für sein Gefühl weniger erhebend als peinlich oder belustigend. Er unternahm, seiner alten Neigung treu, eine große Reise durch die Vereinigten Staaten, aber mit anderem Ergebnis als früher. „Hängt das Glück der Völker", schrieb er, „von der Form der Regierungen ab? Ich glaube es nicht. Die Quelle kommt anderswo her und liegt höher." Bedenkt man, daß die Entwicklung des Menschen im allgemeinen von jugendlicher Beweglichkeit zu allmählichem Beharren und Erstarren geht, und berechnet man dazu noch den Einfluß einer lange Jahre dauernden Abgeschlossenheit unter traurigsten Umständen, so wird man es selbstverständlich finden, daß das äußerliche irdische Geschehen für die aus dem Kerker Befreiten seiner Wichtigkeit einigermaßen beraubt war. Es wäre töricht, gerade von einem geistig lebendigen Menschen zu erwarten, er sollte seine Gefängniszelle mit denselben Ansichten und in derselben Gemütsstimmung verlassen, wie er sie 12 Jahre zuvor betreten hatte.

Er ersehnte nichts anderes mehr als Ruhe, womöglich Ruhe in der Heimat, und suchte davon die österreichische Regierung zu überzeugen, die mit unvermindertem Mißtrauen alle seine

Schritte, seine mündlichen und brieflichen Äußerungen überwachte. Sie setzte es durch, daß ihm, als er im Herbst 1837 aus Amerika zurückkehrte, der Aufenthalt in Frankreich untersagt wurde, eine Maßregel, die, obwohl bald darauf zurückgenommen, ihm doch das Verweilen auch in diesem Lande verleidete. Ebenso wurde seinem Wunsche, sich in der Schweiz niederzulassen, entgegengearbeitet, so daß er bis zum Jahre 1840, wo endlich eine Amnestie erlassen wurde, als ein Verfolgter und Heimatloser von Ort zu Ort ziehen mußte.

Nichts beweist mehr die Lebenskraft, die ursprünglich in Confalonieri war, als wie er, dank unablässiger Anstrengungen, wieder einigermaßen Wurzeln zu schlagen anfing. Als er kaum noch auf den Füßen stehen konnte, fing er an, regelmäßig spazieren zu gehen, und zu reiten, als er kaum auf dem Pferde sich halten konnte. Er war zu stolz, um, da er nun einmal lebte, als ein jämmerlicher, erbarmenswürdiger Greis vor den Menschen zu stehen. Wenn er Pellico gegenüber sich vorwarf, daß er nicht genug in und für Gott lebe, daß er die Nichtigkeit aller irdischen Angelegenheiten erkenne und doch nicht unterlassen könne, Anteil daran zu nehmen, so sieht man auch daraus, wie seine früheren Interessen wieder rege wurden. Bald wurde sein Aussehen kräftiger und gesunder, den Freunden schien er verjüngt und verschönt.

Die Altersgenossen, die ihn aus früherer Zeit kannten, fanden überhaupt am ehesten die alten Züge in ihm wieder. „Sein vernünftiger Charakter", schrieb sein Schwager Casati einem alten Freunde nach der ersten Begegnung, „hat noch immer jenes Gepräge der Hoheit, die nicht Hochmut ist, aber keine Niedrigkeit kennt." Hingegen war das jüngere Geschlecht, das dem Märtyrer mit Begeisterung entgegenkam, enttäuscht, da die Erinnerung ihm nicht half, das verfallene Bild zu ergänzen. Seine alte Anziehungskraft auf die Frauen scheint sich bewährt zu haben: manche schöne und vornehme Frau wäre geneigt gewesen, sich mit dem im Beginne der fünfziger Jahre stehenden, kränkelnden Manne zu verbinden. Er wählte eine Irländerin,

Sophie O'innige Ferral, eine kluge und angenehme Persönlichkeit, deren Liebe zu ihm er entdeckte, und die ihm auch ihre Verehrung seiner Teresa empfahl. Wie es natürlich ist; war das Vermissen der verklärten Frau, das in der ersten Zeit nach seiner Befreiung unüberwindlich geschienen hatte, allmählich weniger schneidend, wenn auch die Liebe und das Erinnern im Bewußtsein gleich lebendig blieb. Er hörte nicht auf, ihrer wehmütig zu gedenken und sie sich nahe zu fühlen, die nach seinem Glauben nunmehr in Wirklichkeit eine Heilige war.

Die verhältnismäßige Heiterkeit, die aus seinen nach der Heirat geschriebenen Briefen spricht, ist ein Beweis, daß er richtig handelte, indem er sich dazu entschloß, und daß seine Frau, wie auch alle, die sie kannten, bezeugen, seines Vertrauens wert war. Ihre bewundernde Hingebung muß außerordentlich gewesen sein, daß sie sich mit der Stellung der zweiten, nach einer durch die besonderen Verhältnisse so geliebten und allgemein verherrlichten Frau, in seinem Herzen und in den Augen der Leute begnügte. Als er gestorben war, trug sie Sorge, daß sein Wunsch, neben Teresa bestattet zu sein, erfüllt wurde.

Man darf sich jedoch weder den Gesundheits- noch den Gemütszustand Confalonieris zu günstig vorstellen. Kälte und Feuchtigkeit waren ihm durchaus unerträglich, seine Herzbeschwerden und seine Rheumatismen quälten ihn beständig, und nur die Annahme, daß das Leiden nicht organisch, sondern nervös sei, ließ ihn noch auf eine längere Lebensdauer hoffen. Immer von Zeit zu Zeit stellten sich die Melancholien wieder ein. Einmal, im Frühling 1839, wohnten Confalonieri und Castiglia dem Vortrage eines jungen piemontesischen Improvisators bei, der ihm aufgegebene Gegenstände in Versen behandelte. Als er unter anderem ein Gedicht über die Gefängnisse des Spielberg vortrug, wendeten sich aller Augen auf die beiden anwesenden Dulder, und Händeklatschen und Evvivarufe begrüßten sie; indessen bedeckte Confalonieri sein Gesicht mit den Händen, um seine Tränen zu verbergen. Man muß an Odysseus denken, als er zu Gast bei den Phäaken den Sänger die Ge-

schichte seiner Taten erzählen hört und die hervorbrechenden Tränen im Purpurmantel verbirgt. Es gibt Leiden und Entbehrungen, die sich nicht vergessen und verschmerzen lassen, vielmehr wie eine allzu schwere Masse in der Erinnerung stehen bleiben und dunklen Schatten über helles gegenwärtiges Dasein verbreiten.

Auch in der Gegenwart fehlte es nicht an traurigen Erlebnissen; am bittersten mag es für Confalonieri gewesen sein, daß er sich gezwungen sah, mit dem zu brechen, der sich durch seine schwärmerische Anhänglichkeit und treue Pflege während der Gefangenschaft ein Anrecht auf seine Dankbarkeit, wenn nicht Liebe erworben hatte, nämlich mit Andryane. Das Wiedersehen mit diesem Freunde, der inzwischen geheiratet und seinen erstgeborenen Sohn Federico genannt hatte, fand statt, sowie Confalonieri aus Amerika nach Europa zurückgekehrt war; seine gleich darauf erfolgende Ausweisung aus Frankreich kürzte den von Andryane so lange heiß ersehnten Besuch. Damals waren die beiden ersten Bände der Denkwürdigkeiten Andryanes, die seinen Prozeß in Mailand und seine Gefangenschaft auf dem Spielberg zum Gegenstande haben, bereits erschienen. Sie haben den Charakter eines Romans, dessen Held Confalonieri ist; der Umstand, daß eine mit allen Attributen des Helden und Märtyrers geschmückte Persönlichkeit Mittelpunkt der Schilderung ist, und die liebevolle Wärme, die Lebhaftigkeit des Tones bilden den Reiz des Buches, das als Kunstwerk betrachtet gegen die Gefängnisse Pellicos nicht aufkommen, überhaupt nicht damit verglichen werden kann. Die Zeitgenossen, und namentlich die handelnden Personen selbst, standen diesen Veröffentlichungen anders gegenüber als wir: diejenigen, über die in herabsetzender und zum Teil ehrenrühriger Weise gesprochen war, Giorgio Pallavicino und ein gewisser Solera, rüsteten sich zu rechtfertigenden Entgegnungen, und die Freunde derselben teilten ihre Entrüstung. Confalonieri hatte keine Ursache, sich über das Bild, das von ihm entworfen war, zu beklagen; aber es berührte ihn unangenehm, daß er auf Kosten anderer glänzte, die dasselbe

wie er gelitten hatten und in den Augen des Publikums Vertreter derselben Sache waren. Sein Zusammenleben im Gefängnis mit Andryane, wie dieser es schilderte, konnte es so erscheinen lassen, als gingen alle Urteile, die in den Denkwürdigkeiten gefällt wurden, von ihnen beiden aus, als sei es also gewissermaßen Confalonieri selbst, der sich vor Mit- und Nachwelt eine Heldenrolle zuerteilt habe, während er seine Unglücksgefährten verächtlich in den Schatten rücke. Auch verletzte es den Mann, der so ungern selbst Befreundeten einen Einblick in sein Herz gestattete, daß, was er um Teresa gelitten hatte, nun der unterhaltende Stoff eines Lesebuches in jedermanns Hand geworden war. Er nahm Andryane das Versprechen ab, in den folgenden Abschnitten ganz von ihm zu schweigen, und wirklich tritt in den letzten Bänden, nicht zu ihrem Vorteil, die Persönlichkeit Confalonieris zurück. Doch hatte der Verfasser sich nicht in dem Maße zurückgehalten, weder in der Bewunderung des Freundes, noch in der Gehässigkeit gegen die Genannten, wie Confalonieri verlangt, und wie er augenscheinlich versprochen hatte, was den Grafen bewog, die Verbindung zwischen ihm und Andryane abzubrechen. Dieser Abschluß eines unter so bedeutenden Umständen angeknüpften Verhältnisses berührt uns schmerzlich, um so mehr, als der Verabschiedete nur durch ein Übermaß der Liebe und eine taktlose Art sie zu äußern gesündigt hatte; wir forschen nach etwas Versöhnlichem, was zwischen diesen beiden Männern sich begeben habe, und finden nichts. Sie sahen sich nicht wieder, und es scheint, daß sie weder Brief noch Gruß mehr gewechselt haben. Man kann in gewisser Hinsicht sagen, daß Confalonieri Andryane wie früher Teresa seiner Ehre opferte; sowie er von der Flucht absah, die diese mit ihm vereinigt hätte, um den im Kerker Zurückbleibenden nicht zu schaden, trennte er sich von einem seiner getreuesten Anhänger, um dadurch den von diesem angegriffenen Leidensgefährten eine Art Ehrenerklärung zu geben. An den Streitigkeiten und gegenseitigen Vorwürfen, die leider zwischen denen entstanden, die um derselben Sache willen gelitten hatten,

beteiligte er sich niemals; vielleicht war es mehr vornehme Gesinnung als Warmherzigkeit, wenn er sich rücksichtsvoll und schonend auch über diejenigen äußerte, die ihn in gehässiger Weise angriffen, wie Pallavicino. Was den Bruch zwischen diesen einst Befreundeten herbeiführte, ist nicht ganz aufgeklärt. Kurz vor Confalonieris Tode, als beide in Vichy dasselbe Hotel bewohnten, gelang es einem jungen Verehrer beider eine äußerliche Versöhnung herbeizuführen, wozu sich Confalonieri eher geneigt fand als Pallavicino. Das Bewußtsein, daß er die Verhaftung der Grafen verschuldet hatte, und daß ihm das von verschiedenen Seiten vorgeworfen wurde, mag die erste Ursache eines Grolles gewesen sein, den Pallavicino mehr und mehr gegen den früher bedingungslos Verehrten in sich nährte.

Andryane erzählt, wie auf der Reise nach dem Spielberg, als bei einem kleinen Wirtshause Halt gemacht wurde, Confalonieri, während die übrigen aßen, sich in den Hof in die Sonne setzte, um sich zu erwärmen; wie alle die majestätische und zugleich rührende Erscheinung des Unglücklichen anstaunten, wie er vergebens bat, man möge ihn, den Kranken, vielleicht Sterbenden, noch einen Augenblick die wohltätige Wärme der Sonne — er nannte es das Sonnenbad — die er so lange entbehrt habe, genießen lassen. Auch nachdem er den Kerker verlassen hatte, ging er immer der Sonne nach, die ihm das Leben leichter machte. Dennoch, als im Jahre 1846 der neue Papst, Pius IX., die liberalen Ideen heilig sprach, und die Hoffnungen der Patrioten den Aufschwung nahmen, der die Revolution von 1848 herbeiführte, eilte er, obwohl schwer krank, nach dem Norden, um unter diesen verheißungsvollen und verhängnisvollen Umständen zu Hause zu sein. Unterwegs in Hospenthal, am Fuße des Gotthardt, starb er, ohne weder den großen Sieg Mailands noch die neue schreckliche Unterjochung mitangesehen zu haben. Die österreichische Polizei, die nicht aufgehört hatte, den Lebenden zu verfolgen, griff auch nach dem Toten, indem sie seine Bestattung so unauffällig wie möglich zu machen suchte, und nicht erlaubte, daß über das Portal der Kirche San

Fedele, wo die Trauerfeierlichkeit stattfand, eine andere Inschrift gesetzt wurde als diese: A Federico Confalonieri requiem. Dennoch war seine Beisetzung die erste jener patriotischen Kundgebungen, die wie Trompetenstöße die Revolution einleiteten; und der Heimgegangene gewann so einen vollen, fleckenlosen Anteil an allen siegreichen Erhebungen der Folgezeit, den er lebend infolge der Beschränktheit der menschlichen Natur und der Verworrenheit irdischer Verhältnisse kaum unverkümmert hätte nehmen können.

SILVIO PELLICO

VERGLEICHT man die Flüchtigkeit des Lebens mit der Dauer von Kunstwerken, so kann es scheinen, als wäre nur jenes dagewesen, um diese hervorzubringen, und man denkt wohl mit Wehmut und Erstaunen, wie viele Tage voll Sehnsucht, Schmerz und Kampf, abgerissene Rosen, es brauchte, bis das Schöne, ein Tropfen duftenden Öles, entstand. Zwei Juwelen erzeugte das 64 jährige, mühsame Leben Silvio Pellicos: das Drama Francesca da Rimini und das Erinnerungsbuch: Meine Gefängnisse; das erste die Essenz der sich öffnenden Blüte, der höchst gesteigerten Jugendempfindungen, das andere aus Kampf und Entsagung gepresst, gleichsam der letzte Atemzug einer zarten, doch tapferen Seele, die, nachdem sie das Schicksal überwunden hat, unterliegt. Zur Zeit ihres Erscheinens wurden die „Gefängnisse" auch in Deutschland viel gelesen und unter Tränen bewundert; jetzt sind die unglücklichen Vorkämpfer des fertigen Italien vergessen, höchstens daß noch Schüler des Italienischen an der leichten und reizenden Sprache dieses Buches ihre ersten Leseversuche machen.

Das Tatsächliche im Leben Pellicos ist merkwürdig genug, um ohne weiteres zu interessieren: ein junger Mann voll Geist und Empfindung erringt, obwohl arm, durch seine Begabung rasch ein nicht geringes Ansehen in den ersten Kreisen Mailands, der laute Ruhm des dramatischen Dichters wird ihm zuteil, zugleich ist er Freigeist und Patriot, er liebt und wird geliebt, die Fülle mannigfaltigen Lebens umdrängt seinen Weg — da schneidet ihm das Schicksal, wie nur je als Zufall verkleidet, die Zukunft ab; nach langer quälender Untersuchungshaft wird er in den Kerker des Spielberg geworfen und verläßt ihn acht Jahre später als alter, den Jesuiten ergebener Mann, der eine innige und aufrichtige, aber doch beschränkte Frömmigkeit zum Maßstabe der menschlichen Handlungen macht.

Was für Kämpfe müssen sich abgespielt haben, bevor eine

solche Wandlung sich verwirklichte! Ist überhaupt eine so durchgreifende Wesensveränderung, wie sie hier vorzuliegen scheint, möglich? Sind es nicht nur Anpassungen derselben Seele an ein anderes Klima des Glückes? Und wie war diese Seele beschaffen, die, so sanft und zurückhaltend, sich scheinbar in so heftigen Abschnitten sich selbst verratend entwickelte.

Wie immer in ähnlichen Fällen liegt auch hier die schroffe Veränderung im Grunde nur in der Form, die das Innere wählt, um sich auszudrücken; sehen wir näher zu, so finden wir, daß der bigotte, altjüngferliche Silvio derselbe ist, wie der freidenkende, leidenschaftliche Jüngling, außer daß ihm die Bildsamkeit und Empfänglichkeit der Jugend abhanden gekommen ist.

Über seine körperliche Veranlagung sagt Silvio selbst: „Ich bin überzeugt, daß ich mit einer geringen Dosis Leben und beinahe gar keinem Gleichgewicht der Säfte geboren bin; das beweist die Rachitis meiner Kinderjahre, die kleine Figur, die mir geblieben ist, die Krämpfe, die Reizbarkeit meiner Nerven, die Schwäche meines Magens.“

Es scheint, daß in der Familie eine Neigung zur Nervosität und zu einem bei der aufrichtigen Frömmigkeit und bürgerlichen Ehrbarkeit überraschenden Leichtsinn vorhanden war. Von einem Großvater wird erzählt, daß er ein leidenschaftlicher Lottospieler war und diesem Hang zuliebe einige Male sogar seinen Hausrat versetzte. Silvios Vater war ein gutherziger Mann von schwachem Charakter, der weder seinem Leben noch dem seiner Kinder eine feste Richtung zu geben wußte; eine kleine dichterische Begabung scheint ihm im Grunde wichtiger gewesen zu sein als sein Beruf, den er mehrfach wechselte, allerdings auch durch die Not der Zeit gedrängt. Er hatte einmal eine Nervenkrankheit, verbunden mit „Erregung der Phantasie“, wovon er sich plötzlich geheilt fand, nachdem er dem heiligen Franziskus eine neuntägige Andacht dargebracht hatte. Eine bedeutende Persönlichkeit

scheint die Mutter gewesen zu sein, eine Savoyardin, äußerst willenskräftig und von großem Einfluß auf die Familie. Der Umstand, daß sie zehn Kinder gebar und selbst nährte, scheint für ihre Gesundheit zu sprechen; andererseits untergruben vielleicht diese Geburten ihre Kraft, denn Silvio schreibt im Jahre 1819, daß sie schon seit Jahren fast beständig leide, sowohl physisch wie moralisch. In beiden Eltern scheint das Empfindungsleben überaus lebhaft gewesen zu sein, was die Mutter bei der Erziehung bewußt zur Geltung brachte. Zwischen Eltern und Kindern und den Geschwistern untereinander herrschte die innigste Zärtlichkeit. „Toi, notre Mariette, nos frères et moi", schreibt Silvio kurz nach der Befreiung aus dem Kerker an seine Schwester Josephine: „nous sommes des oiseaux d'une nichée, qui ne sont nulle part à leur aise que lorsqu'ils se chuchottent à l'oreille ce joli petit ramage: „je t'aime, je t'aime, je t'aime".

Von den zehn Kindern starben fünf in zartem Alter. Silvios älterer Bruder Luigi hatte große Ähnlichkeit mit ihm in der geistigen Veranlagung, doch war er nicht kränklich und im Gegensatz zu dem kleinen, unscheinbaren Silvio eine hübsche elegante Erscheinung. Stolze und feurige Gemütsart wurde ihm nachgesagt; er war ehrgeizig, unruhig, immer unglücklich verliebt, trotz redlicher und edler Gesinnung leichtsinnig und weniger fähig, sich zu beherrschen als Silvio. Verschwenderische Lebensweise verleitete ihn zu einer strafbaren Handlung, die sich vertuschen ließ, unter deren Folgen aber er und die ganze Familie lange litten. Auch er war dichterisch begabt und schrieb Komödien in Versen, die die Freunde schätzten, doch wurde ihm das Machen noch schwerer als Silvio. Beide waren, bei großer Liebenswürdigkeit im geselligen Umgang, melancholisch, Luigi wie es scheint ganz ohne innere Widerstandskraft. Silvio wollte ihn die letzten Briefe des Jacopo Ortis, den italienischen Werther, nicht lesen lassen, weil das Buch seine periodischen Rasereien verdoppeln und ihn ins Verderben reißen könnte.

Die Schwester Marietta, die während der Gefangenschaft Silvios in ein Kloster eintrat und dort starb, war von jeher leidend, weniger Giuseppina, die jüngste, die ihren Bruder pflegte und überlebte. Giuseppina, die ihr Leben beschrieben hat, erzählt, wie sie als junges Mädchen beim Abstauben der Bücher ihres älteren Bruders heimlich Romane und Theaterstücke gelesen habe und dadurch so stark berührt worden sei, daß sie beschlossen habe, sich in einem klösterlichen Leben gegen die Gefahren der Welt abzuschließen; denn sie dachte, wenn sie „einem sympathischen Gegenstand begegnet wäre, würde sich ihr Herz leicht haben fesseln lassen". Dieses angstvolle Umbiegen des erwachenden Lebensdranges in gänzliches Entsagen hat an einem jungen Mädchen etwas Abnormes. In späteren Jahren wurde Giuseppina von einem deutschen Konvertiten verehrt, der ihr nicht gleichgültig gewesen zu sein scheint. Auch an ihr tadelte Silvio eine gewisse Neigung, leichtsinnig zu wirtschaften, die sich freilich nur bei Gelegenheit ihrer Mildtätigkeit gegen Arme und Kranke zeigte.

Nach einer Überlieferung der Familie brach Silvios Krankheit in seinem ersten Lebensjahre aus, als er nachts durch miauende Katzen aus dem Schlafe geschreckt wurde. Seitdem wuchs er nicht mehr mit Ausnahme des Kopfes, und seine Glieder verkrümmten sich. Von den Ärzten aufgegeben, wurde er durch die nicht nachlassende Pflege seiner Mutter am Leben erhalten, deren Bemühungen es auch gelang, ihn wieder gerade zu machen; freilich mußte er während der Kinderjahre an Krücken gehen. Sehr quälten ihn Angstzustände, die sich so äußerten, daß er in den dunkeln Ecken des Zimmers kleine alte Frauen zu sehen glaubte, vor denen ihm graute. Derartige Visionen und Beängstigungen wiederholten sich später noch einmal, als er in Venedig in Untersuchungshaft war. Herangewachsen war er kräftiger, ohne doch jemals gesund zu sein. Er konnte sich niemals in normaler Weise ernähren, und die Klage: „Diese Lungen scheinen müde zu atmen", kehrt sein ganzes Leben hindurch wieder. Zuweilen legte er sich selbst

die Frage vor, ob geschlechtliche Ausschweifungen an dieser Zerstörung seines Organismus schuld sein könnten; aber er hatte sich solchen nur so kurze Zeit hingegeben, daß ein nur einigermaßen gesunder Körper dadurch nicht hätte erschüttert werden können.

Der angeborene Mangel an Lebenskraft, verbunden mit den Ansprüchen eines lebhaften Verstandes und einer gesteigerten Empfindungsfähigkeit, war ein Mißverhältnis in Silvios Anlage. Durch Begabung und Gefühl zu hochgehendem Ehrgeiz und überschwenglichem Verlangen erregt, sah er sich zu beständigem Verzichten gezwungen und verbrauchte seine Kraft in bitteren Kämpfen, um den Zwiespalt in sich selbst zu überwinden und nach außen nicht merken zu lassen. Die heimlichen Leiden, die er als Kind ausstehen mußte, wenn er die Geschwister fröhlich spielen sah und sich nicht daran beteiligen konnte, setzten sich in veränderten Formen seine ganze Jugend hindurch fort. Wenn ihm in seinen letzten Lebensjahren mit Unrecht vorgeworfen wurde, er verstelle sich, so ist doch das wahr, daß er sein eigenstes Fühlen früh vor den Menschen zu verbergen sich gewöhnte. Der schüchterne, immer sanfte und freundliche Silvio mißachtete die Menschen im allgemeinen und sonderte sich im Geiste hochmütig von ihnen ab. Diese Gesinnung äußerte er nur gegen seinen Bruder Luigi, der sie teilte. „Auch ich habe mich mehr als einmal wegen der Verachtung getadelt, die ich für die Dinge und Menschen empfinde; aber ich habe ihren und meinen Wert genau abgewogen und mich immer etwas mehr als vorher geschätzt.“ Und wieder: „Deine Briefe ... erheben mich sozusagen aus der menschlichen Gesellschaft, um mich mit dir, ich kann nicht sagen wohin zu stellen, aber wo die Welt zu unseren Füßen ist. Unsere beiden Seelen haben viel Stolz ... Die Achtung des Publikums reizt mich fast gar nicht; und das kommt gewiß von der Verachtung, die es verdient, und die ich wider Willen für alle meine sterblichen Brüder fühle mit Ausnahme sehr weniger.“ Nach seiner Ansicht haben die meisten Menschen nur einen Augenblick,

wo sie liebenswert sind, hernach entwickeln sie sich nicht weiter und sind dann „verächtlicher Kot, der verpestet, was ihnen nahe kommt".

Bei dieser Einschätzung ihrer selbst und der andern war ihnen die Armut doppelt unerträglich, die ihnen den Platz unter denen anwies, denen sie sich überlegen fühlten. „Zu viele Umstände", schreibt er an Luigi, „haben sich einem besseren Gebrauch unserer Fähigkeiten entgegengesetzt, aber wenn das Geschick uns auf einen höheren Schauplatz gestellt hätte, weiß ich, daß wir Außergewöhnliches leisten könnten. Das ist nicht Stolz; aber je mehr ich unser Empfinden mit dem der anderen messe, desto mehr bestärke ich mich in der Notwendigkeit, die Allgemeinheit der Menschen unter uns, nur wenige über uns zu stellen." „Verruchte Gesellschaft!" ruft er einmal beim Besprechen der Geldsorgen aus, die die Familie bedrücken, „wir sind darin, so bleiben wir darin und verhehlen wir unsern Zorn." Obwohl von wohlwollenden Freunden umgeben, schreibt er dem Bruder: „Fremd bin ich gleich Dir in diesem Jahrhundert, in dieser Gesellschaft, oder besser gesagt, in diesem Weltall; fremd allen außer Dir allein," und nennt ihn und sich „ein versetztes Rad, das nichts mit der großen Maschine der Gesellschaft verbindet."

Ein Herz, das so warm fühlte, der Liebe so sehr bedurfte und doch so überaus empfindlich gegen jede Berührung nicht ganz mit ihm übereinstimmender Persönlichkeiten war, hatte eben dadurch eine natürliche Anlage zur Frömmigkeit. Zunächst drückte sich diese nur in einem fortwährenden, unbestimmten Suchen nach etwas aus, das Halt und Befriedigung gäbe, und in einem ungebärdigen Zurückstoßen aller ihm erreichbaren irdischen Dinge. Gläubig im katholischen Sinne war er als junger Mann indessen durchaus nicht, ja er sprach von allem Konfessionellen wie von etwas längst Überwundenem, weit hinter ihm Liegenden. Er empfiehlt seinem Bruder Kant, mit dem er einen hohen Flug tun werde. Da man einmal vom Baume der Erkenntnis gegessen habe, gebe es keine

andere Süßigkeit, als so viel wie möglich davon zu schmecken. Häufig fehlt seinen Äußerungen jede Pietät für den Glauben seiner Kindheit, der noch immer der seiner Eltern und jüngeren Geschwister war. „Nur der Unwissende", schreibt er, „ein altes Buch in der Hand, das er nicht versteht, entscheidet anmaßend über die Geheimnisse der Schöpfung und stirbt zufrieden, daß er sie erkannt hat." Über den jüngeren Sohn des Grafen Porro sagt er: „Dafür, daß er von Mönchen erzogen ist, steckt er nicht einmal so sehr voller Vorurteile; nicht durch das Verdienst dieser Mönche, sondern weil sie so verhaßt sind, daß die von ihnen erzogenen jungen Leute ungefähr gerade das Gegenteil von dem glauben, was ihnen gelehrt worden ist." Als sein jüngerer Bruder Franz den Entschluß faßte, Geistlicher zu werden, versuchte er ernstlich zu bekämpfen, was er Luigi gegenüber für eine Tollheit erklärte: „Eines Tages, hoffe ich, wird er sich vor Lachen die Seiten halten, wenn er an das Dreieck denkt, das er sich auf den Kopf setzen wollte." Jedenfalls beklagt er Francesco, weil diese Torheit einen Anstrich von Melancholie verrate, der ihm immer bleiben werde.

Dunkler und schwerer konnte sie nicht sein als seine eigene. Schon als Kind hatte er oft gesagt: „Ach, der schönste Tag meines Lebens wird der meines Todes sein." Dieser schmerzliche Seufzer kehrt in jeder Lage wieder. „Ich bringe ganze Tage stumm in meiner Kammer zu", schreibt er im Jahre 1815, bald nach der erfolgten Aufführung seiner „Francesca", „allein, mit keinem andern Trost als meiner gewöhnlichen Überlegung: ehe hundert Jahre vorüber sind, wird dieses Herz aufgehört haben zu schlagen; ach ja, ehe hundert Jahre vorüber sind." Er nennt sich des Lebens satt, aller menschlichen Dinge überdrüssig, das Leben ein Übel, eine Furie, die sich an die Fersen des Menschen heftet, der nicht die Kraft hat, sie abzuschütteln. „Auch ich sterbe vor Schwermut", antwortet er Luigi, der in ähnlichem Sinne an ihn geschrieben zu haben scheint, „vor Unzufriedenheit mit mir selbst und vor

Abscheu gegen die verdummte Gesellschaft dieses Landes. Auch in mir ist jeder Ehrgeiz erloschen."

Man spürt die hoffnungslose Müdigkeit einer Seele, die in sich die Kraft nicht findet, aus der sie Leben saugen kann. Das Bedürfnis, sich an einen Stärkeren anzuschließen, machte ihn zur Freundschaft geeignet, und zwar waren die Männer, die er liebte, fast immer solche, wie sie auch auf Frauen den größten Eindruck zu machen pflegen, kraftvolle, rücksichtslose, herrische. Es ist eigentümlich, daß große Fehler, ja Laster, wenn sie auf einem Übermaß von Naturkraft beruhten und mit Talent verbunden waren, einem Manne in seinen Augen nicht nur nicht schadeten, sondern sein Gefühl erst recht zu entflammen schienen. Der, den er zuerst zum Freunde wählte, war Ugo Foscolo, ein genialer, zügelloser, durch verhängnisvolle Leidenschaften zerrütteter Mann, dessen unsterbliches Gedicht, „Die Gräber", einen entscheidenden Einfluß auf die geistige Richtung Silvios ausgeübt haben soll. Er nannte ihn den größten Mann seiner Zeit, eine Stelle, die er im Alter Manzoni einräumte. Den Arzt und Patrioten Rasori, der wegen einer anstößigen Lebensführung ebenso berüchtigt war, wie berühmt durch Geist und wissenschaftliche Bedeutung, verehrte er, ohne die gegen ihn gerichteten Anklagen durchaus zu bestreiten. Über Byron, den er in Mailand persönlich kennen lernte, schrieb er seinem Bruder: „Kalte Verruchtheit ist eine zu hervorragende (eminente) Eigenschaft, als daß ich nicht sehr zögern sollte, sie für in der menschlichen Natur liegend zu halten; aber gesetzt auch, daß dieser entsetzliche poetische Charakter in Lord Byron wirklich wäre, er gefällt mir überaus." Was Confalonieri betrifft, von dem er sagt, daß er keinen mehr als ihn geliebt habe, so betont er zwar, daß die gemeinsame christlich-katholische Überzeugung die Grundlage ihrer Freundschaft bilde; aber alles spricht dafür, daß es vielmehr das Kräftige, Stolze und Belebende in Confalonieris Natur war, wodurch er sein Herz beherrschte. Mit Lodovico de Breme, einem feinen, religiösen, schriftstellerisch begabten Manne, be-

freundete er sich nach seinem eigenen Geständnis nur, weil dieser ihn liebte und suchte. In einem Gedicht von der Größe Gottes, das er in seinen letzten Lebensjahren machte, feiert er Gott als den Stärksten, an den seine Schwäche sich anlehnen könne.

Es wäre indessen falsch, sich Silvio Pellico als einen Schwächling vorzustellen; der kleine, kränkelnde Mann besaß jene Standhaftigkeit und Selbstüberwindung, jenen moralischen Mut, an dem auch zarte Frauen es oft kraftvollen Männern zuvortun. Auch artete er in dieser Hinsicht nach seiner Mutter und sagte selbst, er wage es, sich in einem mit ihr zu vergleichen, nämlich im Mut, womit er ohne Zweifel den Mut meinte, das für Recht Erkannte ohne Rücksicht auf die Folgen zu tun, und das schwerste Leiden zu tragen, ohne es merken zu lassen und sich dadurch in der Ausübung der Pflichten stören zu lassen. Er war nicht fähig, sich etwas zu erkämpfen und zu erzwingen, wohl aber sich denen, die er liebte, zu opfern. Man muß die Unbeugsamkeit seiner Urteilskraft bewundern, mit der er trotz der Heftigkeit seiner Empfindungen jedem, sich selbst und seinem Schicksal gerecht werden konnte. Wenn er einerseits an kraftvolle Naturen sich leidend anschloß, behauptete er sich doch neben ihnen; die unbestechliche Reinheit seines Charakters machte ihn zum Vorbild für Jüngere, zum Erzieher geeignet. Er liebte den Umgang mit heranwachsenden Knaben und wußte sie an sich zu fesseln, vermutlich durch eine glückliche Vereinigung von Strenge und Liebe, vollem Verständnis, kindlicher Sinnesart und geistiger und moralischer Überlegenheit. Was er an Erwachsenen verachtete, die Trägheit, das Versumpfen und Verfaulen, gilt nicht für die Jugend mit ihrer Triebkraft und ihren unbegrenzten Möglichkeiten; sie befriedigte sein ästhetisches Gefühl und zugleich einen pädagogischen Zug, der ihm eigen war.

Silvio Pellico ist als Mensch der echte Vertreter des romantischen Typus, wie er in Deutschland am vollkommensten durch Ludwig Tieck dargestellt ist. Wie die deutschen Romantiker

ist er immer wünschend und sehnend, nie befriedigt: „Der Mensch von Phantasie und Herz trägt, wo er auch sei, einen immer schmerzlichen Durst nach unerreichbaren Genüssen mit sich: in der Einsamkeit sehnt er sich nach Gesellschaft, und in Gesellschaft verlangt er nach Einsamkeit, und nie hat er weder Einsamkeit noch Gesellschaft, wie er sie sich wünscht.“ Wie die deutschen Romantiker ist er heimatlos geboren, fremd in seinem Vaterlande, obwohl er es liebte, fremd in der Welt, voll Heimweh nach einem überirdischen Reiche. Wie sie war er, obwohl den Frauen sehr ergeben und in der Jugend heftig verliebt, doch mehr zur Freundschaft als zur Liebe geeignet. „Die Freundschaft“, sagt er, „ist die Art der Zuneigung, für die ich mehr als für jede andere Leidenschaft des Herzens veranlagt bin.“ Wie sie begann er mit kühnen Zweifeln, um unbeweglich fest an einen Glauben gekettet zu enden.

Er war, wie jene, eine durchaus kontemplative und passive Natur, schon dadurch zur Melancholie bestimmt, und litt sowohl unter dem Zwange, sich dem Insichselbstversenktsein zu entreißen, wie unter dem Bewußtsein der Untätigkeit. Wie jene von einer der Neugierde verwandten Lust nach Wissen und Entschleiern aller Geheimnisse beseelt, wandelten ihn häufig Stimmungen an, wo er das Wissen verachtete, ein kulturloses Leben pries und den eigenen Erkenntnisdrang als Sünde empfand. „Manchmal habe ich beinahe Gewissensbisse, daß ich den Stolz meines Geistes genährt und gewagt habe, das Weltall mit meinen Augen zu messen wie ein Gott, und ich sehne mich nach dem Frieden der Unwissenheit, wie der dürstende Hirsch nach der Quelle verlangt!“ Wie jene machte er die eigentümliche Beobachtung an sich, daß ein frühes, maßloses Schwelgen in der Phantasie ihn erschöpft und ausgeleert habe, wie wenn es wirkliches Erleben gewesen wäre. „Dieser mehr kontemplative als ausübende Charakter hat mich seit meiner Kindheit in die Region der Phantasmen geworfen, wo ich mich damit abmattete, sie zu erkennen, zu zergliedern und wieder zusammenzusetzen, da es mir schien, ich könnte aus

diesem Chaos die schönste der Welten machen. Niemand kann sich die Unordnung meines Gehirns in meiner Kindheit vorstellen. Diese innerliche Tätigkeit hat mich vorzeitig mit allen Ideen von Tugenden und Verbrechen vertraut gemacht, und mit 18 Jahren, wenn das moralische Leben der andern Menschen beginnt, war meines sozusagen im Untergehen. Müde und aller Dinge überdrüssig, habe ich seit damals den Tod ersehnt, und wenn dieser Wunsch einmal auch in der Ruhepause der Leidenschaften sich in einem Herzen festgesetzt hat, ist er ein unheilbares Gift, das, wenn es das Leben nicht gewaltsam abkürzt, es mit dauernder Melancholie durchtränkt."

Silvio erklärt hier zugleich die auch an den deutschen Romantikern zu beobachtende unnatürliche Verteilung der Lebenskraft, vorschnelles Reifen und Welken, so daß sie entweder jung starben oder nach kurzer, aufschäumender Jugend in ein müdes, langsames Absterben verfielen, wie wenn allzuschnelles Verbrennen der zugemessenen Feuerung durch vorsichtiges Sparen eingebracht werden müßte.

Die eigentliche Blütezeit Silvios fällt in die Jahre 1815—29, die er in Mailand im Hause des Grafen Porro-Lambertenghi als dessen Sekretär und Erzieher seiner Söhne verlebte. Schon vorher aber hatte er das Drama Francesca da Rimini geschrieben, das im Jahre 1815 aufgeführt wurde und ihn, der bisher nur durch seine Liebenswürdigkeit und seinen Geist anziehend war, berühmt machte. Für die italienische Literatur bedeutete die Francesca eine Neubelebung der in einem seelenlos gewordenen Klassizismus erstarrten dramatischen Poesie, ja mehr, sie war der erste künstlerische Ausdruck modernen Empfindens, das sich in dem traditionellen Stil nicht wiedererkennen konnte. Man sah zum ersten Male nicht den versteinerten Faltenwurf der griechisch-römischen Toga, hörte nicht die antiquarischen Reden eines Cäsar oder Brutus, sondern man liebte, litt und wütete in einer vertrauten Welt. Es war eine Wirkung, die man mit der der bürgerlichen Rührstücke, wie Lessings Sara Sampson, vergleichen kann, insofern das Stück von der Über-

triebenheit des Stils einen Schritt zur Natürlichkeit machte, sich also gewissermaßen von der Kunst entfernte, um das Gefühl zu gewinnen, ohne welches das auserlesenste Kunstwerk leblos bleibt.

Die Sprache wurde von manchen Seiten getadelt als nicht ganz gebildet und nicht italienisch. Allerdings waren die Pellico französischen Ursprungs und das Französische Silvio wie das Italienische geläufig; vielleicht aber gehörte gerade der fremde Blutstropfen dazu, um das marmorne Pathos, das auf der Bühne herrschte, beweglich zu machen. Die Einfachheit und Anmut der Sprache, die niemals ihren Reiz verlieren kann, fiel damals mehr als jetzt auf, die einen bezaubernd, wie sie die andern entrüstete, wo es im allgemeinen dem Dichter vorgeschrieben war, in der Tragödie den Kothurn anzuschnallen. Obwohl die Francesca, wie schon oft bemerkt wurde, lyrischen Charakter hat, entbehrt sie der dramatischen Wirksamkeit durchaus nicht; sie ist knapp, gedrängt vorwärts schreitend, das Interesse nie erlahmen lassend. Der Auftritt, wo Paolo und Francesca sich ihre Liebe bekennen, süß im Tone, im Tempo hinreißend, einfach und empfindungsvoll, ohne gemeinplätzig und weichlich zu sein, wird immer zu den klassischen Liebesszenen des Theaters gehören. Was Silvio Pellico fehlt, ist Tiefe der Ideen und der Anschauung, Reichtum und Originalität der schaffenden Phantasie, Fülle der Gestalten; aber er hat das Gefühl und den Instinkt des Schönen, die den Dichter machen. Mit der Francesca hat ein starkes Gefühl, von einem guten Geschmack geleitet, ein in seinen Grenzen vollkommenes Kunstwerk geschaffen.

Die Aufführung, die am 18. Juli im Teatro Re stattfand, hatte uneingeschränkten Erfolg. Die Darstellung war vollendet: den Paolo spielte ein Riminese, der, von häßlichem Äußern, wenig für die Rolle des Geliebten geeignet schien, sie aber so glänzend verkörperte, daß es das Publikum begeisterte. Carlotta Marchionni, die erste Schauspielerin Italiens und von ihren Verehrern als die erste Schauspielerin Europas

angesehen, konnte als Francesca ihr Talent, tragische Leidenschaft mit edler Natürlichkeit darzustellen, wie nie zuvor entfalten. Sie war so eins mit dieser Gestalt, daß ihr Name mit dem der Francesca von Rimini verbunden geblieben ist.

Silvio Pellico war unter den Zuschauern; erst gegen das Ende der Aufführung wurde bekannt, daß er der Verfasser war. Man urteilte allgemein, daß seit Alfieri keine solche Tragödie geschrieben sei und viele sahen es als einen Vorzug an, daß Pellicos Dichtung mehr zu Herzen gehe als die Alfieris. Geld trug ihm der Erfolg nicht ein; aber er hatte sich in den Mailänder Kreisen, wo moderner Geist gepflegt wurde, einen Namen gemacht. Es drängte ihn, seinen jungen Ruhm durch neue Werke zu befestigen: sein Ziel war, eine neugeartete Tragödie zu schreiben, die frei vom Druck der Aristotelischen Gesetze wäre, zuvor aber wollte er mit mehreren orthodoxen Dramen seinen Ruf so sicher machen, daß er das anstößige Wagnis unterstützen könne. Indessen wurde es ihm schon die bescheidenere Aufgabe auszuführen schwer. Außer dem Drama „Eufemio di Messina" vollendete er nichts, schwelgte statt dessen in Entwürfen. Eine Reihe von Tragödien beschäftigte ihn nacheinander: Attilio Regolo Lombardo, I Bresciani, Matilde, Dante, Pisone, Beatrice d'Este, Pia de' Tolomei, und von mehreren wurden einige Akte fertig. Außerdem machte er den Plan zu einer Novelle, die der Italiener heißen und den idealen Typus des italienischen Patrioten aufstellen sollte, und arbeitete an einem Gedicht über Cola die Rienzi, in dem er, wie es scheint, den höchsten Aufschwung seines patriotischen und religiösen Freiheitsdranges zusammenfaßte.

Obwohl Silvio nach seiner eigenen Aussage das Entwerfen von Büchern leichter fiel als das Machen, ja, es seinen Geist sehr anstrengte etwas zu schreiben, und dies innere Hindernis zu einem großen Teile die Ursache seines zersplitterten Schaffens war, muß man doch zugeben, daß seine Lage im Hause Porro gesammelter Arbeit nicht günstig war.

Graf Porro gehörte zu den reichsten Aristokraten Mailands

und stand mit dem Grafen Confalonieri an der Spitze der liberalen, antiösterreichischen Partei. Sein Haus war allen namhaften Einheimischen und Fremden geöffnet; er beschützte, so gut er es verstand, die Künste und interessierte sich besonders für die Fortschritte der Kultur auf technischem und industriellem Gebiet, wie er denn die Dampfschiffahrt, die Dampfspinnerei, die Gasbeleuchtung und anderes in die Lombardei einführte. Trotz dieser großartigen und nützlichen Tätigkeit nahm man ihn nicht ernst; es scheint, daß er sich mehr von einem raschen Temperament, als von vernünftiger Einsicht und Besonnenheit leiten ließ. „Graf Porro ist ein sehr aktiver Mensch, der, obwohl zerstreut, seine eigenen Geschäfte verständig überwacht. Er kennt die Nichtigkeit der sozialen Unterschiede, über die er sich unbefangen lustig macht. Feind Napoleons, glaubt er nicht an die glänzenden Tugenden der Fürsten noch an den Freisinn der Völker. Er verachtet die Menschen und hält sie für geboren zur Sklaverei. Er wünscht die Vervollkommnung der positiven Wissenschaften, weil sie in einem Lande, wo die Literatur nur bestehen könne, wenn sie servil seien, nützlicher sei als diese. Ein lebhafter, ungeordneter Kopf, aber mehr dem Anschein nach als in Wirklichkeit.“ Man hat den Eindruck, daß Pellico die Grundsätze des Grafen aus dessen eigenem Gerede abgeleitet habe, dem nicht allzu große Wichtigkeit beizumessen ist. An anderer Stelle nennt er ihn einen sehr leicht zu beeinflussenden Menschen, der immer von redlichen Leuten umgeben sein müsse. Sein Wesen berührte Silvio offenbar fremdartig; vielleicht gerade deshalb hebt er seine Warmherzigkeit immer wieder hervor, die ihn trotzdem gewinnt. Er sei von allen mailändischen Aristokraten der aufrichtigste, liberalste und mutigste, sagt er, bestrebt, sich die guten Seiten des Mannes gegenwärtig zu halten, der ihm, wie es scheint, Vertrauen, Zuneigung und Hilfsbereitschaft in vollem Maße entgegenbrachte. Was Silvio geradezu unheimlich berührte, und was er immer wieder unter Staunen und Kopfschütteln hervorhob, war die unermüdliche Betrieb-

samkeit des Grafen. „Dieser gute Graf Porro", schreibt er, „ist einer der Menschen, deren Tätigkeit unerschöpflich ist. Er setzt alles und alle in Bewegung. Meine Lebenskraft hingegen ist halb versiegt, ich möchte immer an einem Schreibtisch sitzen. — Ich möchte immer in vollkommener Unbeweglichkeit hingestreckt sein, so groß ist mein Widerwillen gegen jede Tätigkeit und gegen die Bewegung." War Porro im Hause, so nahm er Silvio, ohne etwas von dessen Leiden zu ahnen, für sein Gesprächs- und Geselligkeitsbedürfnis in Anspruch und verwickelte ihn irgendwie in seine Geschäftigkeit. Darüber tröstete Pellico sich einigermaßen mit dem herzlichen Gefühl, das er für den Grafen hatte, nichts aber milderte seine Bitterkeit über den Zwang, sich an der Gesellschaft des immer mit Menschen erfüllten Hauses zu beteiligen. „Essen, Besuche, Spaziergänge, Unterhaltungen", schreibt er, „und jeden Abend das Gemüt von derselben Verachtung der Komödie, die ich gespielt habe, zernagt." Er genießt die Einsamkeit wie früher die Küsse eines Mädchens. „Am Ende eines jeden Tages bete ich zu Gott, daß er mich von der Gegenwart eines jeden befreie, damit ich mit mir allein sein kann." „O wie gern möchte ich Mönch in einem Kloster werden, wo man nicht Psalmen sänge, aber wo ich zu vollständiger Einsamkeit verdammt wäre."

Nicht ohne einen leisen Schauder liest man diese Klagen, wenn man an die zehnjährige Verlassenheit des Kerkers denkt, die den Unglücklichen erwartete, und man erinnert sich der Worte Iphigeniens: Ihnen zum Schaden erfüllen die Götter die Wünsche der Menschen.

Indessen wie sehr Silvio unter der Abhängigkeit und ihren Folgen litt, darf man doch aus der verzweifelten Unzufriedenheit, die er oft gegen seinen Bruder äußerte, nicht schließen, daß er sich durchaus und immer unglücklich gefühlt habe. Kaum hätte er die Rolle des guten Gesellschafters so gut spielen können, wenn er nicht, dem Augenblick hingegeben, den Reiz der Fröhlichkeit und der Sympathie, die er erregte, emp-

funden hätte. Obwohl er urteilend über den Menschen seiner Umgebung stand, ließ er sich doch durch sie beeinflussen, wovon vielleicht ein schon in seinem Ruhebedürfnis begründeter Trieb nach Übereinstimmung die Hauptursache war. Nun befand er sich in einem Kreise von jungen Menschen, die sich als moderne im Kampfe gegen eine baufällige Kultur fühlten, ein Gefühl, das durch den Haß gegen die Fremdherrschaft und die Hoffnung, zum Sturze derselben in irgendeiner Weise beitragen zu können, dramatisch zugespitzt und gesteigert wurde. Es wäre nicht natürlich gewesen, wenn die allgemeine Erregung, die ihn umgab, Silvio Pellico nicht auch ergriffen hätte, der schon durch seine nervöse Konstitution dem modernen Menschentum angehörte, und den jedes große Gefühl zum Mitschwingen brachte. Er, der ein Stück voll romantischen Geistes geschrieben hatte, war berufen, in dem Kampfe gegen den Klassizismus eine Rolle zu spielen, und hat in der Tat feine und treffende Urteile in der großen literarischen Streitfrage ausgesprochen.

Ganz deckten sich seine Ansichten nicht mit denen der deutschen Romantiker; überhaupt war sein Geist weniger systematisch, er folgte seinem Geschmack, ohne sich an Einteilungen zu kehren. Er verehrte Schiller, Lessing, Goethe und Shakespeare; seine Abneigung gegen Ariost erklärt sich aus seinem Mangel an Humor und seinem an Schiller erinnernden Idealismus. Manzonis Carmagnola fand er nicht hinreißend, weil die Helden der Wirklichkeit zu ähnlich gelassen wären. Es war nach seiner Ansicht der Zweck der Poesie, erzieherisch auf die Menschheit zu wirken; Dichter, die das nicht täten, seien nichts als Schwätzer. Das Drama sollte insbesondere die vaterländischen Helden feiern. Von Foscolo sagte er, daß er noch zu sehr unter dem Einfluß der griechisch-lateinischen Kultur stehe und seine Zeit nicht genügend zu schätzen wisse. Für das Wesen des Romantischen, sofern es das Moderne ist, ich möchte sagen das Gesteigerte, Verdichtete und Verfeinerte, hatte er ein überraschendes Verständnis. „Sei gewiß," schrieb er seinem Bruder, „daß die Poesie der Beschreibungen und dergleichen Oberfläch-

lichkeiten alle fünfzig Jahre ihren Wert verliert, und daß die gebildeten Völker entweder aufhören werden eine Poesie zu haben, oder nur eine solche genießen werden, die tiefer ist, philosophischer, mehr in wenig Worte zusammenfaßt, schwerer und reicher an Gefühl . . . Die Worte verlieren täglich an Wichtigkeit, und nur die Ideen erringen eine große."

An die Ausführungen Friedrich Schlegels, daß die Schriften des romantischen Dichters in die Atmosphäre eines mystischen Liebesgefühls ganz eingehüllt sein sollten, erinnert die folgende schöne Betrachtung, die Silvio an den Sterneschen Yorick knüpft: „Was für ein Gefühl herrscht darin vor? Es ist nicht Liebe, es ist nicht nur Freundschaft, es ist etwas Mystisches, das der Untersuchung sich zu entziehen scheint . . . Es gibt eine dritte Art des Gefühls, die auch Liebe ist. Es gibt Gemüter, die im höchsten Grade zum Mitgefühl (pietà) und zur Melancholie geneigt sind, denen die Gewohnheit gewisser natürlicher Ideen: Leben, Tod, Schönheit, Verwesung, Tugend, Treulosigkeit, Ideen, die sich, ohne daß man es will, jeder Erscheinung der Einbildungskraft beimischen, viel von der Fähigkeit, sich für die einzelnen Dinge zu begeistern, nimmt. Sie sehen das Gute und das Böse nie getrennt. Sie würden sich vielleicht an einem Unternehmen für die Freiheit des Vaterlandes beteiligen: aber ohne Ungestüm, da sie die Ketten und die Qual sehen, die der Tyrann den Großherzigen bereitet. Ein Mädchen, eine Blume, ein Freund macht sie lächeln, aber weder dies Lächeln noch die Fröhlichkeit, die sie sich selbst zuweilen anbefehlen, zerstreut einen Augenblick ihre innere Traurigkeit. Dieser müde, begierig nach entzückenden Empfindungen, suchen sie sie mit mehr Sorgfalt als die leidenschaftlichen Menschen; in der Mitte von Kannibalen, würden sie sich noch bemühen sie Brüder zu nennen, um des Glückes willen, zu glauben, daß der Mensch Brüder habe. Solche Gemüter sind es, die natürlicherweise jene dritte Art der Liebe fühlen, von der ich Dir gesprochen habe. Der Zauber ihres Stils hat etwas Reizendes; er erinnert ein wenig an jene Träume, in denen man beglückt durch unbekannte Ge-

filde voll schöner Gegenstände irrt, von denen man weder die Namen noch die Formen mehr erfassen kann, wenn man aufwacht."

Als zu diesen Gemütern gehörig, die zugleich über und fern von allem stehen, was sie lieben, erwies sich Pellico in dem literarischen Kampfe, den er als ein Führender mitmachte; er tat es, aber „ohne Ungestüm". „Dein Ludovico (de Breme)," schreibt er dem Bruder, „ist ganz entbrannt in dem Kriege der Romantik und des Klassizismus. Du warest schon bevor diese Namen entstanden, Romantiker im guten Sinne, wie es alle die sind, die über Literatur mehr mit dem inneren Gefühl als mit der künstlichen Kritik der Schulen urteilen."

In noch geringerem Grade, als für literarische, konnte Silvio sich für politische Streitfragen ereifern. Bei Gelegenheit einiger Bemerkungen über Napoleon sagt er im Jahre 1815: „Übrigens segne und verfluche ich die politischen Ereignisse wie die Sonne und den Regen, und dann merke ich, daß wir toll sind, zu loben und zu tadeln, was unvermeidlich ist. Was ist der Zweck von dem, was wir gut oder böse nennen? Der Fortschritt der menschlichen Gesellschaft, ihre Belehrung, das Dasein der Welten, die Lust des Zufalls, oder nichts von alledem? Ich weiß es nicht." Man vernimmt die Sprache eines Menschen, der in den irdischen Reichen nicht zu Hause ist.

Nichtsdestoweniger und trotz seiner häufig geäußerten Verachtung der Italiener seiner Zeit liebte er sein Vaterland. Er liebte es nicht mit der Einseitigkeit, Ausschließlichkeit und Kurzsichtigkeit so vieler Patrioten, sondern weil er dort aufgewachsen war, weil er es kannte, weil es schön und unglücklich war. Die schönen Strophen des Paolo in der Francesca an Italien, die in jener Zeit so viele Male die Hörer zu stürmischen Zeichen einer verbotenen Begeisterung hinrissen, sind ohne Zweifel einem echten Gefühl entsprungen; aber mehr die in diesem Gefühl liegende Schönheit als sein Gegenstand machten es ihm wesentlich. Der von Kannibalen umringt sich noch bemüht hätte sie Brüder zu nennen, war gewiss bereit, sich der

Empfindung der Vaterlandsliebe hinzugeben, die teure Freunde, verehrte Männer bewegte.

Wie es zu geschehen pflegt, wenn eine neue Richtung aufkommt, trugen sich die Vertreter derselben mit dem Gedanken, eine Zeitschrift zu gründen, in welcher sie ihre Ideen verfechten und vertreten wollten; endlich näherten sich mehrere Kreise von talentvollen und modern gesinnten Männern, die sich bisher von ferne interessiert, doch mißtrauisch beobachtet hatten, fanden die gemeinsame Grundlage, und der Plan wurde ins Werk gesetzt. Sie nannten das Blatt, das eine Waffe gegen alte leblose Formen, den Klassizismus und das österreichische System, sein sollte, den Conciliatore, weil er die entgegengesetzten Meinungen zu vermitteln bestimmt sei.

Wer jetzt die große, mit schönen, klaren Lettern gedruckte Zeitschrift durchliest, wird sie ebenso langweilig und unerheblich finden, wie sie damals aufregend und bedeutungsvoll war; ein Beweis für die Enge und den Druck jener Zeit, wo das, was heute landläufig zu sagen ist, ein Wagnis war, und dafür, daß das sogenannte Aktuelle seinen Reiz verliert, wenn der Augenblick vorüber ist, dem es diente. Allerdings ist auch in Rechnung zu ziehen, daß die Zensur oft gerade das Wesentliche strich und überhaupt die Artikel so stark beschnitt, daß man Mühe hatte, die entstandenen Lücken zu ersetzen. Im Notfalle war es Silvio Pellico, der einsprang, sei es weil er der gefälligste, oder weil er am flinksten mit der Feder war, oder daß seine Stellung als Sekretär des Grafen Porro es ihm nahelegte. Die österreichische Regierung, die den Conciliatore von Anfang an ungern geduldet hatte, gab ihrer zunehmenden Mißbilligung deutlichen Ausdruck; allein die Herausgeber wollten den Wink nicht verstehen und fuhren fort, ihre anrüchige Opposition der Zensur zu unterbreiten. Am 29. Oktober wurde Silvio Pellico auf die Polizei gerufen, um sich wegen der kecken Sprache seiner Artikel zu verantworten; er antwortete kaltblütig, daß nichts gedruckt worden sei, was nicht die Erlaubnis der zensierenden Behörde erhalten habe. Trotz seiner Schwächlichkeit

und Gefühlsreizbarkeit war Silvio nicht etwa furchtsam; übrigens fühlte er sich in seinem Rechte und seiner Sache sicher.

Etwa um diese Zeit, in der Mitte des Jahres 1819, trat in den übermütigen bewegten Kreis das Schicksal, unsichtbar den Schritten eines hübschen, fröhlichen jungen Musikers angeheftet, des Romagnolen Piero Maroncelli. Er kam mit der doppelten Absicht nach Mailand, sein Brot zu verdienen und eine Gruppe der Carbonari zu begründen, der in der Romagna sehr verbreiteten geheimen politischen Gesellschaft, der er angehörte, und die in die Lombardei noch nicht eingedrungen war. Im Hause der Schauspielerin Carlotta Marchionni lernte Silvio ihn kennen, und ein Gespräch über Musik und Literatur erregte sofort in beiden gegenseitiges Interesse, das durch den gleichen Gefühlszustand, in dem sich beide befanden, noch vermehrt wurde. Maroncelli nämlich war ebenso verliebt in Carlotta Marchionni, wie Pellico in ihre Cousine Teresa, die bei ihr und ihrer Mutter lebte, so daß beide demselben Verkehr zustrebten, ohne sich doch im Wege zu stehen, und zum Austausche ihrer Empfindungen und Erlebnisse natürlicherweise veranlaßt wurden.

Teresa Bartolozzi, die Cousine der Carlotta Marchionni, genannt Gegia oder Gegina, war, wie Angelo Brofferio in seinen Denkwürdigkeiten sagt „das schönste, liebste, witzigste Teufelchen, das jemals vom Himmel gefallen sei". Sie habe germanische Schönheit und florentinische Lebhaftigkeit in sich vereinigt; blaue Augen, lachender Mund, blondes Haar und weiße Hautfarbe hätten ihr Äußeres reizend gemacht, eine ungesucht poetische Art sich auszudrücken, liebenswürdige Offenheit und seltene Warmherzigkeit ihre Anziehungskraft vollendet. Auch andere sagen, daß sie zwar der Carlotta an Schönheit nicht gleich gewesen sei, aber durch den Zauber ihrer Persönlichkeit ebenso fesselnd gewirkt habe. Sie hatte dichterische Begabung und konnte durch ihren Gesang entzücken; doch trat sie für gewöhnlich nicht auf, sondern beschäftigte sich mit dem Haushalt.

Es gibt Zeiträume im Leben der Menschen, wo alles sich zusammenzudrängen, zuzuspitzen, zu gipfeln scheint; wo die äußerste Gespanntheit aller Gefühle und Strebungen irgendein Ereignis verlangt und weissagt, das entladend oder ablenkend wirke, um, wie es auch sei, dem Zustande, der sich nicht mehr steigern kann, ein Ende zu machen. In einer solchen Verfassung befand sich Silvio in dem Jahre 1820, das ihn dem Kerker überlieferte. Sein freundschaftlicher Verkehr mit den beiden Cousinen und seine Liebe zur Gegia bestand seit Jahren; erst in diesem Sommer aber, als die Gesellschaft Marchionni sich in Mailand aufhielt, sprach er ihr sein Gefühl aus, wodurch das bisher zurückgehaltene mächtig und meisterlos wurde und ihn überwältigte. Der Umstand, daß er sie im Hause der Tante von Verehrern umgeben sah, daß die frühere Zurückhaltung durch den Umgang mit Maroncelli bereits durchbrochen war, mag, abgesehen von der natürlichen Entwickelung, zu dem nunmehrigen Sichoffenbaren und Anwachsen der Liebe beigetragen haben. Obwohl Gegia Silvios Leidenschaft nur mit Freundschaft erwiderte, faßte er den Gedanken, sie zu heiraten, sei es nun, daß er selbst sich, oder daß sie ihm Hoffnung machte, ihre Neigung würde sich noch gewinnen lassen. „Ach", schreibt er ihr, „warum hat mir der Himmel ein ganz in Liebe entbranntes Herz gegeben und mich nicht mit allen den äußeren Vorzügen geschmückt, die Liebe gewinnen, die eine wahre Leidenschaft einflößen. Warum habe ich nicht den tausendsten Teil deiner Anmut, deines Reizes, des Zaubers, der über deine ganze himmlische Person ausgebreitet ist! Lache nur, und die gute Cousine Carlotta mag mit dir lachen, ich erlaube es euch, aber es ist so: niemals hat mir etwas daran gelegen, ob ich häßlich oder schön sei; jetzt zürne ich der Natur, daß sie mich nicht zum schönsten, liebenswürdigsten, verführerischesten der Menschen gemacht hat."

Man kann Silvio Pellico nicht gerade häßlich nennen; seine Bilder zeigen eine hohe Stirn, sehr schmale Lippen, feine Züge, die leicht etwas Scharfes, Spitzes haben könnten. Sein Mit-

gefangener Alexandre Andryane spricht mit Wärme von seinem sanften, schwermütigen Gesicht, das himmlische Güte ausdrücke, von den edlen Verhältnissen seiner bleichen Stirn, von seinen Augen voll Zärtlichkeit und Poesie, von dem feinen Lächeln seines Mundes, was alles zusammen außerordentlich gewirkt habe. Wie gut man sich diese Art von seelischer Schönheit Pellicos vorstellen kann, so begreift man doch, daß es nicht gerade die war, die ein Mädchen verliebt machte, besonders da seine sehr kleine Gestalt das wesentlich Unmännliche der ganzen Erscheinung vollendete. Wäre Silvio aber auch der Geliebten sicher gewesen, so sah er doch keine Möglichkeit vor sich, sie zu heiraten. Seinen Eltern, kleinbürgerlich und fromm, wie sie waren, flößte der Verkehr ihres Sohnes mit der Schauspielerin Schrecken ein, auch Graf Porro sah ihn ungern. Seine Mittellosigkeit und Abhängigkeit schienen der Verwirklichung seines Sehnens jede Aussicht zu rauben. So marterte ihn zugleich der Zweifel an der Liebe seiner Geliebten, und die Furcht, die fast Gewißheit war, daß er sie, selbst wenn sie ihn liebte, nie würde besitzen können. Zur Arbeit hatte er keine Sammlung mehr; ohnehin war der Conciliatore aufgehoben; aber es scheint, daß er auch seinen Pflichten als Hauslehrer nicht wie sonst nachkam. Er sah sich im Widerstreit mit den geliebten Eltern, mit dem Grafen Porro, mit sich selbst, ohne Hoffnung und Trost von irgendeiner Seite, als zuweilen in der Nähe der Geliebten sein zu dürfen und mit Maroncelli, was beide bewegte, besprechen zu können. Aus den kurzen Briefen, die er dem Freunde im Laufe des Sommers schrieb, spricht ein verzweifeltes Gemüt, das weder mehr leiden, noch auch handeln kann.

Im Juni schrieb er an seinen Bruder Luigi nach einem Besuche in Turin bei den Eltern: „Trotz meiner großen Liebe für diese Teuren machte es mir die fehlende Gewohnheit mit ihnen zu leben schwer, ihre gotischen Ansichten über Religion und Politik zu ertragen; sie gehören dem vergangenen Jahrhundert an und wir nicht dem gegenwärtigen, sondern dem

künftigen; es ist beinahe unmöglich, daß wir uns verstehen. Glaube mir, aus diesem Grunde ist es eine Vorsehung, daß wir nicht zusammen leben; wir würden weniger geliebt werden und würden weniger lieben: traurige Wahrheit!"

So scharf war bei diesem zärtlichen Sohne das Gefühl der Entfremdung gegen die Eltern geworden, die ihn weder in seinem Denken, noch in seiner Liebe verstehen wollten. Er war entschlossen, ihres Kummers und ihrer Vorstellungen ungeachtet, von Gegia nicht zu lassen.

Ende August verließ die Gesellschaft Marchionni Mailand: Silvio mußte die Geliebte scheiden sehen, ohne sich mit bestimmten Hoffnungen auf die Zukunft trösten zu können. Maroncelli, der sich in der gleichen Lage befand, war nicht weniger niedergeschlagen, und es war in dieser Stimmung, daß die beiden Freunde die eine Zeitlang vernachlässigte Politik wieder aufnahmen.

Im April 1819 hatte Silvio seinem Bruder geschrieben: „Es ist gesagt worden, daß alles, was in Italien liberal sei, Carbonaro sei; aber sei ruhig, es gibt auch nicht die entfernteste Beziehung zwischen einer dunklen Sekte, die sich verbirgt, und einer freimütigen Gesellschaft, die die Meinungen öffentlich bekennt und druckt (wenn sie kann)." Inzwischen hatte er einen Carbonaro, nämlich Maroncelli, persönlich kennen gelernt und sich mit ihm befreundet. Wenn er sich jetzt leicht überreden ließ, der einst geringgeschätzten Verbindung beizutreten, war es, weil der Freund sie ihm in einem besseren Lichte hatte zeigen können? oder weil er ihm blind vertraute? oder weil sein Gemüt so bewegt und voll war, daß er es gleichsam nur nebenher tat, ohne sein ganzes Bewußtsein hineinzusetzen? Man kann sich auch denken, daß er nun einmal in der Verfassung war, gewagte Entschlüsse zu fassen, daß er sich am wohlsten fühlte, wenn Geschehen und Erregung um ihn her war. Eine sonderbare Unbedenklichkeit kennzeichnet die Handlungsweise der beiden Freunde in diesen Wochen, die Maroncelli zwar natürlich, an Pellico aber etwas Außergewöhn-

liches war. Gerade am 31. August, einige Tage nachdem die geliebten Cousinen Mailand verlassen hatten, erschien das kaiserliche Edikt, das den Carbonaro mit Todesstrafe, den, der einen Carbonaro kennte und nicht anzeigte, mit schwerem Kerker bedrohte. Was für einen verhängnisvollen Schritt er demnach tat, indem er Carbonaro wurde, dessen scheint Silvio sich kaum bewußt gewesen zu sein. Er dachte daran, weitere Anhänger zu gewinnen, gab Maroncelli, der nach Genua reisen wollte, zu diesem Zwecke eine Empfehlung an seinen Bruder Luigi und forderte den Grafen Porro zum Beitritt auf, der ohne weiteres einwilligte.

Porro, immer unternehmend und betriebsam, dachte die Angelegenheit im großen zu betreiben und einen Massenbeitritt im Volke zu veranlassen; Silvio hatte vor, die patriotischen Freunde dafür zu interessieren, wozu sich gerade jetzt eine Gelegenheit bot. Es fand nämlich die erste Fahrt eines Dampfschiffes auf dem Po statt, wobei die Unternehmer, die Grafen Porro und Confalonieri, anwesend sein wollten; Porro nahm seine Söhne und ihren Erzieher mit. Man reiste zuerst nach Venedig, das Silvio wegen der Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit des dort herrschenden Lebens sehr mißfiel; das Volk schien ihm weder seiner großen Vergangenheit eingedenk, noch der schmählichen Gegenwart sich bewußt zu sein. Auf der Rückreise besuchte man in Mantova den befreundeten Grafen Arrivabene, dem Silvio in Gegenwart seiner Zöglinge beiläufig von den Carbonari sprach. Als dieser begriff, daß es sich um eine ernstlich gemeinte Aufforderung handelte, gab er einen abschlägigen Bescheid.

Inmitten der fröhlichen Gesellschaft guter Freunde fühlte Silvio sich elend. „Was für eine Qual ist das Herdenleben (Che supplizio il vivere in gregge)!“ schrieb er seinem Bruder aus Mantova. Als er am 9. Oktober wieder in Mailand eingetroffen war, erfuhr er in der Wohnung Maroncellis, den er sofort aufsuchte, daß dieser zwei Tage vorher verhaftet sei. Um einen Freund zu warnen, von dem er fürchtete, daß er

durch gewisse bei Maroncelli gefundene Papiere kompromittiert werden könnte, reiste er an den Comersee, wo dieser zu Hause war. Der schweizerischen Grenze so nahe, hätte er sich leicht in Sicherheit bringen können; aber weder ihm noch dem Grafen Porro kam es in den Sinn, daß ihnen Gefahr drohen könne. Silvio war in Schmerz versunken, weil seine Hoffnung, die Geliebte unterwegs zu sehen, durch den Grafen Porro vereitelt war, der aus geschäftlichen Gründen die Reise hatte abkürzen und von Mantova geradewegs nach Mailand reisen müssen. Dazu bekam er Briefe von seinen Eltern, die sich wohl auf seine Heiratspläne bezogen und ihn niederschlugen. Bevor er den Comersee verließ, schrieb er an Gegia: „Beklage mich, beklage mich, meine gute Freundin, ich werde niemals glücklich sein! Jede Hoffnung auf eine schöne Zukunft verschwindet, und je mehr ich mich in der Unmöglichkeit sehe, die grausamen Beschlüsse zu überwinden, die mich von dir trennen, desto mehr fühle ich, daß ich dich liebe, und daß ohne dich mein Leben nur Bitterkeit hat.“ Unterdessen hatte die Polizei ihn gesucht, den die ersten Aussagen des Maroncelli belastet hatten, und beobachtete das Haus des Grafen Porro. Sowie er am Nachmittag des 13. Oktober dort anlangte, wurde er verhaftet und in das Gefängnis Santa Margherita gebracht.

In seinen ersten Verhören nahm Silvio den Standpunkt ein, der einem Rebellen seinem politischen Feinde gegenüber angemessen ist: er leugnete und verschwieg, sich bewußt, daß es seine erste Pflicht war, die Sache, der er sich ergeben hatte, und die Genossen, die ihre Vertreter waren, nicht zu verraten. Zu seinem Unglück deckten sich seine Aussagen nicht mit denen Maroncellis, der gewisse nachgewiesene Tatsachen nicht hatte leugnen können, und der in seiner Notlage auf eine Art der Verteidigung verfallen war, von der er Silvio nicht vorher in Kenntnis hatte setzen können. Dennoch ließ dieser sich nicht entmutigen und verwirren; er verfiel sogar auf die List, einen scheinbar heimlichen Brief in die Hände der Richter fallen zu lassen, und führte sie zweckentsprechend aus. Eine

Zeitlang hatte es den Anschein, als würde er aus Mangel an Beweisen entlassen werden.

Erst in Venedig, wohin Pellico im Februar des folgenden Jahres (1821) gebracht wurde, trat eine Wendung ein. Dort war sein Inquirent jener Antonius Salvotti, den die geschichtschreibenden italienischen Patrioten ihren Märtyrern wie einen Geist der Hölle gegenüberzustellen pflegten, von dem sich die Angeklagten ihre gefährlichen Geheimnisse, sie wußten selbst nicht wie, ablocken und entreißen ließen. Auch ihm indessen widerstand Pellico anfänglich; sein würdiges Benehmen, seine Tapferkeit, die Reinheit seiner Gesinnung erwarben ihm die Achtung und Sympathie des Richters, der doch alles anwenden mußte, ihn zu Geständnissen zu veranlassen. Was ihn bewog, das Leugnen aufzugeben, war hauptsächlich der Umstand, daß er es nicht hätte fortsetzen können, ohne Maroncelli und einen andern Freund, der verhaftet worden war, geradezu Lügen zu strafen. Es bestand natürlich für einen jeden die Möglichkeit, das System des Leugnens durch Dick und Dünn zu treiben, und dem Richter, ja sogar dem mitangeklagten Freunde dreist ins Gesicht erwiesene Tatsachen abzustreiten; aber wenn den meisten, und gerade den feiner gearteten, schon das Lügen an sich sauer wurde, so fehlte ihnen vollends die Kraft, die offenkundige Lüge aufrecht zu erhalten, womit etwas Humor oder schauspielerisches Temperament allenfalls leichter fertig geworden wäre. Überhaupt begingen in den ersten Prozessen fast alle den Fehler, da sie noch keine Erfahrung und keine Kenntnis der Gesetze hatten, daß sie im Anfang alles zugaben, was ihnen belanglos schien, wodurch sie sich denn in Widersprüche verwickelten, vieles zugeben mußten und schließlich keinen anderen Ausweg mehr sahen, als alles zu gestehen.

Pellico, ein innerlicher und ethisch veranlagter Mensch, war seit seiner Gefangennahme von dem Zwiespalt der Pflichten, in den er sich versetzt sah, zerrissen. Es hätte seinem Gefühl entsprochen, sich offen zu seiner Handlung zu bekennen und die an ihn gerichteten Fragen der Wahrheit gemäß zu beant-

worten; allein ebenso lebhaft war sein Wunsch, die Freunde, insbesondere den Grafen Porro, den er lieb hatte und zugleich als Wohltäter verehrte, der Kinder hatte, seine Zöglinge, nicht ins Verderben zu stürzen. Es ist behauptet worden, Silvio habe nicht eher zugestanden, daß Porro Carbonaro sei, als bis Salvotti ihm auf Ehrenwort versichert habe, der Graf sei entflohen; festzustellen ist das jedoch nicht. Immerhin, wenn er es nicht mit Bestimmtheit wußte, konnte er annehmen, der so deutlich Gewarnte werde sich inzwischen geflüchtet haben.

Was Silvios Widerstandskraft lähmte, war auch seine schon erwähnte Art, fern von den Dingen und über ihnen zu bleiben. Er war kein Parteimann, konnte sich vielmehr gut auf den Standpunkt derer versetzen, die ihm vorwerfen konnten, er habe das Glück vieler einzelner aufs Spiel gesetzt, ohne eine bestimmte Aussicht für das Ganze, etwas Gutes oder Großes zu erreichen; ganz besonders auf den Standpunkt der österreichischen Regierung, die in ihm einen Aufwiegler, einen höchst strafwürdigen Verbrecher sehen mußte. Um so mehr rührte ihn die Menschenfreundlichkeit, mit der ihn der durchaus österreichisch gesinnte Tiroler Salvotti behandelte. Dieser, ein Menschenkenner und Silvio sehr zugetan, suchte durch das Gewissen und durch das religiöse Gefühl auf ihn einzuwirken.

Im Laufe der Untersuchungshaft, namentlich seit er gestanden hatte und sich auf den Tod vorbereiten zu müssen glaubte, veränderte sich Silvios Gemütszustand. Er war nun allein, vom Leben abgelöst, Gott oder dem Unbekannten gegenüber. Das verhältnismäßige Sicherheitsgefühl, das ihn beseelt hatte, solange er Glied eines ihn hebenden und tragenden Kreises gewesen war, schwand; der Einfluß der patriotischen Freunde wurde ersetzt durch den Salvottis, eines Mannes von unbeugsamem Charakter und unerschütterlichen Grundsätzen, daher wohl geeignet, seine Gesinnungen dem empfänglichen Dichter einzuprägen.

Inneren Frieden hatte keine Philosophie Silvio jemals gegeben; ja er hatte sich oft nach der einfachen Gefühls- und

Denkweise seiner Kindheit, die noch die seiner Eltern und Schwestern war, zurückgesehnt, ohne doch ernstlich zu denken, daß sie ihm wieder zugänglich werden könnte. Das Unglück führte ihn den verlassenen Weg zurück. Wie sein eigenes Körpergewicht, so muß der Mensch auch das Gewicht seiner Seele tragen, und es gibt viele, die, schwach, krank oder träge, ihr Leben lang bemüht sind, die Last so viel wie möglich auf andere abzuwälzen. Solche sind geborene Konvertiten; sie pflegen nach kürzerer oder längerer Gegenwehr im Schoße einer religiösen Gemeinschaft zu enden, die sie mit einem Male von ihrer Bürde erlöst. Vielleicht hätte Pellico diese Richtung in jedem Falle eingeschlagen; gewiß beschleunigte es der ungeheure Schicksalsschlag, der ihn unvorbereitet und nicht einmal durch feste politische Überzeugungen oder Leidenschaften gerüstet traf. Das Gewicht seiner tödlich getroffenen Seele wurde ihm zu schwer: er brauchte Gott, um es mit ihm zu teilen. Indessen vollzog sich der Umschwung durchaus nicht ohne innere Kämpfe, indem das Selbstbewußtsein des gebildeten Mannes sich dagegen empörte, auf das eigene Denken und die dadurch gewonnenen Ergebnisse zu verzichten. Es ist bezeichnend, daß er Salvotti bat, ihm einen gebildeten Priester zu schicken, der imstande sei, seine Einwürfe und Bedenken zu widerlegen. Erst allmählich lernte er es, auch in einem geistesrohen, unwissenden Priester den von Gott Geweihten zu verehren, und im gleichen Maße nimmt man an ihm jene Gereiztheit gegen die Wissenschaft und ihre Anhänger wahr, die fast allen denen eigentümlich ist, die ihr Urteilsvermögen dem Glauben zum Opfer gebracht haben. In seiner Erzählung von der Gefangenschaft kann man verfolgen, wie sein Stolz, sein Ehrgeiz und seine Empfindlichkeit sich immer wieder gegen die Vorschriften der christlichen Demut auflehnen; sie ganz zu ertöten, gelang ihm nie, obwohl die neuen Ausdrucksformen sie bis zu einem hohen Grade täuschend verhüllten.

Als Silvio im Jahre 1730 den Spielberg verließ, machte er dieselbe Erfahrung wie alle seine Leidensgenossen, daß er zwar

die Freiheit wiedererhalten hatte, aber nicht zugleich die Kraft sie zu genießen. Selbst der Taumel des Wiedersehens mit den geliebten Eltern und Geschwistern hatte viel vom Schmerz; er konnte in dieser Zeit nie unterscheiden, ob sein Empfinden mehr freudig oder peinvoll war. Sein erster Besuch in Turin soll den beiden Cousinen Carlotta und Gegia gegolten haben, der Freundin und der Geliebten; wie sehr voll Wehmut und Bitterkeit muß diese Begegnung für ihn gewesen sein, der, obwohl erst 41 Jahre alt, wie ein Greis und ein Mönch von allen Lebenshoffnungen ausgeschlossen war. Sein Äußeres war niemals geeignet gewesen, bei Frauen Liebe zu erregen, jetzt wirkte die kleine magere Gestalt, das bleiche Gesicht mit den unsicher blickenden Augen, das langsame, mühsame Gehen enttäuschend und abschreckend sogar auf Männer. Von jeher leidend, war er jetzt fast immer bettlägerig, unerträglichen Kopfschmerzen und Atemnot unterworfen; unmöglich ist es übrigens nicht, daß nur die notgedrungene Ruhe und Mäßigkeit des Kerkerlebens ihn so lange erhalten hatte. Trotz so unüberwindlicher Erschwerungen waren die ersten Jahre nach der Rückkehr vergleichsweise glücklich, wo das Zusammensein mit der Familie nach langer Trennung eine beständige Quelle der Freude war, und überhaupt das Freisein an sich durch den noch frisch bewußten Gegensatz als ein Gut empfunden wurde. In diesen Jahren entstand das Werk, das seinen Namen weitberühmt machte, die Geschichte seiner Leiden, die er „Meine Gefängnisse" betitelte. Wie der in süßen Farben zusammenklingende Bogen sich durch die Wolken spannt, wenn das Wetter verrauscht ist, so breitet sich oft die Anmut des Kunstwerks über Qualen aus, denen es entsprungen ist, und macht sie zum Bilde, das wir ergriffen anschauen. Wer könnte jemals, ohne immer von neuem bezaubert zu werden, den Schilderungen des klassischen Buches folgen, dem ebenmäßigen Reigen melodischer Worte, die Jammer, Grausen, Ekel und Demütigung mit schlichter Unschuld und Klarheit an uns vorüberführen? So malten ehemals fromme Maler, etwa ein Fra Angelico, die Marter des Herrn und der

Heiligen; das Gräßliche treu darstellend, doch durch den Schimmer der Farbe und die Anmut der Linie zu einer schönen Erscheinung umwandelnd.

Verschiedene Umstände bewogen Silvio Pellico seinen Stoff stark einzuschränken, vor allen Dingen Rücksicht auf die zurückbleibenden Gefangenen und gewisse Angestellte des Spielbergs, deren Gutmütigkeit hie und da eine Art von Verkehr zwischen den der Vorschrift nach voneinander Abgeschlossenen ermöglicht hatte. Seine Beteiligung an den politischen Angelegenheiten zog er vor überhaupt nicht zu berühren, teils aus berechtigter Vorsicht, vielleicht auch aus künstlerischem Instinkt. Denn gerade weil vieles, was der Zeit gehört und seine Bedeutung mit der Zeit verliert, in den Gefängnissen wegfällt, gewinnt dies Buch den Charakter des Unvergänglichen, während andere Denkwürdigkeiten mit allzuviel Zufälligem und Nichtwesentlichem belastet untergehen. Jede Zutat, so erwünscht sie dem Historiker sein möchte, würde das Gleichgewicht und die Rundung der Geschichte nur stören. Es ist wahr, daß man zunächst, getäuscht durch die Leichtigkeit, die die Kunst dem Werke verliehen hat, sowohl das zugefügte Leiden als weniger grausam empfindet, wie den Kampf und Sieg des menschlichen Geistes als weniger erhaben. In den Denkwürdigkeiten des Andryane zum Beispiel tritt uns das großartige Ringen des Geistes, der, da ihm alle Quellen verstopft werden, sich aus sich selber ernähren muß, der sich unterfängt den Tod der Verdumpfung und Erstarrung, des Austrocknens und Erstickens, der über ihn verhängt ist, ganz wehrlos und ohne Hilfsmittel vermöge seiner höheren Natur zu überwinden, unmittelbarer und packender entgegen. Aber was auf den ersten Blick milde und abgeschwächt erscheint, ist stark genug, um sich dauernd einzuprägen: wir fühlen am innigsten mit dem Dulder, dessen bescheidene Gebärden und Klagen kaum verraten, was er erlitt, und wissen es ihm Dank, daß er uns mit dem Martyrium zugleich die Verklärung teilhaft werden läßt.

Wir können nur schwer verstehen, daß dies Buch, das Er-

zeugnis der wunderbaren, seltenen Augenblicke, wo unerhörte Leiden von einem Herzen weggewälzt wurden und es in einem unnennbaren, aus Schmerz und Seligkeit gemischten Gefühl ganz und gar erzitterte, von einem großen Teil der Zeitgenossen wie ein irgendwelchen Tendenzen dienender Zeitungsartikel angesehen wurde. Allerdings rührte es an die leidenschaftlich gespannten Interessen der Zeit, so daß die meisten Leser sich gewissermaßen als mitbeteiligt an den dargestellten Ereignissen fühlen mochten. Das neue Geschlecht von Revolutionären, das inzwischen auf den Kampfplatz getreten war, nahm Anstoß an der dogmatisch-katholischen Gesinnung, zu der Silvio sich bekannte, ja an der Milde, mit der das Opfer seinen Quälern zu verzeihen schien. Während er mit seinem Schicksal auf die Art fertig geworden war, daß er die Region des Hassens und Gegenhassens, der Rache, des Glücks und Unglücks entsagend verließ, um eine zu suchen, wo die Gegensätze in der Erkenntnis verschwinden, hätten die Patrioten gewünscht, daß er das alte Kampfgeschrei wiederholte und die Waffen mit doppelter Erbitterung führte. Andererseits konnten die Klerikalen der äußersten Richtung es Silvio nicht vergessen, daß er sich überhaupt einmal mit dem Carbonarismus eingelassen hatte und Freigeist gewesen war; und daß die Österreicher und österreichisch Gesinnten ein Interesse daran hatten, das Buch zu verunglimpfen, ist selbstverständlich. Sie suchten dem Stoß, den seine Enthüllungen gegen sie führten, dadurch zuvorzukommen, daß sie seine Glaubhaftigkeit bestritten; so tat Metternich den Ausspruch, daß kein wahres Wort darin wäre, was Chateaubriand an Einzelheiten nachzuweisen suchte, wobei er aber nichts als seine eigene Unkenntnis der Tatsachen und Dreistigkeit im Aufstellen von Behauptungen an den Tag brachte. Sogar Salvotti, der eine hohe Meinung von Pellicos Charakter hatte, war der Meinung, er sei noch kein vollendeter Christ gewesen, als er das Buch geschrieben habe.

Bei dem außeritalienischen Publikum war der Erfolg durchschlagender und reiner. Der Anteil, den die Kreise der Frommen

und Reaktionäre in Piemont an dem Buche nahmen, war, wenn auch echt, doch nicht ganz frei von dem Wunsche, ihre Partei durch den Namen des Verfassers zu verherrlichen; mehr und mehr zogen sie ihn in ihre Sphäre und trennten ihn los von dem eigentlich lebendigen Blutwege Italiens, das den großen Kämpfen und Siegen von 1848 zudrängte. Die Jugend war bereit, dem Dichter der Francesca, dem Märtyrer vom Spielberg zu huldigen; das aber verzieh sie ihm nicht, daß er sich zu denen hielt, die seine Vergangenheit als ein durch schwere Leiden gesühnte Verirrung betrachteten, und die ihn nicht wegen, sondern trotz dessen liebten, was dem Patrioten seine Ruhmestitel waren. Wie im Grunde jeder findet, was er zumeist sucht, so wurde Silvio Pellico die Verborgenheit zuteil, die er ängstlich ersehnte; man wundert sich, wenn man sich erinnert, daß er im Jahre 1848 noch am Leben war. Starb er auch erst im Jahre 1853, seine Geschichte hört mit seiner Rückkehr vom Spielberg auf. Etwa bildet der Tod seiner Eltern, der in den Jahren 1837 und 38 erfolgte, noch einen Abschnitt, nach welchem er noch müder und verzichtender erscheint als vorher; 1841 starb sein Bruder Luigi, einst sein Liebling, dessen unruhiges Streben ebenfalls im Schoße der Jesuiten völlige, totenähnliche Ruhe gefunden hatte. Der Vereinsamte wurde unter dem Titel eines Bibliothekars Mitglied des Hauses Barolo, so daß er sich nun äußerlich ungefähr in derselben Lage befand wie in der Glanzzeit seiner Jugend. Die Gräfin Barolo war eine streng klerikale und konservative, wie es scheint geist- und temperamentvolle Dame, die auch auf Andersdenkende anziehend wirken konnte; sie verbrachte ihre Zeit mit Ausübung einer durch die Geistlichkeit geregelten Wohltätigkeit, wobei sie sich des Beistandes von Pellico gern bediente.

So groß der Abstand zu sein scheint zwischen dem jungen verliebten Dichter, der erlesene Gesellschaften durch seinen Geist unterhielt und oft durch seine kecken Angriffe auf das Legitime verblüffte, und dem altjüngferlichen, mönchisch trüben Einsiedler, dieselben Grundzüge seines Wesens lassen sich doch

nachweisen; dieselbe zärtliche Hingebung gegen seine Familie und seine Freunde, verbunden mit derselben Neigung sich abzusondern. Auch damals hatte er von der allgemeinen Meinung abseits gestanden, nur war diese inzwischen eine andere geworden. Wie früher erstrebte er Liebe und Duldung der Menschen, wenn es auch früher nicht vom christlichen Standpunkte aus geschah; aber ebensowenig wie früher vermochte er seiner Abneigungen Herr zu werden.

In dem nachsichtigen Tone, mit dem er von seinen Gegnern spricht, spürt man die Feindseligkeit, die nicht ausdrücklich zu äußern das einzige Ergebnis seiner Anstrengungen ist. Nach wie vor reizten ihn alle Menschen, deren Meinungen von den seinen abwichen und deren Liebe und Wohlwollen er nicht ganz sicher war; er verwünschte insgeheim die jungen Leute, die ihn aufsuchten, um ihm ihre dichterischen Versuche zu unterbreiten oder sonst in Lebensfragen seinen Rat einzuholen. Den Umgang mit Frauen zog er auch jetzt im allgemeinen dem mit Männern vor, seine innigsten Gefühle galten aber wie in seiner Jugend Freunden, die ihn durch die Kraft ihrer Natur gefesselt hatten.

Auf dem Spielberg hatte Silvio Gelegenheit gehabt, mit dem Grafen Confalonieri vertraut zu werden, den er aus den Zeiten des Conciliatore kannte, ohne ihm doch näher gekommen zu sein. Der Zauber dieses rätselhaften Mannes nahm ihn ganz gefangen. „Ich hatte andere Freunde“, schrieb er von ihm, „aber keinen lieberen;“ und wirklich stehen seine an ihn gerichteten Briefe an herzlicher, ja leidenschaftlicher Wärme und Ergebenheit denen nicht nach, die er als Jüngling an Ugo Foscolo schrieb. Als er die Freiheit erhielt, war es ihm eine große, schmerzlich empfundene Beeinträchtigung, daß er Confalonieri zurücklassen mußte: „Gott ist mir dessen Zeuge“, schreibt er ihm, „daß ich wirklich, o ja wirklich, wenn ich Dein Unglück auf Kosten meines Lebens könnte enden lassen, es von Herzen gern tun würde. Der Himmel gab mir zu verschiedenen Zeiten verschiedene gute Freunde, und ich habe sie

noch lieb und ihr Andenken; aber Du bist der, gegen den meine Seele sich am schrankenlosesten so viele Male ergossen hat, Du bist der, mit dem mein Herz aus den größten Ursachen am völligsten sympathisiert.“ Die Ausdrücke seiner Zärtlichkeit haben oft das Feuer der Verliebten: „Es ist mir“, schreibt er, „als würden Deine Gegenwart und Deine Stimme mich auferwecken, wenn ich tot wäre.“

Dem Grafen Porro und seinen Söhnen bewahrte er treue Anhänglichkeit, ebenso den anderen Jugendfreunden, deren Anschauungen doch mannigfach von den seinigen abwichen; in solchen Fällen glich seine Pietät das Trennende aus.

Den Vorwurf der Bigotterie suchte er Freunden gegenüber, an deren Meinung ihm gelegen war, von sich abzulehnen; doch ist er wohl nicht ganz davon freizusprechen. Wenn er immer nur die Katholiken gelten läßt, sie als Auserwählte, alle anderen mit Unwillen und Gereiztheit betrachtet, so verfuhren freilich die Angehörigen anderer Parteien auf ihre Art nicht anders, und es bleibt als ein zuungunsten der Frommen sprechender Rest höchstens, daß die auf dem Grundsatze der Menschenliebe aufgebaute Religion sich am schlechtesten mit hochmütiger Ausschließlichkeit und Mißachtung anderer verträgt. Übrigens war sich Silvio dieses Widerspruchs bewußt und bemühte sich, zwar vergeblich, ihm auszuweichen. Der frömmelnde Ton, die übertriebene, süßliche Sprache des Konvertiten, die seinen Briefen häufig eigen ist, berührt jeden, der nicht zur Gemeinde gehört, unangenehm. Wir finden da die zu Redensarten herabgewürdigten Äußerungen der Ergebung in Gottes Willen und der Bewunderung seiner Güte, die unglückliche Neigung, das Heilige mit dem Alltäglichen zu verquicken, und das Streben nach christlicher Heiterkeit, das leicht ins Alberne fällt, das aber an dem traurigen Pellico mit dem alten, verkümmerten Gesicht etwas Rührendes hat. Hervorheben muß man auch die Tapferkeit, mit der er sich zu seinen Ansichten bekannte, die jetzt nicht minder anstößig waren, als seine freigeisterischen in seiner Jugend; auch in dieser hohen Furchtlosigkeit, die das

schwache, ängstliche Männchen, wenn es galt, entfalten konnte, war er derselbe geblieben.

Im Grunde waren die Bigotterie und der Jesuitismus das unsichtbare Kloster, das den Erschöpften, gegen Licht und Lärm und jede Berührung Überempfindlichen schützend vom Leben abschloß. Mit seiner Sehnsucht nach Ruhe und Einsamkeit, seinem Bedürfnis nach Anlehnung und brüderlichem Umgang, seiner Reizbarkeit und Gebrechlichkeit schien die Natur ihn zu einer Art von klösterlichem Leben bestimmt zu haben. Es ist unmöglich ihm zu zürnen, daß er dem öffentlichen Leben nicht gewachsen war, daß er mit verständnisloser Ungerechtigkeit von der großen Bewegung, die er miterlebte und die er mit eingeleitet hatte, sich abwendete, wenn man die tiefe Melancholie empfindet, aus der seine Seele wie aus einem Grabe heraus zu seinen Freunden spricht.

„Diese meine schwache Gesundheit", schreibt er an Confalonieri, „zwingt mich oft, mich der Bücher und jedes Studiums zu enthalten. Ich muß vegetieren. Zuweilen zwinge ich mich fleißig zu sein und finde Vergnügen daran, aber ich kann es nicht fortsetzen. Gottes Wille geschehe. Übrigens liebe ich die Literatur noch, aber nicht mit der Leidenschaft meiner jungen Jahre, und ich sehe ein, daß meine Begabung weder fruchtbar noch ersten Ranges ist . . . Ich beschäftige mich ein wenig mit den Wohltätigkeitsanstalten, die die Marchese Barolo hier gegründet hat, und mit anderen Dingen, die mir zusagen; das unterbrochen durch ein Stündchen Einsamkeit, dem Gebet gewidmet, durch ein bißchen Geplauder in der Familie oder mit Freunden genügt, um mich einen Tag nach dem anderen hinbringen zu lassen, nicht mit Fröhlichkeit — Fröhlichkeit kenne ich nicht mehr! — aber mit Ergebung, in Frieden und sanfter Traurigkeit."

Und an denselben: „Du und andere gute Menschen ratet mir zu schreiben, Einfluß auf die Geister auszuüben zu suchen, um sie zum Guten zu führen, und im Übermaß Eurer Freundschaft übertreibt Ihr mein geistiges Vermögen. Eure Absicht

ist gut, und ich würde Euren Rat befolgen, wenn ich könnte. Mir fehlt Gesundheit, mir fehlt jener Stachel des Ehrgeizes und der Hoffnung, der anspornt, mir fehlt das Vertrauen in meine Kräfte, von denen ich weiß, daß sie in Wahrheit schwach sind. Ich bin ein Mensch, der wenig Atem hat, ein Mensch, der unweit seines Grabes sitzt und lächelt, wenn er die Stimmen hört, die ihm zurufen: Stehe auf!" In einem Brief an den Grafen Porro nennt er sich „sehr alt geworden, sehr heimgesucht von physischen und moralischen Schmerzen, vielleicht sehr nahe daran, kindisch zu werden, aber nichtsdestoweniger noch lebendig genug, um Euch warm zu lieben und immer mit Innigkeit der schönen Jahre zu gedenken, die wir zusammen gelebt haben."

Auf die Nachricht, daß Confalonieri nicht in die Heimat zurückkehren könne, wie er gehofft hatte, schreibt er ihm: „Wahr ist es, daß Du in jedem Lande Menschen findest, die Dich achten und lieben, sei es aus alter Freundschaft oder wegen des gerechten Anteils, den Dein Unglück und Dein Charakter einflößt; ich begreife, daß das nicht genügt, um Deine betrübte und trostbedürftige Seele zu befriedigen, aber doch muß diese allgemeine Sympathie Deine traurigen Stunden ein wenig lindern." Aber dann unterbricht er sich mit dem klagenden Ausruf: „Was sage ich? Ach nein, mein geliebter Freund! Du und ich und tausend andere, die unglücklich wie wir sind, wir sind so enttäuscht, daß die flüchtigen Tröstungen uns nicht mehr genügen, uns keine Illusion mehr verschaffen." „Unheilbaren Leiden unterworfen und alt, wie wenn er 100 Jahre alt wäre", nennt er sich mehrere Jahre später. Als er einmal in der Kirche der Visitandinen, des Ordens, dem seine verstorbene Schwester Marietta angehört hatte, den Gesang der Nonnen hörte, dachte er daran, daß einst ihre Stimme dort erklungen war, daß seine Eltern wohl oft dort gewesen waren und ihr gelauscht hatten, und daß wohl unter ihren Gebeten ein schmerzvolles für den unglücklichen Gefangenen auf dem Spielberg gewesen war. „A de telles idées je me trouble un

moment, et je sens qu'il y a dans mon coeur quelques vieilles larmes." Indem er dem Freunde Confalonieri den Tod seines Vaters, dem der der Mutter vorangegangen war, mitteilte, schreibt er: „O, wie diese Todesfälle, die ich mit angesehen habe, mich die Nichtigkeit der Erde fühlen lassen! Was sind die Jahre, was ist die Zeit? Wie die Lebensalter fliegen und alles verraucht! Auch ich, der gestern jung war und den Tag vor gestern ein Kind, bin heute alt, und ziehe den Atem mit Mühe, und wenn ich noch ein paar Jahre weiter komme, wird mir das alles wie der flüchtigste Traum erscheinen." Es klingt wie ein Reim auf die Seufzer seiner Jugend über die Vergänglichkeit des Lebens. „Dann werden die Menschen nicht wissen", schrieb er seinem Bruder in den Jahren 1818 und 20, „daß unser Staub jemals geformt war und der Sprache mächtig und Sitz erhabener Gedanken und schmerzlicher Leidenschaften. — Warum werden wir geboren? Warum haben wir einen Zeitraum ganz voll Hoffnung durchlebt? Zu welchem Ende so viel Irrtümer, so viel göttlicher Aufschwung der Phantasie, ein solcher Abstand unserer Seelen von denen des Pöbels?" Aber was damals eine bange Ahnung gewesen war, ein kühler Hauch, ein winterliches Frösteln im Frühling, das war jetzt vom gramvollen Ernst der Erfahrung belastet, ein nicht abzuwälzender Stein geworden.

Wenn kaum ein Schicksal unter den vielen, die bejammernswert sind aus der Zeit des italienischen Risorgimento, mehr Tränen erregt hat als das des Silvio Pellico, so ist das nicht nur eine zufällige Folge des Umstandes, daß es durch sein Gedenkbuch in ergreifender Form dargestellt bekannt wurde, sondern die Ursache liegt auch in dem Talent zu leiden, das ihm angeboren war. Von einer starken, liebenden Mutter dem Tode abgerungen, scheint dem Kinde ein Mal geblieben zu sein von der Hand des Gottes, die ihn schon ergriffen hatte, ein immer, mitten im glühendsten Leben spürbarer Schmerz, der auch denen fühlbar wird, die sich ihm nähern, und ihr Auge mit Tränen füllt.

PIERO MARONCELLI

Die Menschen machen häufig den Fehler, daß sie, auf eine ideale Gerechtigkeit rechnend, die sich in den äußeren Ereignissen des Lebens offenbare, annehmen, wenn es einem lange recht schlecht gegangen sei, müsse es doch einmal besser gehen, während vielmehr, daß einer kein Glück hat, darauf schließen läßt, er werde künftig auch keins haben, und umgekehrt. Große Glückswechsel muten deshalb romanhaft unwahrscheinlich an und werden, wenn sie doch vorkommen, zumeist von Menschen ohne ausgeprägten Charakter erlebt. Im Leben Maroncellis löste kaum jemals eine Periode des Sonnenscheins das Unwetter widriger Schicksalsschläge ab; ein Ausgleich jedoch war vorhanden in seinem munteren Temperament und einer Leichtherzigkeit, die vielleicht an das Abnorme streifte, die immerhin unter seinen Landsleuten zuweilen anzutreffen ist. Wie es Menschen gibt, die erst beim Regenwetter vergnügt werden, so entfaltete sich eine Lustigkeit und Liebenswürdigkeit gerade im Elend, als hätte seine Seele eines gewissen Druckes bedurft, um sich ausströmen zu können.

Piero Maroncelli ist im Jahre 1795 in Forli geboren, wo sein Vater Sensal war. Seine äußere Lage war derjenigen Silvio Pellicos ähnlich; von bürgerlichen unvermögenden Eltern abstammend, strebte er gemäß seiner natürlichen Begabung und der aufstrebenden Richtung, die im allgemeinen in jeder Familie liegt, nach höheren Gesellschaftskreisen, zu denen ihm Studium und Kunstbetrieb den Zutritt gewähren sollten. Sehr unterschieden ihn indessen von Pellico sein Temperament und Charakter, wie der der Länder, in dem sie aufwuchsen, verschieden war. In Savoyen und Piemont waren königstreue und kirchliche Gesinnung herkömmlich, und selbst wer sich davon freimachte, behielt doch in der Regel das konservative Temperament, aus dem sie entsprang, während die Romagnolen, denen das schlechte päpstliche Regiment zugleich die Monarchie und die Kirche verhaßt machte, ihrem über alle Zwischengrade

zum äußersten fortspringenden Temperament entsprechend entweder bigotte Fanatiker oder entschlossene Republikaner und Atheisten oder doch Gegner der Kirche waren. Die jungen Leute in den Städten gehörten geheimen Gesellschaften radikalster Natur an, ohne etwas von den Bedenken zu wissen, die Lombarden und Piemontesen davon zurückhielten. An Gewaltsamkeit und Gesetzlosigkeit von der geistlichen Regierung gewöhnt, war der Bevölkerung die Pietät vor dem Heiligen abhanden gekommen, und die politische Moral stand auf einer niedrigeren Stufe als in den kultivierten Ländern Oberitaliens.

In Neapel, wo er in den Jahren 1810 bis 1815 Literatur und Musik studierte, wurde Maroncelli Mitglied der Carboneria, die damals hoffte, Italien unter der Herrschaft Murats zu vereinigen. Es scheint, daß Piero in Neapel ein in jeder Hinsicht sehr ungebundenes Leben führte. In die Heimat zurückgekehrt, trat er zum ersten Male in charakteristisch drolliger und grotesker Weise an die Öffentlichkeit. Er beschloß nämlich ein Fest zu Ehren des heiligen Jacopo, das in Forli begangen wurde, durch eine Dichtung zu verherrlichen, verfaßte einen langen Gesang in Terzinen, widmete ihn einem Pfarrer des Ortes und legte ihn der Behörde vor, die ihn beifällig aufnahm. Bei näherem Zusehen jedoch fand man, daß das Gedicht etwas Zweideutiges habe und eigentlich als ein satirischer Angriff auf den Papst und die päpstliche Regierung aufzufassen sei, worauf Maroncelli verhaftet wurde, und eine förmliche Untersuchung begann. Das Gedicht, lang, außerordentlich langweilig und verschroben, ist namentlich für den Ausländer mühselig zu lesen, die Verhandlungen im ganzen aber haben den Reiz der Komödie und zeigen Piero bei diesem Vorspiel seines Lebensdramas in seiner ganzen Eigenart: voll wunderlicher Einfälle, keck und ängstlich zugleich, mit einem übermütigen, spitzbübischen Blinzeln in den Augen und einem rätselhaften Schatten, einer dunklen Stelle in seinem Wesen, die es nicht gelingen will völlig aufzuhellen. Das könnte der

Keim der Geisteskrankheit sein, in deren Nacht sein bizarres Leben endete.

Aufgefordert sich von dem erregten Verdachte zu reinigen, erklärte er die zweifelhaften Stellen mit einer verblüffenden Menge von theologisch-historischen Kenntnissen und, was danach noch dunkel blieb, durch den dantesken Stil, den er seinem Gedichte gegeben habe, und dem etwas Mystisches eigentümlich sei. Er schrieb diese Verteidigung sehr ausführlich und sicher, so daß man zu spüren glaubt, wie es ihn belustigte, der Geistlichkeit einen Schabernack zu spielen. Er vergaß nicht zu erwähnen, daß er die Dichtung seinem Vater zuliebe gemacht habe, und daß sie vom Polizeidirektor, dem er sie vorgelegt habe, gelesen und vollkommen gebilligt worden sei, nachdem er jenem das, was ihm unverständlich gewesen sei, mündlich erläutert habe. Die Richter waren durch die vielen und schönen Worte Maroncellis nicht von der Reinheit seiner päpstlichen Gesinnung überzeugt worden, mochten aber die Angelegenheit etwas dornenvoll finden, und da außerdem der Legat von Forli, Kardinal Spina, für den jungen Mann eintrat, wurde er freigesprochen, wenn auch zunächst noch in Überwachung gehalten.

Verdächtig machte sich Maroncelli der Regierung ferner durch seine Zugehörigkeit zu einer Gesellschaft in Bologna, die Filedonica hieß und von der man nicht mit Unrecht glaubte, sie diene unter der Maske ausgelassenen Vergnügens politischen Zwecken. Immer unverlegen und geläufiger Worte mächtig, gab er an, die Gesellschaft, die nicht mehr bestehe, sei literarischer Art gewesen; die Mitglieder hätten sich gegenseitig ihre schriftstellerischen Arbeiten vorgelesen; weil aber einer ein Gedicht über ein Schoßhündchen scharf kritisiert und dadurch den Verfasser beleidigt habe, sei Zank entstanden, und sie hätten sich aufgelöst.

Ein doppelter Zweck, Geld zu verdienen und Anhänger für die Carboneria in der Lombardei zu gewinnen, führte Maroncelli im Sommer des Jahres 1819 nach Mailand. Er fand einen

mäßigen Verdienst, indem er für einen Verleger von Musikalien arbeitete und Musikunterricht erteilte; dagegen trat die politische Tätigkeit zunächst zurück. Im darauffolgenden Sommer vollends, als Piero die berühmte Schauspielerin Carlotta Marchionni und Silvio Pellico kennen lernte, füllten Liebe, Freundschaft und Zukunftsträume ihn anfangs ganz aus; andrerseits trat er durch Pellico, der ihn in das Haus des Grafen Porro einführte, in den Ideenkreis der Männer des Conciliatore ein und sah die Möglichkeit dämmern, das geheime politische Treiben seiner Heimat mit den revolutionären Elementen Mailands zu verknüpfen. Man muß sich wundern, daß Porro und Pellico der Anregung des um mehrere Jahre jüngeren Maroncelli so rasch Folge leisteten und sich bereit erklärten, der Carboneria beizutreten; besonders von Pellico überrascht es, der besonnener war als der Graf und sich bisher als Gegner der Gesellschaft ausgesprochen hatte. Ihn mag das Gefühl, daß sein Lebensfaden sich unentwirrbar um ihn verschlungen hatte, geleitet haben, den gefährlichen Schritt zu tun, der einen ungewissen Ausblick auf etwas eröffnete, das wenigstens Bewegung war. In sein Bewußtsein freilich scheint der Gedanke an verhängnisvolle Folgen nicht gedrungen zu sein, wie es denen leicht geht, die tatsächlich in ihren Trieben und Absichten nicht gefährlich sind und sich darum nicht wohl denken können, daß andere sie dafür halten. Es kommt nicht selten vor, daß krankhaft veranlagte Menschen, so lange das Abnorme noch vom Gesunden im Gleichgewicht gehalten wird, durch ihr gesteigertes Temperament, das überraschende Sichgeben ihrer Persönlichkeit, die von den gewöhnlichen Hemmungen nicht eingeengt wird, eine besondere Anziehungskraft ausüben, und so mag Maroncelli auf den Freund, der ihm doch im Grunde überlegen war, Einfluß gewonnen haben. Vom Grafen Porro kann man sich dazu noch denken, daß seine Betriebsamkeit, nun der Conciliatore nicht mehr bestand, eines neuen Gegenstandes bedurfte; nach seiner unternehmenden Art gedachte er die Sache gleich tüchtig zu organisieren

und Tausende von Anhängern unter der comaskischen Bevölkerung anzuwerben, damit bei Gelegenheit auch könnte gehandelt werden.

Wenn die Sorglosigkeit Pellicos und des Grafen Porro sich allenfalls begreifen läßt, so ist die unglaubliche Unvorsichtigkeit Maroncellis, der wußte, daß er verdächtig war, und daß seine Schritte überwacht wurden, nur durch sein kindliches Aufgehen im Augenblick zu erklären. Ohne daß ein dringender Grund es erfordert hätte, bat er seinen Bruder, einen Arzt in Bologna, schriftlich um gewisse carbonarische Papiere, erzählte gleichzeitig, sich des guten Erfolges rühmend, was für bedeutende Persönlichkeiten er in Mailand für den Verein gewonnen habe und übergab den Brief einem Schneider Namens Pirotti, der zwischen Mailand und Bologna hin- und herzufahren pflegte und nebenbei den Boten machte, zur Bestellung. Dieser gedankenlos hingeworfene und leichtsinnig aus der Hand gegebene Brief wurde die Ursache unbeschreiblichen Jammers: gerade als Pirotti seine Reise anzutreten im Begriff war, wurden ihm sämtliche Briefschaften, die er mitnehmen wollte, von der Polizei abgenommen, die wahrscheinlich dem schmugglerischen, die Post schädigenden Briefverkehr auf die Spur gekommen war und nur zufällig in den Besitz von Maroncellis verhängnisvollem Schreiben geriet.

Bei der Verhaftung seiner Person und der Haussuchung, die sofort vorgenommen wurde, fanden sich noch mehrere Papiere vor, die zum Überfluß bestätigten, daß Piero Carbonaro war; dies zu leugnen, wäre demnach untunlich gewesen. Indessen hatte Maroncelli, um der unglücklichen Sache eine bessere Wendung zu geben, gleich wieder einige Einfälle bei der Hand, die das ihm eigentümliche Gemisch von Kindlichkeit, Schlauheit und man möchte fast sagen Genialität trugen. Zunächst verbreitete er sich weitläufig über die Geschichte und das Wesen der Carboneria, wie er denn in allen seinen Aussagen wortreich war, teils um sich inzwischen besinnen zu können und den Inquirenten abzulenken, teils gewiß auch aus

453352

Lust am Reden, und zwar am schön stilisierten. Dann erklärte er den Zweck der Gesellschaft: richtig sei es, daß sie, die Carbonari, die Herrschaft des Papstes für ein Unglück hielten und zu stürzen wünschten, doch wollten sie diese nicht durch eine Republik ersetzen, sondern durch eine Monarchie, welche Oberitalien mit dem Kirchenstaate zu einem Reiche zusammenschließen würde; da nun Österreich bereits im Besitz der Lombardei und Venetiens sei und dort eine weise und erleuchtete Regierung führe, hätten sie eben auf Österreich ihre Hoffnungen gerichtet. Es ergab sich daraus, daß, wenn Maroncelli Carbonaro war, er deshalb doch nichts Feindliches gegen Österreich im Sinne hatte, vielmehr mit seinen Genossen es zu bereichern dachte und nichts mehr wünschte, als des Kaisers Untertan zu werden. Diese Eröffnung überraschte zwar die Richter, doch wurde sie von ihnen ernst genommen, was auch den damaligen Verhältnissen mehr als man jetzt zunächst zu denken geneigt ist entsprach; denn Pläne für eine Neueinrichtung Italiens gab es allerart, und daß dabei auch einmal an Österreich als Retter gedacht wurde, war nicht so ganz unerhört zu einer Zeit, wo diese Macht noch nicht eben durch die Leiden, denen sie die zum Kerker Verurteilten aussetzte, den Fluch der jungen Generation auf sich gezogen hatte. Übrigens war Maroncelli umsichtig genug, trotz dieser Ausflucht jeden Zusammenhang Pellicos und des Grafen Porro mit der Carboneria zu leugnen; was in seinem Briefe für diese Tatsache sprach, suchte er auf irgendeine harmlose Art zu erklären, und er behauptete, von seines Freundes politischen Ansichten nur so viel zu wissen, daß er seinen Wunsch teile, ein oberitalienisches Königreich, Piemont, die Lombardei und Venetien und die Romagna umfassend, unter österreichischer Herrschaft begründet zu sehen. Daß er Carbonaro sei, wisse Pellico nicht.

Die Glaubhaftigkeit dieser Verteidigung wurde durch die Aussagen Pellicos, der einige Tage später verhaftet wurde, erschüttert. Da nämlich die beiden Freunde nicht imstande

waren, sich über ihr Verhalten zu verabreden, und doch beide die Wahrheit leugnen wollten, konnte, ja mußte es geschehen, daß sie in mancherlei Angaben voneinander abwichen: so wußte Pellico namentlich nichts von der zu gründenden österreichischen Monarchie, über die Maroncelli mit ihm gesprochen haben wollte und erklärte eine Reise, die Maroncelli zu Parteizwecken geplant zu haben zugestand, mit dessen Vermögensangelegenheiten, während dieser selbst gesagt hatte, daß er nichts besitze. In der Meinung, daß es ihm gelungen sei, dem einst berüchtigten Carbonaro einen in den Augen österreichischer Beamten löblichen Charakter beizulegen, gab Maroncelli ohne Bedenken alles zu, was auf seine Zugehörigkeit zu dieser Gesellschaft Bezug hatte, während Pellico die im allgemeinen sicherste Richtschnur alles zu leugnen ergriffen hatte, die hinwiederum für den anderen sich verbot, weil ihm zu vieles von vornherein nachgewiesen war, und die vielleicht auch einem törichten, spielerischen, mutwilligen Hange seines Wesens nicht lag.

Je mehr Verhöre stattfanden, und je mehr Dinge zur Sprache kamen, desto mehr häuften sich die Widersprüche zwischen den Aussagen der beiden Freunde. Vollends unhaltbar wurde das System, an das Maroncelli sich hielt, als der Prozeß im Januar 1821 nach Venedig verlegt wurde, und die Untersuchung in die Hände des Richters Salvotti kam, der, ungleich scharfsinniger und auch eifriger als sein Vorgänger in Mailand, schon nachdem er die Akten gelesen hatte den Sachverhalt durchschaute. Beim schlichten Leugnen kann einer wohl verharren; hat er aber einmal angefangen die Wahrheit teilweise zu bekennen und nur Einzelheiten anders darzustellen, so muß es geschickten und geduldigen Fragen gelingen, Widersprüche aufzudecken und Lügen nachzuweisen. Nachdem sich Maroncelli eingefangen sah, gestand er was er irgend wußte: dem mitteilsamen jungen Menschen, der das Herz und die Zunge so schlecht bändigen konnte, war es augenscheinlich fast eine Erleichterung, daß er nicht

mehr an sich zu halten, nicht mehr jedes Wort zu wägen brauchte.

Im Gefängnis auf der Insel San Michele bei Venedig, wohin Maroncelli gebracht wurde, führten die Angeklagten ein leidlich angenehmes Leben. Hier war der junge Camillo Laderchi, Pieros Freund, und vorübergehend Graf Arrivabene aus Mantua, der sich, freigesprochen, die Vergünstigung erbat und erhielt, noch einmal mit den zurückbleibenden Freunden zu Mittag zu speisen, was Maroncelli noch Jahre später als ein Zeichen des Zartgefühls und der Menschlichkeit mit Rührung hervorhob. Die jungen Leute gingen zusammen spazieren, nahmen die Mahlzeiten zusammen ein und beschäftigten sich in der Zwischenzeit mit Studien, zu denen Salvotti ihnen die Bücher verschaffte. Maroncelli, der von allen am schwersten Belastete, war der fröhlichste von allen. Schön, höchst liebenswürdig, immer guter Laune, immer fleißig, schreibend oder lesend, beschreibt ihn Arrivabene in seinen Erinnerungen. Das einzige Bild von ihm, das ich kenne, ist aus späteren Lebensjahren, wo er fett wurde, und wo er mit dem dicht unter dem Kinn fortlaufenden Backenbart und dem etwas sentimentalen Ausdruck einem deutschen Pastoren gleicht; doch sieht man auch dort die schöne, nicht zu hohe noch zu niedrige Stirn, das gewellte Haar, die schöne Form der Brauen und Augen, die regelmäßige Nase und den großen Mund von klassischem Schwunge. Mit diesem äußerlichen romanischen Erbteil stimmte sein Inneres überein: Maroncelli ist, mehr als Silvio Pellico, ein durchaus italienischer Typus, mit seiner Liebenswürdigkeit, seiner Unbesonnenheit, seiner Schlauheit, die zuweilen sich selbst überspannt, seiner Geschwätzigkeit, seiner Schönrederei, seiner Eitelkeit, seiner Genügsamkeit, seiner Ausdauer und Geduld im Leiden und schließlich mit seiner Warmherzigkeit, die so echt und mitreißend ist, daß sie zuweilen alle seine Mängel vergessen läßt.

Eigentümlich war Maroncellis geistige Veranlagung. Bei der veraltet klassischen Bildung, die er nach römischer Art

empfangen hatte, spricht die Vielseitigkeit seiner Interessen dafür, daß er mindestens ein nicht beschränkter, sehr regsamer Geist war. Er las im Gefängnis Shakespeare, Milton, Calderon, Horaz, Pindar, Alfieri, Parini, Monti und andere Dichter, die ästhetischen Werke von Bouterweck, Schlegel, der Staël, er kannte die spanische und sogar die deutsche Sprache bis zu einem gewissen Grade. Schriftstellerisch war er mit einem Werk beschäftigt, das die Priorität der Italiener auf dem Gebiete des Dramas beweisen sollte. Seine Belesenheit und sein Gedächtnis waren ungewöhnlich groß, ebenso seine Fruchtbarkeit, doch in der Art, daß er nie etwas Ganzes hervorbrachte. Wie oft Menschen, die im Sprechen leicht sind, hatte er im Schreiben etwas Schwerfälliges; unternimmt man es aber, sich durch seine geschraubten und pedantischen Schilderungen und Betrachtungen hindurchzuarbeiten, so stößt man bisweilen auf einen blitzenden Einfall, ein gesundes, billiges Urteil, eine starke, poetische Wendung. Liest man, wie er selbst seine Art zu arbeiten darstellt, so erhält man den Eindruck einer gewissen Abnormität, sowohl durch die Sache selbst wie durch die Form seiner Beschreibung. An Salvotti schreibt er:

„Ich empfinde die Einsamkeit als Feind des Geistes und des Körpers, weil ich, wenn ich mich in einem Gedanken befestige, nach langer Arbeit der geistigen Fähigkeiten an diesem, nötig habe diese Unverwandtheit zu unterbrechen, um später mit frischem Geist und frischer Kraft darauf zurückzukommen; aber ich bin nicht imstande es zu tun — obwohl ich einsehe, daß ich es tun sollte —, und wenn ich es auch erreiche, die Hartnäckigkeit des Willens, der mit Übermacht in mir fortdauert, zu überwinden, indem ich mich entschließe etwas anderes zu tun, so ist doch die Zerstreuung nicht in genügender Weise wirksam, da nämlich, wenn ich auch etwas anderes schreibe oder lese oder singe, die Hand und der Mund Worte ohne Gedanken reden und machen, so daß der Geist sich nicht von dem Gegenstande, der ihn immer noch beherrscht, loslöst. Ein derartiger Krampf (contrazione) des Geistes dauert mir bis

zwei oder drei Tage hintereinander ohne Unterbrechung, wonach ich krank und müde und an den Gliedern erstarrt bin, weil ich mich gar nicht bewegt habe, und schließlich wird auch meine Verdauung dadurch gestört."

Zwar ist die Wirkung der Einsamkeit auf den in seine Zelle gebannten Gefangenen richtig und allgemein zutreffend; doch in dem Unvermögen den Gedanken aufzuhalten oder von seiner einmal angenommenen Richtung abzulenken liegt etwas Krankhaftes. Dazu hatte sich Maroncelli noch eine für seine Veranlagung besonders schädliche, vielleicht aber auch durch sie bedingte Lebensweise angewöhnt, indem er wenig Nahrhaftes aß und möglichst viel Kaffee trank, was er Salvotti gegenüber aus Gründen der Sparsamkeit und vielen anderen weitschweifig erklärte.

Liest man die zahlreichen und langen Briefe, die Maroncelli während seiner Untersuchungshaft an Salvotti schrieb, und die oft Ergüsse überschwenglicher Liebe und Verehrung sind, so kann man sich einer eigentümlichen Empfindung nicht erwehren. Hie und da glaubt man das Auge des Schreibers schelmisch funkeln zu sehen wie damals, als er den Gesang an den heiligen Jacopo verfaßte; oder sollte es ihm doch ein wenig ernst gewesen sein? Hatte der schöne und strenge Richter es seinem leichtbeweglichen Gemüte angetan? Dachte er, es könne nicht schaden sich mit dem Richter gut zu stehen, oder ließ er nur seine unermüdliche Feder laufen und ihre Kuriositäten von sich spritzen, wie sie mochte? Ich will einige Proben aus diesen merkwürdigen Briefen geben.

„Ihr seid mein Herr, sowohl durch das Recht, das Ihr dazu habt, wie durch die eigene Wahl, die ich freiwillig gemacht habe, so daß ich mein ganzes Leben lang dabei bleiben möchte Euch zu dienen. Daraus ergeben sich zwei Dinge: einmal daß Ihr nach Eurem Belieben gegen mich verfahren und mich mit schweigsamem Ernst oder mit liebenswürdiger Höflichkeit behandeln könnt: dann daß ich, wenn es sich auch für mich nicht schickt, doch als Euer Sklave einmal frei gegen

Euch herausspreche, in der Art wie es die Sitten der Alten war bei den Saturnalien. Mit diesem Vorrecht also fahre ich fort. Aber sagt mir einmal, scheint es Euch nicht recht hart, daß ich durchaus nichts zur Befreiung meines Bruders tun soll?"

Hier liegt die humoristische Einleitung von Vorwürfen, die er Salvotti wegen einer seinen Bruder betreffenden Angelegenheit machen wollte, auf der Hand und spricht für eine gewisse Anmut seines Geistes und für den liebenswürdigen Verkehrston, der zwischen ihm und Salvotti herrschen mußte. Andere Male sind die Liebesbeteuerungen glühender und ich möchte sagen verdächtiger.

„Eure Anwesenheit erfüllt mich mit einer so süßen Seligkeit, daß ich mir selbst und allen mich umgebenden Dingen entfremdet werde, da ich dann weder Bedürfnisse mehr fühle noch Wünsche noch den pomphaften Aufwand der vielen Notwendigkeiten. Mein armes Gedächtnis glaubte zuerst, daß eine so vollkommene Vergessenheit meiner selbst eine Schwäche meiner dürftigen Natur wäre, jetzt aber, da ich dieser Erscheinung mit der größten Anstrengung meines Geistes nachgegangen bin, halte ich es für gewiß, daß die harmonische Vollendung, die aus der herrlichen Beschaffenheit der Formen hervorgeht, die Süßigkeit der Worte, welche alle Eure Töne und Gedanken mit einer stillen, feinen und zarten liebevollen Rührung kleiden und färben, die glückliche Ekstase, die mich hinreißt, hervorbringen. Dessen rühme ich mich auch nicht wenig vor mir selbst, indem ich mit Plato und Kant glaube, die Eigenschaften einer Seele könnten nicht unedel sein, die fähig ist, die Erlesenheit des Schönen, das sie außer sich findet, zu empfinden."

Am Geburtstage seiner geliebten Carlotta schreibt er:

„Was mich betrifft, daß ich, anstatt die Entfernung von Bologna als bitter zu empfinden oder mit Seufzern der Fröhlichkeit zu gedenken, die ich in Mailand genoß, es süß finde heute in meinem Gemüte wie in einem schönen Gemälde eine sehr glückliche Vereinigung von drei Generationen der Liebe

zu fühlen, die weder in Bologna noch in Mailand sich so glücklich zusammengefunden hätten; wobei die unterwürfige und achtungsvolle, die ich zu Euer Gnaden trage, herrschend in der Mitte sitzt und sich doch nicht schämt sich links mit der herzlichen zu meinem Bruder, rechts mit der feurigen zu Carlotta zu verbinden."

Sehr merkwürdig muß die Verteidigungsrede gewesen sein, in der er seine Richter Padri, Quiriti e Padri coscritti anredete und die Salvotti zurückwies, indem er ihn tadelte so verrücktes Zeug geschrieben zu haben. In seiner Antwort sprach sich Maroncelli über den ästhetischen Charakter der Rede im allgemeinen aus und fuhr dann fort:

„Wenn Euer Gnaden geruhen wollen meine Rede von diesem Standpunkt aus zu betrachten, werden Sie vielleicht finden, daß ich darin weder verrückt bin noch im Fieber rede, oder vielmehr, daß ich beides absichtlich bin und tue, und daß das wirklich so sein muß. Wenn dem nicht so wäre, wie anders als verrückt und rasend würden uns der größte Teil der Reden eines Cicero, Demosthenes und Cola erscheinen? Der Redner will einen erschüttern und kümmert sich wenig darum, ob seine Kühnheiten ganz genau mit dem kalten Verstande zusammenstimmen. Er soll indessen nicht ohne diesen sein, nur ihn verbergen. Euer Gnaden urteilten sehr gut, als Sie die schönste Stelle meiner Rede Wahnsinn nannten, wo ein Zug der Phantasie, vom Herzen erwärmt, ohne das Feuer oder die Schminke artiger Worte so kraftvoll wie möglich wirkt. Euer Gnaden weiß wohl, daß ich es so machen wollte. Und mit Euch stimmen die besten Kritiker überein, wenn sie sagen:

> Ich suche im Dichter
> Ein süßes Rasen, wenn nur der Verstand
> Zurechtweist und im Innersten ihn lenkt.

So sagt Longinus, so Horaz und die anderen, ja, sie schreiben es als Gesetz vor. Solche Bilder sind eben die Erscheinung Carlottas, die Wendung nach dem hervorragenden Geiste

Laderchis und Pellicos, und schließlich das Gemälde der Anrede an Euer Gnaden, wo alles Seele und Leben annimmt, und unser verborgener innerer Sinn Gestalt und Antlitz eines Gebäudes erhält."

Setzte Maroncelli in diesem Briefe einen Spaß fort, den er im Übermute ersonnen hatte? Wenn man das annimmt und er also in einer Schrift, die ihn gegen eine Anklage auf Leben und Tod verteidigen sollte, seiner tollen Laune hätte die Zügel schießen lassen, wäre das nicht ebenso ein Beweis von Unzurechnungsfähigkeit, wie der Brief ist, wenn er ernst gemeint war? Eher muß man daran denken, daß es Menschen gibt, die, ohne es zu wollen, weil ihr Wesen einen grotesken Stil hat, komisch wirken, sich aber plötzlich dessen bewußt werden und dann wohl auch einmal spielen was zugleich echt ist, wunderlich chaotische, nicht zu klarer Gestalt entwickelte Geschöpfe. Es ist, als ob alles was mit Piero in Berührung kommt, eine drollige Note annehme. Seine Liebe zur Carlotta Marchionni war weder seinen Mitgefangenen noch den Richtern noch dem Personal ein Geheimnis. Da er eines Tages einen Ring verloren hatte, den er als Andenken von der Geliebten heilig hielt, und ein Angestellter ihn wiederfand, stellte der Präsident des Gerichtshofes, Graf Gardani, selbst ihm die Reliquie wieder zu, indem er von der Seligkeit sprach, die Maroncelli darüber fühlen müsse. Obwohl Piero erzählt, daß er vor Rührung geweint habe, kommt es einem vor, als ob er auch ein wenig dabei lächle, vielleicht nur in den Augenwinkeln. Ein anderer Richter, de Roner, gestattete, daß Carlottas Namenstag im Gefängnis feierlich begangen wurde. Niemals ist man ganz sicher, ob er sich über die andern lustig machte, oder ob die andern, gutgelaunt, sich die Kreuz- und Querzüge eines liebenswürdigen Schelmes gefallen ließen, oder ob sie, gutartig und mitleidig, auf die Tollheiten eines armen Teufels eingingen.

Salvotti sprach in späteren Jahren geringschätzig von der Eitelkeit und Leichtfertigkeit des Maroncelli; an anderer Stelle

sagt er, daß beide, er so gut wie Pellico, sich in sein Herz gestohlen hätten, was auch sein Verhalten gegen ihn bestätigt.

Wie Silvio kehrte Piero unter dem Einfluß des Unglücks und Salvottis zum Glauben zurück; aber dieser Umschlag hatte bei ihm nichts zu bedeuten, und es würde einem nicht einfallen dessen Ursachen und Folgen nachzuforschen. Er war von seiner Mutter in strenger Beobachtung des katholischen Glaubens erzogen, bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahre in diesen Formen geblieben, dann ungläubig geworden und nahm nun die alte Gewohnheit wieder auf, ohne daß sein Denken, Tun und Treiben von einem oder andern wäre beeinflußt worden. Weder das Glauben noch das Nichtglauben ging ihm tief, er war willens und fähig jedes schöne Gefühl mitzufühlen, nicht aber ein System von Lehrsätzen und Gedanken zur Richtschnur seines Lebens zu machen.

In San Michele glich Maroncelli einem Menschen, den ein leichter Rausch über die Widrigkeiten der Gegenwart und die berechtigte Angst vor der Zukunft hinwegsetzt, ihn in einen Dunst angenehmer und belustigender Vorstellungen hüllend. Weder er noch Silvio Pellico, dem gegen den Schluß der Haft mit dem Freunde zusammenzuwohnen gestattet wurde, stellten sich den Aufenthalt auf dem Spielberg sehr abschreckend vor. An die Gefangenschaft von Venedig gewöhnt, dachten sie an eine Art von Klosterleben, das man, zwar von den Angehörigen und mannigfachen Genüssen des Lebens getrennt, doch im Zusammensein mit einem oder mehreren Freunden, mit Büchern und schriftstellerischer Arbeit, ohne Sorge um das tägliche Brot, getröstet durch die Briefe der verlassenen Lieben, eine Zeitlang ganz wohl aushalten könne; denn sie zweifelten nicht, daß die Gnade des Kaisers das Maß der Strafe (20 Jahre für Maroncelli und 15 für Pellico) erheblich abkürzen würde. Die schreckliche Enttäuschung, die den Ankömmlingen beim ersten Betreten der Festung mit kaltem Schauer aufs Herz fiel, die immer sich steigernden Entbehrungen und Leiden hat Pellico in seinen Denkwürdigkeiten beschrieben. Es scheint, als habe

Maroncelli am wenigsten von allen unter der Körper und Geist zerstörenden Lebensführung gelitten. Als Andryane ihn zum erstenmal sah, urteilte er nach seiner ganzen Erscheinung, nach der Lebhaftigkeit seines Blickes und seiner Bewegungen, daß er dem Ungemach der Gefangenschaft gut widerstanden habe und noch lange widerstehen werde. Er war der immer gutgelaunte, gefällige, liebevolle, in alles sich schickende Pfleger des kränkelnden Freundes Silvio, mit dem er die Zelle teilte. Wenn die Wachen es nicht verhinderten, hielt er musikalische Zwiesprache von Fenster zu Fenster mit Andryane, der jene Arie aus dem Barbier von Sevilla sang, die er am letzten Abend seiner Freiheit in der Scala in Mailand gehört hatte, oder die Arie des Blondel von Grétry: O Richard, o mon roi, l'univers t'abondonne, oder denn, Pellico zuliebe, französische Melodieen, die jener in seiner ersten Jugendzeit in Lyon gehört hatte. Maroncelli gehörte zu jenen Italienern, denen das Singen ein zweites Atmen ist. Entweder singend oder schreibend oder lesend oder Pläne zu neuen Werken ausheckend wurde er nie das Opfer jener starren Untätigkeit, wo einer wie ein Toter in der Wüste liegt, die Geier auf sich niederstoßen und die Wölfe um sich schleichen sieht und die Kraft nicht hat sich zu regen und sie zu verscheuchen. Er war es, der ein die Gefangenen lebhaft beschäftigendes Problem löste, indem er das Papier, das ihnen zu Reinlichkeitszwecken gegeben war, nach langen Versuchen so zu bearbeiten lernte, daß es beschrieben werden konnte.

Indessen sollte auch Maroncelli den Spielberg nicht ohne Zoll zu zahlen verlassen. Im Jahre 1828 bekam er einen Tumor am Knie — sei es nun, daß er infolge einer alten Krankheit oder wodurch immer sich bildete —, der ihm außerordentliche Schmerzen verursachte und nach mannigfacher, aber ganz ungenügender ärztlicher Behandlung eitrig wurde, so daß das Bein abgenommen werden mußte. Während der neun Monate beständigen Leidens, die der Amputation vorhergingen, bewahrte Maroncelli seine liebenswürdige Heiterkeit, sang,

machte Verse, suchte den sorgenden Freund aufzuheitern und mit Hoffnungen zu trösten, an die er selbst nicht glaubte. Ihm war wie nicht selten Italienern der Mut im Dulden eigen, wesentlich eine weibliche Eigenschaft. Die Operation selbst ertrug er mit bewundernswerter Standhaftigkeit. Pellicos Schilderung, wie Maroncelli, nachdem der Schnitt getan und alles vorüber ist, da er nichts anderes hat, dem Arzte ein Rose gibt, die am Fenster in einem Glase steht, und dieser sie nimmt und weint, gehört zum ergreifendsten in seinem Buche. Was vermögen gegen diese Szene, die ein Stück Wirklichkeit geworden ist, die in Italien gegen Maroncelli erhobenen Vorwürfe und Anklagen, als sei er ein Feigling, Angeber, Verräter gewesen? Es ist das glückliche Vorrecht des Dichters einem menschlichen Antlitz die Ausprägung zu geben, in der man es künftig sehen muß, weil es das wahre ist. Hätte auch der Vorfall sich nicht so abgespielt, wie Pellico ihn mitteilt — woran zu zweifeln es übrigens keinen erdenklichen Grund gibt —, so malt er uns doch den Freund so, daß es uns nun ist, als ob wir ihn gesehen hätten, sein Lächeln, die Sprache seiner Augen, und wenn wir auch künftig erfahren und zugeben, dass er welt- und menschenunkundig, daß er leichtsinnig, prahlerisch und schwach war, so bringt uns doch nichts davon ab an die kindliche Wärme und Treue, an die Ehrlichkeit und Feinfühligkeit seines Herzens zu glauben.

Im Sommer 1829 kam die Begnadigung für Pellico und Maroncelli, nachdem sie 8½ Jahr auf dem Spielberg eingekerkert gewesen waren. In Mantua trennten sie sich, Maroncelli um seine Mutter und Geschwister in Forli, Pellico um seine Familie in Turin aufzusuchen. Silvio brachte die letzte Nacht in traurigster Erregung zu. „Eine Umarmung, ein Kuß, noch eine Umarmung. Er stieg in den Wagen und verschwand: ich blieb wie vernichtet.“ Silvio sagt an dieser Stelle seines Buches: „Ich habe viele hervorragende Menschen gekannt, aber keinen mehr liebevoll umgänglich wie Maroncelli, keinen mehr geübt in allen Rücksichten der Liebenswürdigkeit, mehr frei

von jeder Rohheit, mehr ununterbrochen eingedenk, daß die Tugend in fortwährender Ausübung der Duldsamkeit, der Großmut und Einsicht besteht. O mein Gefährte so vieler Jahre des Leids, möge der Himmel dich segnen, wo immer du atmest, und dir Freunde geben, die mir gleichen an Liebe, an Güte mich überragen!"

Während Silvio bei den Seinigen zärtliche Sorgfalt und Ruhe fand, mußte Maroncelli nach kurzem Aufenthalt die Heimat wieder verlassen, da der Papst ihn aus seinen Staaten verbannte. Er begab sich nach Paris, wo er die Schwägerin des noch gefangenen Andryane besuchte, um ihr Nachricht von ihrem Schützling zu bringen. Dort wurde er gefeiert, er wurde dem Könige vorgestellt, er erschien im Salon der Fürstin Belgioioso, er liebte es sich in Gesellschaft auf den Arm des alten Lafayette zu stützen. Wenn diese Aufmerksamkeiten seine Eitelkeit gereizt und er sich in der Rolle des edlen Opfers gefallen hätte, so ließe sich das allenfalls begreifen und verzeihen; indessen ein sonst nicht nachsichtiger Beurteiler, Giovita Scalvini, der ihn in den ersten Tagen seiner Ankunft in Paris kennen lernte, schreibt seinem Freunde, Maroncelli erzähle ruhig und auf eine sehr feine Art von seinen ausgestandenen Leiden, wie wenn er von Dingen spräche, die er in einem Roman gelesen hätte; er sei höchst liebenswürdig.

Vom Könige aufgefordert einen Wunsch auszusprechen, wollte er nichts anderes erbitten, als daß der König etwas für die Befreiung der auf dem Spielberg zurückgebliebenen Gefangenen tun möge. Diese gutgemeinte Verwendung Maroncellis war ein unglücklicher Einfall, da Kaiser Franz Einmischungen in seine Angelegenheiten von niemandem duldete, und man für die Gefangenen nichts wirksameres tun konnte, als von ihnen zu schweigen. Ebenso ungeschickt war seine Idee Zusätze zu Pellicos rasch berühmt gewordenen Gefängnissen zu schreiben, worauf ihn die Hoffnung Geld zu verdienen und vielleicht auch ein wenig von sich reden zu machen gebracht haben mag. Findet sich auch in diesen Hinzufügungen manche

Notiz, die dem wertvoll sind, der sich über jene Zeit und jene Menschen möglichst genau belehren möchte, im ganzen wirken sie wie etwa eine drückende, zudringliche, geschnörkelte Einfassung zu einem einfach schönen Bilde, das sich selbst einen passenden Rahmen gezogen hat. Merkwürdig ist, wie diese Zusätze wiederum von Zusätzen, Noten, Anmerkungen überwuchert sind, das Bild seines planlosen Geistes, der nicht imstande war, die beiläufigen Einfälle zu zügeln und einzuordnen sondern von jedem einzelnen überwältigt wurde. Innerhalb dieser Unordnung bewegt sich Maroncellis Denken mit peinlicher Korrektheit. Es ist durchaus nichts genial Sprunghaftes in seiner Denkweise, vielmehr verfolgt er seinen Gegenstand mit anklebender Gründlichkeit, so daß man oft an seine Schilderung erinnert wird, wie er sich in ein Thema hineinbohre und, wenn er auch wolle, nicht mehr davon loskommen könne.

Nett und übersichtlich hatte Maroncelli eine Liste künftiger Werke in seinem Kopfe, gewissermaßen eine aus Titeln bestehende Bibliothek, die der erfindungsreiche Sammler um so reichlicher und wohlklingender zusammengestellt hat, da er weder Kosten dafür aufzuwenden noch durch die Wirklichkeit sich einschüchtern zu lassen braucht. In den Zusätzen erschien folgendes Programm demnächst zu veröffentlichender Werke: 1. Meine Gefangenschaft auf dem Spielberg, historische Abhandlung; 2. Erinnerungen, Betrachtungen in Prosa (Pallavicino in den Mund gelegt); 3. Fünfzehn Rosen, kleine epischlyrische Gedichte (Ein Marienleben); 4. Italienische Überlieferungen (mit 8 Unterabteilungen); 5. Leichte Gesänge mit volksmäßiger Musik (14 davon auf bekannte Melodieen gedichtet); 6. Italischer Psalter; 7. Melodieen vom Spielberg. Infolge der Teilnahmlosigkeit seiner Landsleute kamen diese Werke nicht zum Druck.

Wie gering auch Maroncellis schriftstellerische Begabung war, manchmal springt aus dem zähen Teig seiner Rhetorik ein Blitz wie von einem verschüttetem Brande. Ich denke an eine auf den Kaiser Franz bezügliche Stelle:

„Und ich sage, wie groß auch die Unbegrenztheit der Macht sein mag, die in der Hand eines einzigen verdichtet ist, wer Fleisch und Bein und Blut ist und das Antlitz gegen die Sonne gehoben trägt, entmenschlicht sich nicht freiwillig, wenigstens wäre es nur aus einer Gewohnheit der sozialen Ordnung. Wie viel weniger nun derjenige, der an der Spitze dieser Ordnung steht, der der Geschichte einen Namen zu überliefern hat, und (tausendmal mehr als das!) der weiß, daß in dieser Verbindung von Blut, Fleisch und Bein ein Funke ruht, der sich nicht auflöst — und den wir anderswo wieder finden!"

Wie dieser Satz schlicht und ziemlich unbetont anfängt, dann von lebhafterer Empfindung und Anschauung durchdrungen wird, dann in eine erhabene Vorstellung ausklingt, um am Ende noch in einer halb verhüllten Drohung, einer Herausforderung für das Jenseit aufzuflammen, das ist künstlerisch, packend und unvergeßlich. Dem Romagnolen war unter seiner angeborenen Friedfertigkeit und dem Christentum an Pellicos Seite das Gefühl der Rache nicht erloschen, und er dichtet, wenn es ihn überkommt, wie viele sonst nüchterne Italiener tun im Augenblick, wo sie eine Leidenschaft äußern.

Die Zusätze Maroncellis, aus denen hervorging, daß er von seinem politischen und kirchlichen Radikalismus im Grunde nicht geheilt war, so daß sie sogar auf den Index gesetzt wurden, verstimmten Pellico, dessen an sich vorwurfsfreies Buch durch diese überflüssige Schmarotzerpflanze kompromittiert wurde. Indessen versuchte er das entfremdende Gefühl zu überwinden und an das zu denken, was Piero ihm während der Gefangenschaft gewesen war, so daß in seinen Briefen an andere die Äußerungen zärtlicher und dankbarer Freundschaft doch die der Mißbilligung überwiegen. Zwischen den so lange Unzertrennlichen hörte der briefliche Verkehr bald auf. Man kann sich wohl denken, daß durch sein Temperament und allerhand liebenswürdige Eigenschaften des Gemütes der persönliche Umgang mit Maroncelli höchst anziehend, ein Gedankenaustausch aus der Ferne aber nicht erspießlich war. Man weiß, wie

leicht Menschen, die nebeneinander zu leben gezwungen sind, ohne jede andere Gesellschaft, sich unerträglich werden, ja sich hassen, und es kam bei Gelegenheit der politischen Prozesse in Italien nicht selten dazu, daß Gefangene darum baten, getrennt zu werden oder denn unter dem gezwungenen Zusammensein unbeschreiblich litten. Selbst für Freunde war es, so denkt man sich, eine Prüfung, Jahre hindurch Tag und Nacht in einem einzigen engen Raume zusammen zu sein, und vielleicht gehörte das italienische Talent zur Freundschaft und Geselligkeit dazu, daß es in einigen Fällen vollkommen glückte. Allerdings lösten sich gerade die innigsten dieser Beziehungen in der Freiheit traurig auf: Confalonieri brach mit Andryane, Pellico und Maroncelli verloren sich; zwischen einem anderen Freundespaar vom Spielberg, Borsieri und Castiglia, entstand erbitterte Feindschaft. Es ist, als ob die Natur, nach der Überspannung kultureller Tendenzen, Schonung, Duldung, Selbstbeschränkung, sich gewaltsam wieder ins Gleichgewicht zu bringen gesucht hätte.

Als Maroncelli den Spielberg verließ, war er 35 Jahre alt, also ein junger Mann und, obwohl eines Beines beraubt, wie es scheint gesund, so daß er wohl daran denken konnte sich ein neues Leben einzurichten. Auch fehlte es ihm dazu nicht an Mut und Unternehmungslust: er ging nach Newyork, wo er dank des Rufes seiner ausgestandenen Leiden von der Gesellschaft freundlich aufgenommen wurde, verdiente sich den Lebensunterhalt durch Unterricht in Musik und italienischer Sprache und verheiratete sich mit einer deutschen Musiklehrerin, die er in Paris hatte kennen lernen. Sie war nach dem Urteil des erwähnten Borsieri liebenswürdig, tüchtig und nicht häßlich; auch sie lehrte Musik und deutsche Sprache, und so, bei gemeinsamer Arbeit, konnten sie sich durchbringen. Sie hatten eine Tochter, die im Andenken an Pellico den Namen Silvia erhielt, wie Andryane seinen Erstgeborenen nach Confalonieri Federico nannte. Seine Schwiegermutter und sein Schwager vervollständigten den Haushalt, ein Zuwachs, der für das

italienische Gefühl etwas Selbstverständliches war und eher Angenehmes bedeutet, und man stellt sich gerne vor, daß er etwa ein Jahrzehnt ruhigen Glückes verlebte.

Italien hat er nicht wiedergesehen. Er starb im Jahre 1846, 51 Jahre alt, nachdem er zuvor blind und geisteskrank geworden war. Beinah alle Möglichkeiten des Unglücks hat sein Leben erschöpft: Armut, Kampf um das tägliche Brot, Vernichtung der Liebeshoffnung, Kerker, Verkrüppelung, Verbannung, Blindheit und Wahnsinn, dazu traf den Toten noch Verleumdung durch die eigenen Landsleute und Befleckung der Ehre. Nicht nur daß man ihm vorwarf, durch seine Aussagen die Verhaftung und alles folgende Unglück seines Freundes Pellico veranlaßt zu haben, er sollte, um sich selbst zu retten, andere, sogar den eigenen Bruder, verraten haben, ja womöglich ein berufsmäßiger Angeber gewesen sein. Armer Maroncelli! So strenge sind Männer gegen dich, die jene Freiheit und Sicherheit genießen, die du allzu feurig ersehntest und allzu unbedacht erzwingen wolltest! Der Abschiedsworte deines Silvio gedenkend, rufen wir dir nach: O unverzagter Dulder vieler Schmerzen und Mühsale, mögest du Freunde finden, wo immer man deiner gedenkt, Freunde, die dir an Liebe gleichen und an Tapferkeit und Überzeugungstreue dir nicht nachstehen!

ANTONIO SALVOTTI

NACH der Geschichte der Lebenden könnte man die der Toten schreiben; denn ist einer von der Erde verschwunden, so bemächtigt sich seines Namens die Phantasie der Lebendigen, die, nicht mehr beengt durch gegenwärtiges Dasein, ihn ihrem Drange nach mit heißen Farben bemalt. Oft trägt ein Geschlecht nach dem anderen seine Art zu sehen und zu empfinden auf, bis man einmal darauf kommt, den bunten Überzug zu entfernen, unter dem dann die Linien des ursprünglichen Bildes, verwischt und zerstört, oft kaum noch kenntlich sind. Salvottis Ruf ging nicht so weithin, daß sich, wie etwa bei Napoleon, ganz Europa an seinem Schatten geübt hätte; desto einseitiger wurde das Bild, das die italienischen Patrioten, mit blutrotem Hasse malend, noch zu seinen Lebzeiten von ihm entwarfen. Sie stellten ihn ihren Märtyrern, die sie zu sagenhafter Herrlichkeit erhoben, als einen ebenso mythischen Unhold gegenüber; einen bösen Genius machten sie aus ihm, mit glanzvollen Gaben ausgestattet, um seine Opfer desto sicherer umstricken zu können. Seine Schönheit selbst schien das dämonisch Verderbenbringende seiner Existenz zu besiegeln, wie man denn vielleicht in Erinnerung an Satan, den gefallenen Engel, ausgesuchter und eigentlich unmenschlicher Schlechtigkeit gern außergewöhnliche Schönheit gesellt. Im angeborenen Blutdurst sollte nach dieser Auffassung Salvotti die politischer Verbrechen angeklagten Italiener dem Tode zu überliefern gewünscht haben, das Recht gebeugt haben, um ihnen Geständnisse abzuzwingen, und aus Grausamkeit ihre Qualen vermehrt und durch seinen Hohn verschärft haben. Da er sehr klug, sehr gebildet und kunstliebend waren, was ihm nie abgestritten wurde, so entstand ein Typus wie die Renaissance sie zeitigte, ebenso anziehend durch blendende Vorzüge wie abstoßend durch verbrecherische Triebe. Erst ein hervorragender Historiker unserer Zeit, Alessandro Luzio, hat die Übermalung entfernt, und gezeigt, daß sich das Bild eines weniger auffallenden Mannes

darunter befindet, dem die Italiener nichts anderes vorzuwerfen haben, als daß er, den sie als ihren Landsmann beanspruchen, ein pflichteifriger österreichischer Beamter war. Auf den ersten Blick scheint die Phantasie farbenreicher, schöner zu schaffen als die Natur, scheint es in Romanen bunter herzugehen als im Leben; aber es ist schon fast ein Gemeinplatz geworden, daß an Mannigfaltigkeit der Gestalten und Verwickelungen das Leben nicht zu übertrumpfen ist, und wir nehmen an, daß uns die Wirklichkeit für das glänzende Scheusal, auf das wir verzichten müssen, einen interessanten Menschen geben würde. Leider fehlen uns zu einem tiefen, genauen Einblick in sein Inneres die Mittel.

Über sein Äußeres sind wir insofern genau unterrichtet, als wir wissen, daß er schön war. Schön von Person, so schildert ihn Arrivabene, mit kohlschwarzen Augen und dichtem Haar, gewählt in der Kleidung. Auch Andryane, der ihn hasste, beschreibt seine Erscheinung als nicht nur schön, sondern geistvoll und bedeutend und hebt besonders den durchdringenden Blick seiner dunklen Augen hervor, der im Inneren der Menschen lesen zu können scheine und jeden Ausdruck überzeugend annehmen könne, den der herzlichen Liebe, wie den der Bosheit und des Übelwollens. Seine Farbe war bleich.

Unter den Bildern Salvottis ist eins, von dem damals hochberühmten venezianischen Maler Hayez in Pastell gemalt, vor dem wir uns vernünftiger Einsicht zum Trotz eines abergläubischen Gedankens an die Überlieferungen von seiner Verderbtheit nicht erwehren können. Es zeigt ihn im Profil. Die nach der Schläfe zu ein wenig höhergestellten Augen, die wundervollen, an der Nasenwurzel etwas verdickten Brauen, die sanft gebogene Nase, der volle Mund, das runde Kinn, der sehr starke Hals wirken zusammen wie ein Sinnbild des Stolzes, der Intelligenz, der Wollust und Grausamkeit. So könnte man den Kopf eines Römers darstellen, der im Theater den Tod des besiegten Gladiators fordert oder Luzifer, den gefallenen Engel; denn unzweifelhaft liegt in diesem Gesicht eine verhängnis-

volle, man möchte sagen die göttliche Abkunft des Bösen ausdrückende Schönheit. Indessen weiß man, daß in der Gestalt des Menschen viel Ererbtes ist, das auf die Familie oder die Nation deutet, der einer entstammt, und auf ihn selber nicht Bezug zu haben braucht. Auf zwei anderen Bildern, wo man ihn von vorn sieht, von denen eines seine Frau gemalt hat, und das andere ihn in höherem Lebensalter wiedergibt, sieht er weniger schön, aber auch weniger dämonisch aus. Im Gegenteil liegt namentlich in dem Ausdruck des jüngeren Bildes etwas gefühlvoll Biedermännisches, eine schwungvolle Rechtlichkeit, die auch in Wirklichkeit zu seinem Charakter gehört zu haben scheint. Auf dem Altersbilde ist das Gesicht breiter und schlaffer geworden; der Blick der schönen dunklen Augen ist eindringlich und nicht ohne Güte.

In Mori im Jahre 1789 geboren, einer bürgerlichen Familie angehörig, studierte Salvotti die Rechte und zeichnete sich durch Fleiß und Verstand so aus, daß er ein Lieblingsschüler des berühmten Savigny wurde. Die Bettina Brentano, Savignys Schwägerin, lernte ihn in Landshut kennen, wo er 1809 studierte, und beschrieb in einem Brief an Goethe seine schönen Augen, den vortrefflichen Faltenwurf seines grünen Mantels, und wie er vor Heimweh täglich blasser, schlanker und interessanter werde. Wie es scheint nahm er von ihrer Bewunderung keine Notiz. Nach Vollendung seiner Studien wurde er in Trient Advokat, wobei ihm die angeborene Beredsamkeit sehr zustatten kam; er übte seinen Beruf mit Hingebung aus, jedenfalls lag er ihm mehr am Herzen als die öffentlichen Angelegenheiten, die doch damals so geeignet waren zu interessieren, ja aufzuregen. Im Jahre 1810, wo Napoleon das italienische Tirol als Departement Oberetsch dem Königreich Italien einverleibte, wurde er dessen Bürger, im Jahre 1813 österreichischer Untertan, ohne durch den Wechsel in seinem Gemüte sonderlich betroffen zu werden. Als die unter der Franzosenherrschaft angestellten Richter sich weigerten, in die Kirche zu gehen, wo Gott für den Sieg der Verbündeten bei Leipzig gedankt werden

sollte, und viele, die österreichisch gesinnt waren, ihr Verhalten tadelten, billigte er es, indem er sagte, der Richter müsse als einzige Norm seiner Handlungsweise den von ihm geleisteten Eid und das Gesetz ansehen. Seine politische Meinung habe damit nichts zu tun. Es sei zu fürchten, daß Österreich, wenn es fortfahre zu siegen und die Italiener in dieser Weise zu behandeln, die besten und ehrenhaftesten Beamten verlieren werde.

Man sieht aus dieser Äußerung Salvottis seinen ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit und Ordnung, den man in der Tat neben einem mäßigen Ehrgeiz als den Mittelpunkt seines Charakters betrachten muß. Er verabscheute die Revolution als das Unordentliche und Unbotmäßige und schloß sich aus voller Überzeugung an Österreich, das damals die Grundsätze der Heiligen Allianz, der Wiederherstellung der alten Ordnung, am mächtigsten vertrat. Dies legte er auch dadurch an den Tag, daß er sich dem Einfluß Savignys und der historischen Schule hingab. Obwohl außerordentlich klug und scharfsinnig, so daß ihm die Schwächen der österreichischen Gesetzgebung nicht entgingen, und auch idealistisch genug, um ihre Vervollkommnung lebhaft zu wünschen, tat dieser kritische Standpunkt seinem Gehorsam und seiner Beamtentreue doch nicht den geringsten Abbruch. Es war ihm nicht Bedürfnis die Gesetze zu billigen, nach denen er urteilte, und es machte ihm keine Schwierigkeit, sich der Maschinerie des Beamtenwesens unterzuordnen. So war er das Gegenteil von dem, was man titanisch oder dionysisch zu nennen pflegt, indem er sich in einer bestehenden Ordnung wohlfühlte, und zwar je mehr, desto strenger diese geregelt war. Er war ein ebenso guter Katholik wie Monarchist und würde sich dem Papst so wenig widersetzt haben wie dem Kaiser, doch setzte ihm diese Grenzen nicht der Verstand, sondern Neigung und Wille, und er war infolgedessen kein Fanatiker. Zwar forderte er von jedem dieselbe Beobachtung der Gesetze, die er selbst innehielt und bestrafte Auflehnung dagegen mit Überzeugung, aber nur soweit es ihm auch wiederum

vom Gesetze vorgeschrieben war, ohne dies durch die eigene Leidenschaft zu verschärfen. Schöpferisch war sein Geist nicht, und nicht einmal sehr selbständig: in jeder Hinsicht war er dazu begabt, sich auf vorgeschriebener Bahn auszuzeichnen und offizielle Preise zu erringen. Vielleicht hätte diese Anlage sich noch mehr ausnützen lassen, wenn sein Ehrgeiz nicht auch durch seinen Sinn für das Korrekte in Schranken gehalten wäre. Sein Vater hatte ihn als den einzigen von drei Söhnen auf seinen dringenden Wunsch studieren lassen, und darauf bedacht, den geopferten Aufwand wieder einzubringen, lebte er nur dem Erwerb von Kenntnissen, um, wie er in späteren Jahren selbst sagte, seine Familie aus der bedeutungslosen Bürgerlichkeit emporzuheben. Die standhaften Anstrengungen seines ganzen Lebens waren nach seinen eigenen Worten auf dieses Ziel gerichtet. Auch legte er in der Weise eines Emporkömmlings großen Wert auf Ehrungen, die ihm zuteil wurden; trotzdem kann man ihm nicht nachsagen, daß er sich unerlaubter oder häßlicher Mittel bedient habe um vorwärtszukommen, ja nur mit unanständigem Eifer sich vorgedrängt habe. Sein Pflichteifer und seine Tüchtigkeit machten die Regierung schon früh auf ihn aufmerksam, so daß sie den 24jährigen zum Mitglied des neu zusammengesetzten Gerichtshofes in Trient ernannte. In gewisser Hinsicht wurde er dadurch unangenehm betroffen, da er den Beruf des Advokaten dem des Richters vorzog, als welcher er von der ihm eigenen Gabe der Beredsamkeit weniger Gebrauch machen konnte, und er mußte sich durch die Auszeichnung, die in der Wahl lag, entschädigt halten. Der Erfolg, mit dem er verschiedene wichtige Untersuchungen leitete, trug ihm Belobigungen ein und veranlaßte den Kaiser, ihn im Jahre 1819 nach Venedig zu schicken, damit er den Prozeß gegen die Carbonari, der unter der Leitung der venezianischen Polizei keine Ergebnisse lieferte, übernehme. Er habe diesen Ruf nur ungern angenommen, sagte Salvotti später, der keine Beförderung bedeutet habe; doch dachte er, wie sich von selbst versteht, nicht daran sich ihm zu entziehen. In Venedig lernte er die

Baronesse Anna Fratnich kennen, die Tochter des Präsidenten des Appellationsgerichtes, eine Musik und Malerei mit Talent ausübende Dame, die auch literarische Interessen hatte, bewarb sich um sie und heiratete sie. Man kann nicht bezweifeln, daß er diesen Schritt aus Liebe tat, seine Neigungen waren nun einmal ersprießlich; vermutlich lag es in seiner auf das Emporkommen gerichteten Gemütsart, daß Bildung, feine Umgangsart, erlesene Einkleidung des Äußeren, kurz alle die Vorzüge, die Reichtum und hohe Gesellschaftsstellung gewähren, einen besonders anziehenden Eindruck auf ihn machten.

In der Kommission, die zur Führung der Carbonari-Prozesse eingesetzt war, und die aus fünf Mitgliedern bestand, war Salvotti, der Inquirent, der bedeutendste Jurist und der entschlossenste Charakter, die ausschlaggebende Persönlichkeit. Seine Ansicht war, daß die Carbonari gefährliche Feinde des österreichischen Staates wären und als solche, so wie auch als Verbrecher, streng bestraft werden müßten. Dieser Standpunkt war der für einen österreichischen Beamten natürliche und richtige und kann ihm auch von Italienern um so weniger verdacht werden, als sogar italienische Patrioten Gegner der Carboneria waren. Überhaupt war die Abneigung gegen Österreich noch keineswegs allgemein, und die Meinung, daß man es sich könnte gefallen lassen, wenn es nur Italien zu einem Reiche vereinigen und verfassungsgemäß regieren wollte, wurde von verschiedenen italienisch gesinnten Männern vertreten. Salvotti hatte nicht ganz Unrecht, wenn er den mailändischen Richtern die Nachlässigkeit, mit der sie den Prozeß Pellico-Maroncelli geführt hatten, vorwarf; sie steckten gern eine reichliche Bezahlung des Kaisers ein, meinte er, wahrten aber seine Interessen schlecht, um sich nicht unbeliebt zu machen. Hingegen war sein eifriges Bestreben, die Schuldigen zu überführen; und daß Pellico und Maroncelli schuldig waren, konnte er aus den vorliegenden Akten des bereits mehrere Monate hindurch in Mailand geführten Prozesses unschwer erkennen. Als Mittel, seinen Zweck zu erreichen, diente ihm sein Scharfblick, seine Kunst

Fragen zu stellen, die Verhandlungen zu leiten, seine Kenntnis der Menschen und geschickte Art, sie zu behandeln, seine Liebenswürdigkeit, die starke Wirkung, die von seiner Person ausging; nichts, was dem Gesetz oder auch nur dem moralischen Gefühl entgegen gewesen wäre. Daß er zuweilen die Angeklagten durch ein übermäßig lange dauerndes Verhör zu ermüden und zu verwirren suchte, war nicht nur damals üblich, sondern kommt auch jetzt vor.

Die Lage eines Inquirenten in den politischen Prozessen jener Zeit war schwierig; denn die Angeklagten hielten es nicht nur für erlaubt, sondern für ihre heiligste Pflicht, zu leugnen und zu schweigen, und einige wußten, daß sie wenigstens ihr Leben auf alle Fälle sicherten, wenn sie sich nur kein Zugeständnis entreißen ließen. Der Eifer eines tüchtigen Inquirenten wurde durch diesen Widerstand angespornt, und eine gewisse Gereiztheit gegen Personen, deren Schuld man genau kennt, und die darauf beharren, dem Augenschein zum Trotz, sie zu leugnen, wird man verständlich finden. In den Augen Salvottis, des gläubigen Katholiken und Untertanen, war den Schuldigen geradezu ein Dienst geleistet, wenn er sie dahin brachte, durch ein offenes Geständnis ihre Schuld zu vermindern.

Wo nun aber seine richterliche Pflicht nicht Strenge erforderte, zeigte sich Salvotti menschlich gegen die Angeklagten, insbesondere wenn er Sympathie für sie fühlte, wie das Pellico und Maroncelli gegenüber der Fall war. Er versorgte sie mit Büchern aus seiner reichhaltigen Bibliothek, er besuchte sie und plauderte mit ihnen über literarische Gegenstände, er befriedigte ihre billigen Wünsche, machte sich zu ihrem Seelsorger und unterstützte den bedürftigen Maroncelli mit Geld; ob er auch alle seine Gedichte und Novellen gelesen hat, ist nicht festzustellen. Seine Arbeitskraft muß außerordentlich gewesen sein und setzt um so mehr in Erstaunen, als er eben damals Bräutigam und junger Ehemann war und vermutlich gern etwas Muße für sein Glück erübrigte. Ebenso wundert man sich, wie gut er die Pflicht des Beamten mit dem Gefühl des Menschen

in Einklang zu bringen wußte, was freilich wohl daraus zu erklären ist, daß sein Gefühl von Natur nicht die Grenze überschritt, wo es mit jener aneinandergeraten wäre. Für manchen wäre es peinlich, qualvoll gewesen, mit liebenswerten jungen Männern freundschaftlich zu verkehren, an deren Todesurteil er gleichzeitig arbeitete; denn wenn er Pellico und Maroncelli auch der Gnade des Kaisers empfahl, so stellte er sie ihm doch als dem Gesetze nach den Tod verdienend vor. Bei seinem wahrhaft römischen Mangel an Sentimentalität scheint er unter diesem Bewußtsein nicht im mindesten gelitten zu haben. Ohne zu grübeln, fand er es natürlich, daß ein jeder die Folgen seiner Handlung trage, und daß, wer gegen das Gesetz verstoße, die Strafe leide, die eben durch das Gesetz vorgesehen sei. Die wärmste Zuneigung erregte nicht den Wunsch in ihm, dem Gesetz eine für den Verklagten günstige Auslegung zu geben, die bitterste Abneigung nicht, aus dem Gesetz eine besondere Härte zu Ungunsten des Schuldigen herauszuklauben: er hielt sich an den Buchstaben, freilich seinem Urteil einige Milderungsgründe hinzufügend, wenn der Betreffende sie in seinen Augen, namentlich durch Reue, Geständnis, Fügsamkeit verdient hatte.

War einem Angeklagten eine Verfehlung gegen das Gesetz nicht nachzuweisen, so stimmte er aus vollem Herzen für Freisprechung, einerlei, ob ihm derselbe als Gegner Österreichs bekannt war. „Gehen Sie ruhig nach Hause," sagte er zu Tullio Dandolo, „wir bestrafen die Gesinnungen ehrenhafter Leute nicht." Als sich die Zahl der Verdächtigten im Laufe der Prozesse ins Ungeheure vermehrte, bewog er den Kaiser, die ganze Sache niederzuschlagen, da es nur darauf ankomme, die einflußreichen Personen, die Verführer, unschädlich zu machen, nicht die Masse der Verführten zu bestrafen. Man sieht daraus, daß es ihm durchaus nicht Lust oder Bedürfnis war, dem Tode und den Gefängnissen neue Opfer zuzuführen; er wollte nur Österreich schützen und das herrschende Recht wahren, so gut wie er, wenn er Zollbeamter gewesen wäre, Bogen mit Zahlen gefüllt und die Schmuggler unerbittlich verfolgt hätte, oder als

Postbeamter nicht die kleinste Unvorschriftsmäßigkeit hätte durchgehen lassen, sehr zum Ärger und zur Plage des Publikums.

Es störte ihn nicht, wenn es so kam, daß einer, der nichts anderes verbrochen hatte, als einen Freund nicht anzuzeigen, von dem er wußte, daß er Carbonaro war, zu 15 Jahren schweren Kerkers verurteilt wurde, und ein anderer, der selbst Carbonaro war und geschworen hatte, die Fremden aus Italien zu vertreiben, etwa zu fünf, sofern dies nur dem Buchstaben des Gesetzes entsprach. Dies Sichneigen vor dem Buchstaben des Gesetzes entsprach dem Verstummen vor dem Dogma des gläubigen Katholiken, wie es die Tiroler zu sein pflegen, und kann sehr wohl mit scharfem Verstande verbunden sein.

Überblickt man die Reihe der ersten Vertreter des Kampfes gegen Österreich, so muß man zugeben, daß ein Richter nicht gerade Bewunderung, nur selten Sympathie für sie haben konnte; die meisten waren schwache Menschen, die höchstens Mitleid erregen konnten. Wenige fühlten die ganze Verantwortung ihres Tuns, wie es zum Beispiel Silvio Moretti tat, der den Grundsatz aussprach: Wenn man in eine Verschwörung eintritt, muß man bereit sein, für die Sache zu sterben, der man sich ergibt. Der natürliche Wunsch, das Leben zu retten, beherrschte viele übermäßig, und manche entfalteten Talent zu listigem Entschlüpfen durch Ausflüchte und Verstellung. In der Aristokratie, die in dieser ersten Periode des Risorgimento den namhaftesten Beitrag zu den Revolutionären lieferte, war ein Typus häufig, den man das vollkommenste Geschöpf unterhalb des Beginns geistiger Entwickelung nennen und homerischer Schönheit vergleichen könnte, wenn nicht die in Italien herrschende Verweichlichung diese Art entwertet hätte. Wenn solche Männer in die politische Bewegung hineingerieten, so waren sie meist durch Freunde dazu veranlaßt, wie denn die Freundschaft oder besser Genossenschaft, der genannten Kulturstufe entsprechend, eine bedeutende Rolle spielte.

Dahin gehörte unter vielen anderen Rainaldini von Brescia, eine Zeitlang Mitgefangener des Franzosen Alexandre Andryane,

der in seinen Denkwürdigkeiten ein anschauliches Bild von ihm entworfen hat. Rainaldini war unverheiratet, der Liebling seiner Mutter und seiner Schwester, mit denen er lebte, und die ihn zum Mittelpunkt ihrer verwöhnenden Sorgfalt machten. Seine Auffassung und seine Grundsätze des Lebens bestanden darin, daß er an den unbedingten Wert einer pünktlichen Einteilung des Tages glaubte und daran festhielt; er sah darin die Grundlage seiner bisherigen Glückseligkeit und war überzeugt, einzig damit die Schwere des Kerkers erträglich machen zu können. In der Freiheit war er des Morgens bei der Mutter gewesen, nach dem Frühstück auf dem Korso spazieren gegangen, gegen 3 Uhr hatte er eine Freundin besucht. Zehn Minuten vor 4 Uhr war er nach Hause gekommen, um pünktlich um 4 Uhr das Mittagessen einzunehmen, worauf er in das Theater und zwar in die Loge einer gewissen Komtesse gegangen war, die er verehrte. So war ihm das Leben durch Jahre vergangen und er wünschte nichts anderes, als in derselben Art, die ihm paradiesisch schien, weiterzuleben. Eines Tages hatten ihm Freunde von den eben ausgebrochenen Unruhen in Neapel und Piemont gesprochen und gesagt, daß es doch eine schöne Sache wäre, wenn man die Österreicher aus dem Lande jagen könnte; er, der als Beamter unter den Franzosen gedient habe, müsse sich dafür interessieren und an einer Versammlung teilnehmen, wo darüber beratschlagt werden sollte. Obgleich ihm der Vorschlag nicht gerade zusagte, ließ er sich doch bereden, weil es intime Freunde waren, die so sprachen, anstatt in das Theater und in die Loge der Gräfin, in die Versammlung zu gehen, die später die Ursache seines Unglücks wurde. Als die vielen Verhaftungen stattfanden, riet man ihm, zu fliehen; aber wie konnte er Mutter und Schwester und die Gräfin verlassen? seine Gewohnheiten aufgeben? Er blieb und wurde eines Abends im Theater verhaftet. Im Bewußtsein, ein stiller, unschädlicher Bürger zu sein, konnte er durchaus nicht begreifen, was man von ihm wollte und womit er eine solche Behandlung verdient hatte. Der enge Käfig, in den er gesperrt wurde, er-

schreckte ihn so, daß er die Fassung verlor, weinte, sein Ende vor sich sah und als es zum Verhör kam, gestand was er wußte, ohne daran zu denken, welche Folgen seine Aussagen für seine Freunde haben mußten. Dies war nicht Mangel an Ehrgefühl, sondern Mangel an Überblick seiner Lage, Ratlosigkeit und Fassungslosigkeit einem unvorhergesehenen Schicksalsschlage gegenüber, und es betrübte ihn aufrichtig, als er begriff, daß er andere ins Verderben gezogen hatte. Seine Herzlichkeit, seine unerschöpfliche Gefälligkeit, seine kindliche Offenheit gewannen ihm Sympathie, der die Einsicht, daß er nicht zum Helden geschaffen war, keinen Abbruch tat.

Dieselben Grundzüge finden sich in Bigoni und Antonio Villa wieder. Bigonis Interessen teilten sich zwischen die Bewirtschaftung seiner Güter und den Verkehr mit seiner Frau und seinen Kindern, die er zärtlich liebte. Er hatte, was er wünschte und begann jeden seiner gleichmäßig verlaufenden Tage mit einem Wonnegefühl über das angenehme Leben, das sich unendlich vor ihm ausbreitete. Auch ihn veranlaßte ein Freund, sich an den politischen Angelegenheiten zu beteiligen, indem er ihm von den großen Dingen sprach, die die Napolitaner und Piemontesen unternähmen, vom Joch der Fremdherrschaft und von nationaler Unabhängigkeit, und, da er sah, daß jener zögerte, ihn daran erinnerte, daß er, Bigoni, ihm seit dem vierten Lebensjahre, wo sie miteinander befreundet waren, niemals etwas abgeschlagen habe. Derselbe Freund, Graf Dossi, vermutlich nicht weniger schwach als die von ihm Verleiteten, verriet ihn vor Gericht und veranlaßte dadurch seine Verhaftung. Auch Bigoni konnte nicht begreifen, warum die österreichische Regierung ihm aus dem bißchen Schwatzen von Konföderation und Unabhängigkeit einen ernstlichen Vorwurf machte. In dem schrecklichen Augenblick, als die Polizisten kamen, um ihn wegzuführen, hatte er so viel Geistesgegenwart, es vor seiner Frau und seinen Kindern zu verbergen, im Gefängnis aber brach er zusammen, und man hörte in den benachbarten Zellen ein herzzerreißendes Weinen. Obgleich sein Freund ihn erst verführt

und dann ausgeliefert hatte, also zwiefach an seinem Unglück schuld war, hörte er nicht auf, ihn zu lieben, entschuldigte ihn vielmehr und bestätigte vor Gericht alles, was er über ihn ausgesagt hatte, um ihn nicht Lügen zu strafen. Auch ihn mußte man wegen der schönen Eigenschaften seines Herzens lieben. Er war etwa 40 Jahre alt, sonnenverbrannt, mit schwarzen, krausen Haaren und einem gewinnenden Ausdruck von Herzlichkeit im Gesicht.

Bei anderen gingen Schwäche und Selbstsucht so weit, daß sie den Richtern ihre Geständnisse förmlich aufdrängten, die Schuld von sich auf Kameraden abzuwälzen suchten und sich auf diese Angeberei als auf einen Titel zu milderer Behandlung beriefen. Ein solcher war Antonio Villa, der, begütert, genußsüchtig und oberflächlich, sich inmitten einer zärtlichen Familie des Lebens gefreut hatte. Auch er zog einen arglosen Freund, den Priester Don Marco Fortini, mit ins Verderben, dessen liebevolle Anhänglichkeit dadurch nicht vermindert wurde. Beim Anblick des Spielberges brach er in die laute Klage aus, er sei gewiß, daß er dort sterben werde, und wirklich, obwohl dem Augenschein nach der gesundeste und kräftigste von allen, groß, stark und blühend, welkte er rasch vom Jüngling zum Greise und starb wie eine Pflanze oder ein Tier, das man in ungünstiges Klima versetzt hat. Er hatte weder das Vermögen noch den Willen, die Entbehrungen und Qualen des Kerkers durch Anspannung des Geistes zu bekämpfen, so daß seine Gefährten in dem widerstandslosen Sichgehenlassen eine der Ursachen seines Todes sahen. Selbst dieser Mensch von verächtlichem Charakter hatte menschlich liebenswürdige Eigenschaften, die mit ihm aussöhnten.

Salvotti, der ernste Mann ohne Humor und Überlegenheit, hatte für viele Seiten des italienischen Nationalcharakters keinen Sinn: die Redseligen, die Spielenden, Mutwilligen, die im Anblick des Galgens noch einen Spaß auf der Zunge haben konnten, die Augenblickskinder mochten ihm kindisch und charakterlos vorkommen. Besser verstand er noch die Finsteren, Fanatischen,

mit denen er aber in diesem Falle, wo sie seine Gegner waren, heftig aneinander geriet.

Im Frühling des Jahres 1821 fand die verunglückte Erhebung in Piemont statt, und am Schlusse desselben Jahres wurde Graf Confalonieri, der Salvotti schon durch den Prozeß Maroncelli verdächtig geworden war, verhaftet. Da die in Mailand geführte Untersuchung ergebnislos blieb, dachte der Kaiser wiederum an Salvotti und vereinigte die Mailänder mit der Venezianer Kommission, worauf der nunmehr berühmte Inquirent nach Mailand übersiedelte und den neuen Prozeß in die Hand nahm. Aus allerlei Rücksichten wäre es begreiflich gewesen, wenn Salvotti sich dem Auftrage entzogen hätte: er wußte, daß die Kollegen in Mailand ihn ungern sahen, der ihnen gewissermaßen als beschämendes Muster zur Seite gestellt wurde, er war durch die Arbeit der vorigen Prozesse überanstrengt und hatte das Gefühl, daß er sich durch seine Tätigkeit unbeliebt machte; allein mindestens so sehr wie der Ehrgeiz bewog ihn zur Annahme Pflichtgefühl und der Stolz, vor Schwierigkeiten, namentlich vor Anfeindungen, die ihm ungerecht erscheinen mußten, nicht zurückzuschrecken. Irgendeine Abneigung gegen die Aufgabe selbst, die ihn in die Notwendigkeit versetzte, junge Männer, seine Landsleute, mit ihren Familien unglücklich zu machen, zum Teil zu vernichten, die kein gemeines Verbrechen begangen hatten, und denen er selbst nichts anderes vorwerfen konnte, als daß sie sich durch falschen Idealismus hatten hinreißen lassen, fühlte er nicht; dazu überwog in ihm zu sehr die Entrüstung über ihr Vorhaben, und fehlte ihm zu sehr jedes Verständnis dafür. Er glaubte so fest an die Unantastbarkeit des mächtigen Österreich, daß ihm diejenigen töricht und gewissenlos zugleich erschienen, die in einem Angriff darauf nicht nur sich selbst den Hals brechen wollten, sondern auch andere dazu verleiteten. So ging er mit einer Art von Begeisterung an die Sache, mit dem ungeduldigen Wunsche, die Verschwörung in ihren weitesten Verzweigungen aufzudecken, wozu noch nach seiner eigenen Aussage jener

„mächtige Antrieb“ kam, „den jeder Mann von einiger Energie in sich selbst findet“.

In dem neuen Prozeß fand er sich mehreren Persönlichkeiten gegenüber, die ihm mehr zu schaffen machten, als die in Venedig; da war Silvio Moretti von Brescia, einer der wenigen, die von Anfang bis zu Ende, auch dem Zeugnis von Freunden ins Gesicht, alles leugneten; da war der Franzose Andryane, der ebenfalls zu keinem Geständnis, noch weniger zu einer Äußerung der Reue zu bewegen war; da war der Graf Confalonieri, den man nicht mit Unrecht für einen Führer der revolutionären Bewegung hielt, dem, da er einmal angeklagt war, eine Schuld nachzuweisen fast notwendig war, und der doch seinen Standpunkt, juristisch unschuldig zu sein, nicht ohne Erfolg verfocht. Während Pellico und Maroncelli seine Schützlinge gewesen waren, war Confalonieri ein hochmütiger Gegner, in dessen Benehmen gegen ihn Salvotti vielleicht sogar die Verachtung des Aristokraten witterte. Ein Mensch, der sich in eine höhere Gesellschaftsklasse hinaufzuarbeiten strebt, ist gewöhnlich gegen Nichtachtung Höhergestellter empfindlich, und wenn man auch für wahr halten muß, was Salvotti in späterem Lebensalter erklärte, daß er gegen Confalonieri keinen persönlichen Haß gehabt habe, so würde eine gereizte Stimmung seinerseits gegen den Grafen durch die Umstände begreiflich gemacht sein. Ob er es bei diesem versuchte, ist unwahrscheinlich, den jungen Andryane aber bemühte er sich, wie Pellico und Maroncelli, durch eindringliche Vorstellungen und Begründungen aller Art zu freimütigem Bekennen zu veranlassen. Seine Gabe, gut und schön zu sprechen, legte ihm wohl das Predigen nahe; überhaupt scheint er, schon als Jüngling ernst und voller Grundsätze, einen pädagogischen Hang gehabt zu haben, und es ist bezeichnend, daß viele von den Angeklagten, die in seinem Alter oder nur wenig jünger als er waren, ihn wie einen viel älteren behandelten. Andryane beschreibt in seinen Denkwürdigkeiten, wie liebevoll und gütig in solchen Augenblicken der Ausdruck in Salvottis schönem Gesicht wurde, wie süß der Ton seiner

Stimme, so daß man an die Milde und Aufrichtigkeit seiner Gesinnung glauben mußte und sich der Verführung, die von ihm ausging, nur schwer entziehen konnte. Blieb aber Andryane ablehnend, so geriet der Inquirent in Zorn, seine Augen drohten, ein ironisches Lächeln, das dem unglücklichen Angeklagten satanisch erschien, spielte häufig um seinen Mund, und er gefiel sich darin, dem Widerspenstigen den Tod am Galgen auszumalen, der seiner warte.

Ich möchte nicht die Zuverlässigkeit der Darstellung Andryanes, wie verschiedene getan haben, anzweifeln; man kann die Tatsachen annehmen, die er berichtet, ohne dieselben Folgerungen wie er daraus zu ziehen. Ungeduld, Ärger, ja Wut mögen Salvotti zuweilen übermannt haben bei der verzweifelten Aufgabe, die man ihm und die er selbst sich gestellt hatte, ohne daß er deswegen böse und grausam gewesen sein muß. Es ist natürlich, daß Andryane denjenigen für seinen persönlichen Feind ansah, der ihn durchaus dazu bringen wollte, Geständnisse abzulegen, die ihm das Leben kosten konnten und, was schlimmer war, ihn seinen Gefährten gegenüber ehrlos erscheinen lassen mußten, aus welchem Schluß er weiter folgerte, daß die Herzlichkeit und das Mitgefühl, daß der Richter ihm zuweilen zeigte, heimtückische Verstellung wäre, mit dem Zweck, ihn zu verderben. Hätte Andryane gestanden und sich überhaupt den Ermahnungen Salvottis zugänglich gezeigt, würde dieser sich ihm dauernd menschlich erwiesen und ihn der Gnade des Kaisers empfohlen haben, das muß man aus seinem Verhalten gegen andere schließen.

Die Auffassung Salvottis als gehässigen Verfolger der Patrioten und grausamen Teufel überhaupt bildete sich hauptsächlich im Prozeß Confalonieri und wurden hierin durch das Buch Andryanes, das im Jahre 1837 erschien, befestigt. Indem man sie auf Grund vieler Zeugnisse und Dokumente widerlegt, drängt sich doch der Gedanke auf, das Gefühl der Abneigung oder Zuneigung, das ein Mensch erregt, sei irgendwie durch sein Wesen gerechtfertigt, und das Böse, Verderbliche, das viele,

wenn auch nicht alle, in Salvotti zu spüren glaubten, könne in ihm gewesen sein und die Grundlage des Hasses bilden, mit der man ihn beladen hat, obwohl es vielleicht nie in Handlungen zutage getreten sei, ja, ein besseres Bewußtsein oder die Klugheit ihm entgegengewirkt habe. Erregte das Verhältnis zu Menschen, deren Leben bis zu einem gewissen Grade in seiner Hand lag, die er demütigen, unterwerfen, zittern machen und wiederum trösten konnte, Gefühle der Lust, der Grausamkeit in ihm? Es spräche dafür kaum etwas anderes als sein ungleichmäßiges, erregtes Wesen während des Prozesses Confalonieri, das sich aber auch auf anderem Wege leicht erklären läßt, nämlich durch die Wirkung der Lage auf sein leidenschaftliches, sehr reizbares Temperament.

Schon das Übermaß der Arbeit, die er leistete, konnte ihn anstrengen. Oft benützte er die Nacht zum Schreiben, seine feine, klare Handschrift bedeckt eine ungeheure Menge von Bogen, die in den Archiven lagen. Er kannte die Dokumente, auf die sich die Anklagen gründeten — Briefe und andere Schriftstücke — genau; die Bedeutung keines Wortes, keines Buchstaben, keiner Linie, erzählt Andryane, sei ihm entgangen. In Augenblicken, wo er sich Ruhe gönnte oder nicht weiter konnte, kam ihm zum Bewußtsein, was eigentlich der Preis dieser verzehrenden Tätigkeit war. Seine Kollegen, denen er vom Kaiser oktroyiert war, liebten ihn nicht und arbeiteten ihm wohl gar heimlich entgegen. Einige von ihnen waren gutmütig, leicht gerührt und hatten ein freilich unfruchtbares Mitleiden mit ihren Landsleuten; andere hielten vielleicht die Revolution, die nur in der Absicht bestanden hatte, für so vieles Aufhebens und so vieler Opfer nicht wert und ließen Salvotti gern ihre Meinung merken, daß er etwas Unerhebliches aufbausche, um seine Verdienste bedeutender erscheinen zu lassen.

„Freund", schrieb er im November 1822 einem ihm nahestehenden Kollegen, „meine Lage ist doch sehr hart. Meine Pflicht zwingt mich, Vergehen ans Licht zu ziehen, deren Entdeckung schließlich allen mißfällt. Am Ende wird die öffent-

liche Verwünschung mein Lohn sein.“ Er suchte sich gegen die Vorwürfe, von denen er sich verfolgt fühlte, zu stärken, indem er sich und dem Freunde die uneigennützigen Gründe seiner Handlungsweise wiederholt: die treue Verehrung des Kaisers, den Wunsch, ihm gerade jetzt zu dienen, wo die Mehrzahl der Beamten sich gleichgültig, unzuverlässig erweist, und der Abscheu vor der Revolution. Aber diese Betrachtungen kamen nicht auf gegen die tiefe Niedergeschlagenheit und seltsame Entkräftung, die ihn befielen. „Ich komme nun in das 34. Jahr“, schrieb er im Mai 1823 dem Freunde, „und meine Stirn ist kahl, so daß ich meine Zuflucht zu einem mitleidigen Haarkünstler nehmen mußte, um die traurigen Spuren des Alters, das mir auf den Fersen ist, zu verdecken, und mein Rücken krümmt sich. Von meinem Gesicht ist die Farbe der Jugend verschwunden, die es einst belebte, und mein hoher Wuchs ist mit einem schmächtigen Körper verbunden, so daß ich in der Tat wenig geeignet scheine (und bin), die heiligen Pflichten der Ehe zu unterhalten.“ Im Anfang des Jahres 1824, als der Prozeß beendet war, schrieb er, augenscheinlich aufs äußerste ermüdet: „Nein, nein, mein Lieber, ich strebe nicht mehr nach Ehren, der einzige tiefe Wunsch, den ich fühle, ist der, weniger aufgeregt zu leben ... und an die ersten Freuden zu denken, als die Freundschaft und das jugendliche Feuer, das nun für immer erloschen ist, unsere Zusammenkünfte fröhlich machte.“ „Meine Seele ist dieser Widerwärtigkeiten satt“, heißt es in einem anderen Briefe, „und ich sehne mich nach Ruhe und stillerer Arbeit. Wenn ich bei mir an das Leben denke, das ich seit meiner Ankunft in Italien geführt habe, so fühle ich wirklich, daß ich nicht verdiene, von andern beneidet zu werden. Und das peinliche Gefühl einer beständigen Anspannung hat nun die verdrießliche und melancholische Stimmung in meinem Gemüte festwurzeln lassen, die mich in besseren Zeiten zuweilen beherrschte.“

Zuweilen äußerte er sich sehr absprechend über österreichische Dinge; es sei eine Höllenaufgabe (cosa infernale),

schreibt er, mit dem österreichischen Gesetzbuch Prozesse zu führen. Der Aufenthalt in Mailand wurde ihm unleidlich, da es ihm nicht entging, daß man es unter den Italienern für schmählich hielt, mit einem Tiroler zu verkehren. Es war demnach eine Befreiung für ihn, daß er als Mitglied des Senates nach Verona versetzt wurde.

Dort wurde ihm im Jahre 1825 die Ehre zuteil, vom Kaiser zu einem längeren Gespräch zugelassen zu werden. Er war freimütig genug, ihm bei dieser Gelegenheit auseinanderzusetzen, was er an der österreichischen Verwaltung in Italien für fehlerhaft, und was für Verbesserungen einzuführen er für tunlich hielt. Viel klüger und weitblickender als Franz I. erkannte er, daß die Härte, mit der die Patrioten behandelt wurden, sie in den Augen des Publikums zu Märtyrern machte und schließlich ihrer Sache weniger schadete als der österreichischen. Die Idee der Unabhängigkeit, sagte er infolgedessen zum Kaiser, könne nicht durch Strafen unterdrückt werden, sondern einzig dadurch, daß man die Grundursachen der Unzufriedenheit entferne oder ändere, nämlich das System der Verwaltung und des Rechtes, das der Eigenart der Italiener widerstrebe. Ein Wunsch, der Salvotti besonders am Herzen lag, war, die Öffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, die unter der französischen Herrschaft bestanden hatte, wieder eingeführt zu sehen. Seiner Meinung nach wögen die Nachteile derselben die Schäden des geheimen Verfahrens nicht auf, die darin beständen, daß dem Volke das Vertrauen genommen würde, und daß die Richter leicht Gegenstand der Verleumdung und des Verdachtes würden, ohne sich dagegen wehren zu können. Zeigt sich hier der Ursprung dieser Überzeugung deutlich als in Salvottis persönlichen Erfahrungen liegend, so kann man voraussetzen, daß auch das Bewußtsein, durch Beredsamkeit glänzen und Erfolge erzielen zu können, dazu beitrug, ihm den früheren Zustand vorzüglich erscheinen zu lassen.

Die Antwort des Kaisers auf seine mutigen und bescheidenen Vorstellungen: nein, jedes Zugeständnis sei gefährlich,

gebe er den Arm, würde man den ganzen Körper wollen, beraubte Salvotti jeder Aussicht, seine Wünsche verwirklicht zu sehen. Diese Abweisung rief keine Veränderung in seinem Verhalten hervor; er verriet keine Verstimmung und ließ keine Mißbilligung der Regierung laut werden. Von dem einmal beschrittenen Wege abzuweichen, lag nicht in seiner Natur; er war nicht, wie die Lateiner es ausdrückten, auf neue Dinge begierig, sondern spann sein Leben aus dem einen, unveränderlichen Mittelpunkte heraus, unzugänglich und verständnislos für viel Großes und Schönes, aber sich selbst treu. Sich der Schmach, mit der die öffentliche Meinung seinen Namen belud, zu entlasten, machte er keinen Versuch. Zu einer förmlichen Verteidigung hätte er die Erlaubnis des Kaisers einholen müssen; doch hätte er, wenn er das nicht wollte, manchen Vorwurf leicht auch ohne das entkräften können. Er besaß Briefe von Pellico, Maroncelli und anderen Prozessierten, die seiner Menschlichkeit ein Zeugnis ausstellten, und andererseits manche von denen in den Augen der Patrioten herabsetzen konnten, die sie im Gegensatz zu ihm als edle Dulder priesen; statt dessen zeigte er sie niemandem. Gleichgültig waren die Angriffe ihm nicht; aber haßerfüllten Anklägern gegenüber, die ihn in so wild gespaltenen Parteikämpfen, auch da, wo er augenscheinlich im Rechte war, nicht verstehen konnten und wollten, zog er es vor, zu schweigen. Sich heftig zu gebärden, war nicht in seiner Art; mit derselben Sicherheit und Stetigkeit wie er handelte, nahm er die Folgen seiner Handlungen auf sich. Mag es immerhin auch Stolz gewesen sein, daß er die Verleumdungen nicht zu bemerken schien, so ist auch das nicht unedel von einem, der nicht auf solcher Höhe stand, wo ihn die Menschen nichts mehr angehen. Sein Benehmen verstieß nie gegen den Geschmack; so drängte er sich auch nicht vor, obwohl ehrgeizig, und tat nie einen Schritt, um den Blick des Monarchen auf sich zu lenken, außer daß er im Kreise seiner Tätigkeit so viel wie möglich seine Pflicht erfüllte.

20 Jahre lang blieb er in Verona, ohne hervorgeholt und

ausgezeichnet zu werden, vielleicht weil es nicht im System des Kaisers lag, die wahrhaft tüchtigen und treuen Diener durch Belohnungen zu verwöhnen, oder — was freilich weniger wahrscheinlich ist — um die Italiener nicht zu reizen. Beim Regierungsantritt des Kaisers Ferdinand hatte es sogar den Anschein, als ob er absichtlich übergangen werde. Erst im Jahre 1846 wurde er nach Wien gerufen und beteiligte sich dort an den Arbeiten für ein neues Gesetzbuch, jedoch auch jetzt, ohne daß seine Laufbahn den Aufschwung genommen hätte, der seiner Ergebenheit, seiner Gelehrsamkeit und seinen Verdiensten entsprochen hätte. Indessen wurde er doch mit dem Namen Eichenkraft und Bindeburg baronisiert und nahm in sein Wappen eine vom Blitz getroffene Eiche auf. Ob das ein Symbol sein und bedeuten sollte, daß das Schicksal ihn treffen und verwunden, aber nicht beugen könne? oder daß auch das Hochaufragende und Feststehende vom Himmel herab bis ins Innerste könne verletzt werden?

Im Jahre 1837 starb seine Frau, ein schwerer Schlag für ihn, dessen ganzes Wesen sich zur Familie schickte. Er besaß diejenige Tüchtigkeit, die ein gutes Familienoberhaupt macht, wie ja auch die Hebung der Familie eine Haupttriebfeder seines Strebens gewesen war. Auf eine zweite Heirat verzichtete er, um seinen beiden Söhnen keine Stiefmutter zu geben, willens, sich ganz ihrer Erziehung zu widmen. Er tat das nach den Grundsätzen, an denen er sein eigenes Leben geregelt hatte, indem er ihnen Religiosität, Fleiß, Strebsamkeit zur Pflicht machte und ihnen als Ideal vorstellte, der Familie Ehre zu machen und sie an Vermögen und Stellung auf der von ihm erreichten Höhe zu erhalten; das Ideal des primitiven und konservativen Bürgers, dem die kleinen Zustände, aus denen er hervorgegangen ist, noch zu nahe liegen, als daß er sich und das Seinige schon ins Weite verschwenden möchte. Indessen der zweite Sohn, Scipio — der älteste war als Kind gestorben — glich dem Vater nicht; vielleicht artete er nach der Mutter und ihrer Familie, und war ihm gerade deshalb, mit seiner

Verschiedenheit, deren Ursprung ihm wohlbekannt und lieb war, und seinem Widerstreben besonders ans Herz gewachsen. Wie es zuweilen in diesen leidenschaftlichen Zeiten vorgekommen ist, trieb eben die Stellung des Vaters, dem in den Augen der italienischen Patrioten die Schmach des Verräters und Henkers anhaftete, den Sohn an, mit unbedingter Hingabe diesen Makel von seinem Namen zu tilgen. Seine Jugend fiel in eine Zeit, wo die Idee der Unabhängigkeit und Einheit Italiens nicht mehr das Hirngespinnst weniger überreizter Köpfe, wo sie bereits durch Überlieferung genährt und geheiligt war und anfing, den Strom der Zeit zu beherrschen; von seinem Standpunkte aus war der Vater der Verblendete, dem Zeitgeist Widerstrebende. Er war begabt, sehr gebildet und machte Gedichte; trotz des unheilbaren Zwiespaltes, bei dem er der Handelnde und gewiß der mehr Erbitterte war, scheint auch er dem Vater Anhänglichkeit bewahrt zu haben.

Schon im Jahre 1848 ermahnte Antonio seinen Sohn, sich nicht in die Politik einzumischen, wozu er noch zu jung sei; klug und liebevoll, um den Widerstrich nicht zu verschärfen, vermied er es, auf eine Begründung der Ansichten einzugehen. Die Vorstellungen fruchteten so wenig, daß Scipio, in die Prozesse der fünfziger Jahre verwickelt, als Verschwörer gegen die österreichische Monarchie zu zehnjähriger Festungshaft verurteilt wurde. Er verbüßte nur einen kleinen Teil davon in Theresienstadt unter weitaus erträglicheren Bedingungen, als in den berüchtigten Gefängnissen auf dem Spielberg geherrscht hatten zu der Zeit, als Salvotti Richter in Venedig und Mailand war. Er tat was er konnte, um das Los des gefangenen Sohnes durch Kleinigkeiten zu mildern; Schritte, um ihn durch seinen Einfluß ganz von der Strafe zu befreien, scheint er nicht getan zu haben. Es wäre freilich wenig folgerichtig gewesen; immerhin gibt es viele Menschen, die es in der Ordnung finden, daß das Schicksal ihretwegen eine Ausnahme macht, und sich beklagen, wenn sie mit gleichem Maße wie andere gemessen werden. So war Salvotti nicht; wie den Haß und die Ver-

leumdung, so ertrug er auch das Unglück, das sein Sohn über ihn brachte, mit wohltuendem Anstand. Ein Mitgefangener des jungen Scipio erzählt, daß dessen Vater ihn bat, die Geburt einer Erzherzogin, die damals stattgefunden hatte, durch ein Gedicht zu feiern, was ihm vielleicht die Freiheit eintragen würde. In den Augen des Sohnes war das allerdings eine Zumutung, die seiner Ehre zunahe trat; Antonios Anhänglichkeit an das Kaiserhaus war unerschütterlich, und seine Beurteilung der italienischen Erhebung derart, daß er in einem Ausdruck der Reue und Bitte um Verzeihung keine Erniedrigung gesehen hätte.

Die üble Nachrede, die allen Schritten Salvottis folgte, verbreitete das Gerücht, als habe er über die Verurteilung des Sohnes sich gefreut, sie womöglich herbeigeführt, während er im Gegenteil den Abtrünnigen immer wieder mit Liebe an sich heranzuziehen suchte. Einer seiner Kollegen brach mit seinem Sohne, an dem er den gleichen Abfall erlebte; dazu wäre Salvotti zu gefühlvoll, wenn nicht zu gerecht gewesen. Man sieht auch hier wieder, daß scharfe Konflikte mit lauten Katastrophen in seinem Leben nicht statthatten, weil ein ihm innewohnendes Grundgefühl von Pflicht, Ordnung und Maß fortwährend sein Handeln regelte.

Wie wenig er ein Streber im gemeinen Sinne war, beweist der merkwürdige Umstand, daß er zu einer Zeit, wo seine Verdienste um die Gesetzesreform in Österreich ihm Anwartschaft auf große Auszeichnungen gaben, für die Rechte Ungarns gegen die Regierung in die Schranken trat. Da es ihm fern lag, sich für den Unabhängigkeitsgedanken an sich zu begeistern, muß man annehmen, daß er von dem rechtlichen Grunde der ungarischen Ansprüche überzeugt war und, wie er immer zu tun pflegte, sich unentwegt an das Recht hielt, ohne die Folgen zu berücksichtigen. Für die italienische Erhebung hatte er keine Sympathie und keinen Glauben an ihren dauernden Erfolg, weil sie revolutionär war, während er vielleicht mit seinem historischen Sinn die alten Freiheiten und Rechte achtete, auf

die die Ungarn sich stützten. Bald danach zog er sich vom Staatsdienste zurück, um seine letzten Lebensjahre in seiner Heimat, Mori, zuzubringen.

Kurze Zeit vor seinem Tode mahnte ihn ein Freund zu seiner Selbstverteidigung die Geschichte seiner Beteiligung an den politischen Angelegenheiten Italiens niederzuschreiben. Er tat es, augenscheinlich froh, sich einem wohlwollenden Menschen gegenüber aussprechen zu können, aber durchaus ohne von der ruhigen Sachlichkeit abzuweichen, die ihm eigentümlich war, und die nicht der Ausdruck eines von Parteihaß, rücksichtslosem Ehrgeiz oder anderen bösen Leidenschaften getrübten Bewußtseins ist. Die außerordentliche Liebe und Verehrung, die ihm von allen Seiten entgegengebracht wurde, konnte ihm allerdings den in seinem Rücken wirkenden Haß schätzen, fast vergessen machen.

Nicht nur im engen Freundeskreise wurde er geschätzt, lern auch Fernstehende veranlaßte der Ruf seiner Güte, ı in aller Art Bedrängnissen an ihn zu wenden. Die Fabeln n seiner Wildheit und Grausamkeit scheinen so wenig vereitet gewesen zu sein, daß sogar Patrioten gerade von ihm ſilderung ihrer Schicksale erhofften und erlangten. Zu Geldnterstützungen war er besonders bereit und leistete solche oft n großartigem Maße, wie denn überhaupt sein Ehrgeiz wohl auf Ansehen, Stellung und Namen, aber nicht gerade auf Ansammeln von Reichtümern gerichtet war. So viel zu haben, daß er unabhängig war und noch abgeben konnte, daran war er freilich gewöhnt und hätte es schlecht entbehren können; augenscheinlich nahm er gern eine patriarchalische Stellung unter mehr oder minder Verpflichteten ein, und zwar mit Zartgefühl und Geschmack, so daß kaum etwas davon in die Öffentlichkeit drang.

Unter den deutschen Rechtslehrern, Savigny an der Spitze, genoß er ein bedeutendes Ansehen. Bei einem Besuch in Deutschland im Jahre 1847 sah er die Bettine wieder, der er als Jüngling, ganz in seine Studien vertieft, so wenig Beachtung

geschenkt hatte. Mit naiver Eitelkeit schildert er in einem ausführlichen Briefe die Freude, mit der sie, ihre Töchter und die Familie Savigny, ihn bei sich empfingen, wie sie ihn auszeichneten, und namentlich wie wohl erhalten, seinem Jugendbilde noch ganz ähnlich, sie ihn aussehend fanden. Von den extravaganten Ideen der Bettine spricht er ohne Kritik; es läßt sich aber ohne weiteres denken, daß er bei näherem Verkehr kaum zu ihren Verehrern gezählt haben würde.

Man kann einen wenn auch nur teilweise zutreffenden Vergleich ziehen zwischen Antonio Salvotti und Octavio Piccolomini, insofern als Salvotti wie dieser mit einem Eifer, der manchem übertrieben vorkommen mag, dem Hause Österreich anhing, der Sache der Ordnung, des pedantischen Druckes, der Engherzigkeit gegenüber einem genialen Empörer — den italienischen Patrioten — der die Herzen an sich zieht und in gewissem Sinne jenseits von Recht und Unrecht steht. Wie uns Piccolomini schuldiger als der Schuldige, verräterischer als der Verräter scheint, so sahen viele den für unauslöschlich befleckt an, der seine Landsleute der rächenden Strafe des fremden Herrscherhauses zuführte. Auch der Sohn fehlt nicht, der sich der vom Vater als Empörung verabscheuten, unserem Gefühl sympathischen Sache zuwandte, seine sorgende Liebe zurückstoßend. Auch Salvotti stieg durch den Fall derer, die eben er selbst zu Falle brachte; doch so wenig wie Piccolomini kann ihm nachgewiesen werden, daß diese Aussicht der Zweck seines Handelns war.

Wie bemerkt worden ist, daß Octavio Piccolomini der Held einer Tragödie sein könnte, so gut wie Wallenstein, so gilt dasselbe von Antonio Salvotti; nur daß die Tragik seines Lebens ihm selbst vielleicht wenig zum Bewußtsein kam. Er litt wohl unter der Haltung seines Sohnes und unter dem Siege der Sache, die er nicht für die gute, rechtmäßige hielt; aber es quälte ihn nie ein Zweifel, ob er andere Wege hätte gehen sollen, geschweige denn ein Wunsch, das zu tun. Man stellt sich wohl vor, daß es ihn oft zwang, an jene Unglücklichen

zu denken, die durch seine Vermittelung auf den Spielberg gekommen waren und dort das Leben, oder was das Leben wert macht, eingebüßt hatten, daß der Jubel des befreiten Italiens ihm, der keinen Teil daran hatte, drohend ins Herz schnitt. So scheint es aber nicht gewesen zu sein. In seinen Augen waren alle jene Freiheitskämpfer, sein Sohn mit inbegriffen, Revolutionäre gewesen, die Strafe verdienten, und deren Sache nie gesiegt hätte, wenn alle Diener des Hauses Österreich treu und furchtlos wie er gewesen wären. Ob er es nun aber empfand oder nicht, etwas Tragisches liegt über dem schönen, melancholischen, in sich gekehrten Manne, den die Geburt zum Angehörigen zweier Nationen machte, die zu seiner Blütezeit sich tödlich bekämpften. Er wählte die Macht, die damals den Göttern gefiel und nicht der Muse; so war ihm diese feind und verstieß ihn zu den Schatten. Mehr noch als gehaßt war er unbekannt; nur seine Gegner berichteten von seinen Taten, deren der eigene Sohn sich schämte; die österreichischen Herren entlohnten ihn mit Orden und ehrenvollen Aufträgen und fanden es übrigens nicht nötig, Aufhebens von seinem treuen Dienen zu machen; er selbst schwieg.

Wonach er von Jugend auf am bestimmtesten gestrebt hatte, seine Familie zu heben und den Titel eines gelehrten Juristen und eines treuen Staatsdieners zu erwerben, das hatte er erreicht; inwieweit er im Laufe des Lebens inne wurde oder ahnte, daß es Begehrenswerteres geben könne, darüber haben seine Aufzeichnungen, soweit sie bis jetzt bekannt geworden sind, nichts verraten.

SALVOTTI sagte in späteren Jahren, er habe nicht geahnt, wie qualvoll das Leben der Verurteilten auf dem Spielberg sich gestalten würde, gleichsam um jeden Vorwurf von sich abzuwälzen, der seinem Herzen gemacht werden könnte; es bleibt also als die verantwortliche Person der Kaiser, der das Los der Gefangenen regelte. Auch Kaiser Franz pflegte, wenn Verwandte der Eingekerkerten ihn um Gnade für dieselben, wenigstens um Milderung ihres Geschickes anflehten, und er sie abschlägig beschied, die Verantwortung von sich abzulehnen, indem er sie auf die Gesetze schob, was freilich, da alles, was Bezug auf die italienischen Rebellen hatte, einzig von seinem Willen abhing, eine leicht zu durchschauende Redensart war. Er tat das hauptsächlich, um von dem kummervollen Bittsteller zugleich noch bewundert zu werden, daß er, der Hochgestellte, sich den Gesetzen unterordnete; auch lag ihm offenbar daran, für milde zu gelten, obgleich man nicht sagen kann, er habe den Schein der Güte erheucheln wollen, wie es wohl von Natur Bösartige tun. Er war so aufrichtig überzeugt von seinem unumschränkten Herrscherrecht und seiner Tauglichkeit zu dieser Stellung, daß er sich für gnädig hielt, wenn er nicht den geringsten Widerstand mit den schärfsten Strafen heimsuchte, und führte seine Güte gewohnheitsmäßig im Munde, wie das überhaupt die Art der anspruchsvollsten und unverträglichsten Menschen ist.

Die Beinamen, welche die Geschichte verleiht, entstehen aus einem Gefühl für die Persönlichkeit, und von einem, der nach 100 Jahren noch allgemein den Titel des Großen führt, kann man annehmen, daß er als Persönlichkeit hervorragte, wenn er auch nicht allen Begriffen von Größe, die Menschen sich bilden, genügte. Niemand ist jemals darauf gekommen, dem Kaiser Franz den Beinamen des Guten zu verleihen; aber auch das ist merkwürdig genug, daß er zu seinen Lebzeiten und darüber hinaus der gute Kaiser Franz genannt wurde, ohne daß

er, von wahrer Güte zu schweigen, auch nur die Gutmütigkeit des gesunden Magens besessen hätte, die sich mit Selbstsucht und Gleichgültigkeit gegen andere durchaus verträgt. Nicht nur das Volk, das nach einem leicht täuschenden Scheine urteilt, sondern auch die Umgebung des Kaisers, die höchsten Beamten des Reiches, führten seine Milde (italienisch clemenza) so geläufig, häufig und ernstlich wie ein weltbekanntes Zitat an, daß man an ihrem guten Glauben nicht zweifeln kann. Es läßt sich denken, daß seine kleinbürgerliche Erscheinung und die kleinbürgerliche Auffassung seines Amtes die Legende entstehen ließ, in dem man in volksmäßiger Weise gut und simpel, niedrig, gewöhnlich verwechselte. Wie sich das Geschlecht der Habsburger von jeher durch häusliche Tugenden auszeichnete, so war auch Franz I. nicht sowohl Kaiser als Hausvater im deutsch-kleinbürgerlichen Sinne, und gab das Beispiel eines patriarchalischen Regimentes, wie es dem germanischen Gefühl entspricht. Indem er die patriarchalische Regierungsweise zur Vollkommenheit führte, erwies er sich dem Gefühl eines großen Teiles des deutschen Volkes als kongenial, woraus es verständlich wird, daß er sich ihm so tief und vollkommen einprägen konnte. Für ihn war der Staat ein Erbgut, die Nation eine erweiterte Familie, über die er unbeschränktes Recht besaß, und für deren Wohl er nach seiner beschränkten Auffassung zu sorgen hatte. Man konnte ihn also füglich einen Vater seines Volkes nennen, wobei es denen, die an diesem Verhältnis etwas Rührendes fanden, nichts verschlug, daß der Hausvater ein Haustyrann war, eine Rolle, die auch auf der Bühne meist im Schlafrock, Käppchen und Pantoffeln gespielt wird, da das eigentliche Ziel dieser Menschen neben der förmlichen und möglichst weithin sichtbaren Anerkennung ihres Herrenrechtes ihre ungestörte Bequemlichkeit ist. Es kamen auch Fälle vor, wo der Kaiser sich als gnadenspendend erwies, nämlich wenn er unbedingter Unterwerfung begegnete; stieß er dagegen auf Widerstand, so war er unerbittlich, grausam und rachsüchtig. Alles dies war er

aber nicht in der Weise der berüchtigten Despoten, die die Geschichte aufzählt, und mit denen er keine Verwandtschaft hat: an ihm ist das Wesentliche, das jeden Zug seines Charakters und jede seiner Handlungen kennzeichnet, die Kleinlichkeit. Sie machte die abstoßenden wie die etwa in Frage kommenden löblichen Seiten seines Wesens gleichdürftig und würde der Betrachtung seiner Person jeden Reiz nehmen, wenn sie ihn nicht durch ihre vollendete Ausprägung zum Typus und in Verbindung mit der hohen und beherrschenden Stellung, die er einnahm, zu einer immerhin eigenartigen Erscheinung machte.

Franz war das zweite von 16 Kindern, die eine spanische Prinzessin dem bei der Hochzeit 18jährigen Habsburger Leopold gebar. Die ausführlichen Berichte seines Erziehers, des Grafen Colloredo, malen uns das Bild eines in auffallender Weise mehr mit negativen als mit positiven Eigenschaften begabten Kindes. Franz wird als träge, feige, geizig, schadenfroh, mißtrauisch, argwöhnisch, unaufrichtig, hinterhältisch, hartherzig, gleichgültig geschildert. Keine der typisch kindlichen Eigenschaften, als Zutraulichkeit, Versöhnlichkeit, Liebesbedürfnis, Begeisterungsfähigkeit, kurz die leichte Erregbarkeit des Herzens, macht uns den Knaben vertraulich; nichts verrät sein zartes Alter als etwa die Scheu vor ernster und andauernder Arbeit und die Vorliebe für Tändeleien und Possen. Er zeigte kein Mitleid mit Armen und Unglücklichen, er gab ungern Almosen; auf eine Ermahnung Colloredos, es stehe den Hochgestellten gut, bei Bestrafungen die Milde der Strenge vorzuziehen, gab er eine ausweichende Antwort; er war lieblos im Urteil über andere, bescheiden nur denen gegenüber, die er zu fürchten hatte. Besonders fiel an ihm die Gabe der Verstellung auf, die er ausübte, um sich in wohlgefälliges Licht zu setzen.

An dem heranwachsenden Jüngling tadelte sein Oheim, Kaiser Josef II., dieselben Charaktereigenschaften; er sei voll Dünkel und Eigenliebe, ein Sonderling, der, ohne etwas zu sein, sich in allem auszeichnen wolle; er habe zu nichts Lust und Freude, müsse zu allem angeleitet und getrieben werden, brauche

einen Herrn mit einem Stock in der Faust, es sei keine Seele in der Maschine. Den ideal veranlagten Herrscher mit seinen hochfliegenden Plänen, seiner Strenge gegen sich selbst, seinem edlen Begriff von den mit der höheren Stellung zunehmenden Verpflichtungen stieß besonders die Passivität, Kälte und Gleichgültigkeit des zum Throne berufenen Prinzen ab, der um nichts als um sein eigenes Wohl besorgt war. Sein Wesen war ohne Schwung, er trachtete nicht nach großen Dingen; schon den Grafen Colloredo hatte er durch seine „niederen Einfälle" überrascht, indem er sich ein Tagewerker zu sein wünschte, ohne aber seinen Anspruch auf maßlose persönliche Verehrung aufzugeben.

Eine so außerordentliche Verkümmerung aller Seelenvermögen ist selten; die Gefühlsseite lag bei Franz vollständig brach, wenn man nicht einen gewissen Familiensinn dafür ansehen will; seine geistige Begabung war passiver Art und bestand hauptsächlich in einem guten Gedächtnis. Anstatt dessen besaß er Fingerfertigkeit und beschäftigte sich gern mit Handarbeiten, spielte auch mit Vorliebe die Geige, ohne Gehör zu haben. Nimmt man dazu, daß er von Kunst und Poesie weder etwas verstand, noch sich darum bekümmerte, und daß er nach der Schilderung seines Onkels „grob in seinen Ausdrücken, bellend in seiner Stimme" war, so hat man das Bild eines an Geist, Gemüt und Sinnen gleich Unentwickelten und sieht einen Menschen auf dem ersten Throne Europas triumphieren, der sich vielleicht in keinem anderen Amte oder Berufe hätte halten können. Mit einer gewissen Ausgiebigkeit entwickelt war nur seine Willensseite, und eben das machte seine Persönlichkeit, die sonst vielleicht nur belanglos gewesen wäre, wahrhaft schadenstiftend. Er hatte keinen Drang nach Größe, keinen erhobenen Ehrgeiz, kein schwindelndes Streben, weder Tatkraft noch Entschlossenheit, aber einen zähen und dauerhaften Trieb sich durchzusetzen und alles unter sich zu sehen, Eigensinn, Hartnäckigkeit und Betriebsamkeit, womit der Seelenlose, ein grausiger Widerspruch, sich zur Seele des Regiments machte.

Wie oft beschränkte Menschen, war er zugleich unselbständig und unbeeinflußbar, und eine Epoche kann nicht merklicher die Spur eines großen Monarchen tragen, als auf dem Zeitalter Franz des Ersten in seinem Reich und darüber hinaus das öde Gepräge seiner Gefühl- und Geistlosigkeit lastet.

Vielleicht wäre es möglich gewesen, dem Kaiser begreiflich zu machen, wie man die Italiener behandeln müsse, um sie zu gewinnen; aber zu solchen Maßregeln der Klugheit, wenn nicht des Wohlwollens, hätte er sich nicht herbeigelassen, weil er ein Eingehen auf die Eigentümlichkeiten seiner Untertanen für unvereinbar mit seiner Majestät gehalten hätte. Es gibt kaum ein Volk, das leichter als das italienische verführbar ist durch einnehmendes Wesen, durch imponierendes Auftreten, durch Berücksichtigung seiner Liebhabereien, ja durch Schmeichelei. Franz I. besaß allerdings Vorzüge der Erscheinung und des Benehmens nicht, durch die er hätte bestechen können; die Eigenart eines spießbürgerlichen deutschen Hausvaters war für Italiener etwas ebenso Unverständliches wie Unsympathisches. Die Länge seines Gesichtes, die sie öfters mit einem bestimmten Abscheu erwähnen, verkörperte ihnen die Langsamkeit, Langweiligkeit, Schwunglosigkeit und Genielosigkeit, die sie überhaupt für Kennzeichen deutschen Wesens zu halten geneigt sind. Wer als Bittender vor ihn hintrat, gab diesem langen, ausdruckslosen Gesichte gegenüber die Hoffnung auf, ihn durch Gründe des Verstandes oder Gefühls umzustimmen.

Verhängnisvoll für das Ansehen Österreichs in Italien war die Bildungsfeindlichkeit Franzens, die er bei jeder Gelegenheit mit selbstgefälligem Nachdruck als Grundsatz aussprach, wie er denn an den edelsten Kulturstätten und Kunstdenkmälern mit nachdrücklicher Gleichgültigkeit vorüberging, betonend, daß es ihm darauf ankomme, gehorsame, nicht gebildete und gelehrte Untertanen zu haben. Obwohl der Italiener weit weniger Wert auf Gelehrsamkeit legt als der Deutsche und den Deutschen der Ruhm, das Volk der Denker zu sein, neidlos und nicht ohne Ironie stets überlassen hat, da er im Grunde seine

schnellere Auffassungsgabe, seinen Scharfblick und Witz für vorzüglicher hält, so empört ihn doch die offen ausgesprochene Absicht der Unterdrückung geistigen Lebens bei seiner natürlichen Aufgeweckтheit und seinem Stolze mehr, und der Barbar, der seine alte Kultur nicht nur nicht kennt und ehrt, sondern roh angreift, macht sich doppelt verhaßt und verachtet. Die Abneigung, die sich gleich bei seiner Besitzergreifung der italienischen Provinzen regte, erbitterte den Kaiser, und er begann seine italienischen Untertanen als entartete, besonders scharfer Zucht bedürftiger Kinder zu betrachten. Fanden sich in dem Lande der Gegensätze auch zahlreiche Spione, die ihre Landsleute belauerten, verklagten und verleumdeten, so war doch andrerseits das ausgebildete Polizeisystem, dessen Franz sich zur Durchführung des patriarchalischen Regimentes bediente, den Italienern besonders unleidlich. Sie setzen nämlich polizeilichen Vorschriften eine kindliche Art von Empfindlichkeit entgegen, als seien dieselben da, um sie zu ärgern und die Pflicht des Gehorchens fühlen zu lassen, und erwidern Einmischung der Regierung in ihre privaten Angelegenheiten durch persönliche Feindschaft, so daß der ganz persönliche Charakter von Mißtrauen und Heimtücke der Kaiser Franzschen Herrschaft notwendig Haß und Rachsucht erzeugen mußte. Von den reichen Aristokraten, die fürstlich auf ihren Gütern schalteten, waren zwar viele zu heuchlerischer und schmeichlerischer Unterwürfigkeit bereit, ebensoviele aber wurden durch die persönliche Bevormundung zu äußerster Entfaltung ihres souveränen Stolzes gereizt. Nichts aber reizte Franzens Empfindlichkeit und Rachsucht mehr als fremder Glanz und Stolz, der ihn verdunkelte und mißachtete. Er hatte nicht nur das bequeme Vorurteil, infolge seiner Geburt vor Gott und Menschen als unfehlbarer Herrscher dazustehen; er wollte für den weisesten, tüchtigsten, überhaupt für den vortrefflichsten Menschen gelten und als solcher bewundert werden. Die Bescheidenheit, die er in der Kleidung und im Auftreten zur Schau trug, war im Grunde nur die Eitelkeit und der Hochmut desjenigen, der, um

jedermann zu imponieren, der äußeren Mittel entraten zu können glaubt. Im Umgange mit den Italienern mag ihn das beständige Mißtrauen, ob ihm die allgemeine Überlegenheit auch zugestanden werde, unliebenswürdig und empfindlich gemacht haben.

Diejenigen, die sich durch Tat oder Gesinnung an einer Revolution beteiligten, waren in seinen Augen nicht Feinde der österreichischen Herrschaft, der Regierung, sondern gottlose Menschen, die er zu strafen und zu bessern, nämlich ihm gegenüber demütig zu machen hatte. Es lag ihm wenig daran, sie unschädlich zu machen und auch nicht nur daran, über sie zu triumphieren und sich an ihnen zu rächen, sondern er gab sich persönlich Mühe, was an Selbständigkeit des Geistes in ihnen war, auszurotten; gelang ihm das, so war er nicht abgeneigt, für das entwürdigte Opfer etwas zu tun.

Der gesetzlose Charakter des Tribunals, vor welchem die des Carbonarismus oder des Hochverrats Verdächtigen abgeurteilt wurden, ließen sich allenfalls durch das autokratische System oder durch den unruhigen Zustand Italiens — wenn auch in der Lombardei nichts Tatsächliches vorgefallen war — rechtfertigen; aber der Richter und Stellvertreter des Kaiser, Salvotti, erklärte ihn denen, die sich darüber beklagten, nicht damit, sondern als dem Sinne des patriarchalischen Regimentes entsprechend: der Kaiser wolle die Verfehlungen seiner Untertanen nicht nach der Strenge des Gesetzes beurteilt wissen, sondern ihnen gewissermaßen im Familienkreise ihr Unrecht vorhalten und ihnen Gelegenheit geben, sich reumütig zu zeigen, damit er Milde könne walten lassen. Was bei der Härte der Strafen und der Behandlung im allgemeinen leicht als Hohn aufgefaßt werden konnte, war sicherlich des Kaisers wirkliche Meinung.

Wenn der Geistliche, den er auf den Spielberg schickte, lehrte, der Untertan müsse den Befehlen des Kaisers selbst dann gehorchen, wenn sie mit den Befehlen Gottes in offenbarem Widerspruch ständen, so läßt sich denken, daß der Kaiser dieselbe Überzeugung hatte, daß er Unterwürfigkeit unter seinen

Willen als die allumfassende Tugend, Widersetzlichkeit als das allumfassende Laster, das Kardinalverbrechen betrachtete und das eine nach Belieben zu belohnen, das andere nach Gutdünken zu bestrafen sich berechtigt hielt. Auch nachdem die Verurteilten auf dem Spielberg sich befanden und man hätte meinen können, die Ausführung des Urteils nähme nun seinen vorgeschriebenen Verlauf, lag dieselbe mit allen Einzelheiten in dem einzigen Willen des Kaisers, so daß die Beamten, die eigentlich in Betracht gekommen wären, für alles was die Italiener anging, seine Befehle einholen mußten. Freiwillig, offenbar mit Behagen, nahm Franz die gemiedene Rolle des Kerkermeisters auf sich. Das Temperament Peters des Großen, der allenfalls einen Rebellen mit eigener Hand zu Tode peitschte, hatte er nicht; als Pellico und seine Genossen, eben befreit, im Wagen durch Schönbrunn geführt wurden, achteten ihre Begleiter darauf, daß sie dem Kaiser nicht begegneten, damit der Anblick ihres körperlichen Verfalls ihn nicht betrübe.

Die Scheu vor anstrengender Arbeit und die Lust am Tändeln, die an dem Kinde schon unverhältnismäßig hervorgetreten war, hatte der Mann nicht abgestreift. Während die berechnende Kälte dem Knaben etwas Greisenhaftes verliehen hatte, gab der Hang zu nichtiger Zeitvergeudung dem Alternden etwas Kindisches. Er verstand es, sich das Ansehen unermüdlichen Fleißes zu geben, indem er die Regierungstätigkeit in unwesentliche, spielerische Beschäftigungen zerlegte: so erteilte er massenweise Audienzen, ließ sich die Auskünfte von Polizisten und Spionen vorlegen und stöberte mit Behagen in privaten Angelegenheiten herum. Seine Sucht, sich mit aller Art Kleinigkeiten selbst zu befassen, würde ihm im privaten Leben den Namen eines Topfguckers eingetragen haben. Auch damit hängt sein abstoßendes System, die Staatsverbrecher selbst zu überwachen, zusammen. Mit der pedantischen Sorgfalt eines kleinen Beamten organisierte der Kaiser die Qualen seiner Opfer, wobei das Vergnügen sich bei müheloser Geschäftigkeit wichtig vorzukommen,

etwa noch durch das schulmeisterliche Bewußtsein zu strafen und unerbittlich zu sein vermehrt wurde. Er besaß einen Grundriß der Festung, worauf er sehen konnte, welche Zelle ein jeder bewohnte, durch welche Zelle und an welchem Gang er vorüber kam, wenn er auf die Terrasse geführt wurde, aus welchem Fenster er sehen konnte. Er wußte, was und zu welcher Zeit ein jeder aß, womit er beschäftigt war, was er las, wie sein Puls ging und sein Herz schlug, kurz, er konnte Tag um Tag und Jahr um Jahr die langsam dem Tode zuführenden Marter eines jeden in seinem Kabinett verfolgen. Was irgendeine Quelle des Trostes für die Unglücklichen bilden konnte, entzog er ihnen, wie er denn dicht vor den Fenstern eine Mauer aufführen ließ, um ihnen den Ausblick in die schöne fruchtbare Ebene, aus der der Spielberg aufragt, abzuschneiden. Die Aufmerksamkeit, die er dem Schicksal eines jeden einzelnen widmete, hing auch mit seiner Neugierde, seiner Lust am Klatsch, seinem Hang die Zeit mit überflüssigen Geschäften persönlicher Natur zu vertrödeln, zusammen. Wie dem kannegießernden Deutschen seine Pfeife desto besser schmeckt, je haarsträubender die Greuel sind, von denen seine Zeitung berichtet, so steigerte er das Bewußtsein seines eigenen behaglichen Zustandes, wenn er die im fernen Kerker Begrabenen neuen Quälereien aussetzen konnte. Als er ihnen die Bücher wegnahm, in deren Genuß sie ohne sein Wissen eine Zeitlang gewesen waren, begründete er diese Maßregel, durch die sie so schrecklich betroffen wurden, damit, daß gerade die frevelhafte Üppigkeit des Geistes, mit der sie gesündigt hätten, an ihnen bestraft werden solle. Wie viele Menschen, die sich infolge von Denkfaulheit oder geistiger Beschränktheit die Bildung nicht erworben haben, die ihrem Stande entspräche, haßte er die Wissenschaft und suchte sie im Vergleich zum Glauben herabzusetzen und verächtlich zu machen. Auf inständiges, immer wiederholtes Bitten wurden den Gefangenen neue Bücher religiösen Inhalts gestattet, aber nicht solche, die auch dem Geiste irgendeine bescheidene Anregung gewährt hätten, sondern kindische Gebetbücher.

Um sich den Folgen der erzwungenen Untätigkeit zu entziehen, die langsam die Seele ersticken zu wollen schien, ersuchten die Italiener um die Erlaubnis, sich irgendwie zu beschäftigen, und die Aussicht Holz spalten oder sägen, ein Handwerk betreiben zu dürfen, hatte etwas so Belebendes, daß sie die Antwort des Kaisers mit Ungeduld erwarteten. Dieselbe bestand darin, daß er sie Scharpie zupfen ließ, wozu ihnen schmutzige und übelriechende Lumpen aus dem Spital geliefert wurden, und Strümpfe stricken, was nun aber nicht gestattet, sondern gefordert wurde, so daß jeder bei scharfer Strafe eine gewisse Aufgabe täglich fertigzumachen hatte. Als sie einwandten, auf solche Arbeit sei ihre Bitte nicht gerichtet gewesen, entgegnete Franz, worüber sie sich beklagten? sie seien ja Philantropen! und bewies damit, daß, wenn er auch geistig träge und ärmlich war, es ihm an dem Scharfblick der Bosheit nicht fehlte. Offenbar war er erfreut, durch die Gefangenen selbst auf ein neues Mittel gebracht zu sein, sie zu quälen, und genoß die Ironie, die darin lag, daß, was sie als Gnade erfleht hatten, nun als Marter über sie verhängt wurde. Da es ihm darauf ankam, sie körperlich und geistig zu brechen, bewilligte er ihnen keine Arbeit, die der Gesundheit zuträglich gewesen wäre, wohl aber eine solche, die geeignet war sie zu demütigen und vor sich und anderen lächerlich zu machen.

Nicht zufrieden damit, daß er wußte, was seine Gefangenen in jedem Augenblick taten und litten, wollte er auch wissen was sie dachten und womöglich anordnen, was sie zu denken hätten, und schickte zu diesem Zweck Geistliche auf den Spielberg, die, nach seinen Worten, für ihre Seele so sorgen sollten, wie er es für ihren Körper tue. Die dazu Bestimmten las er, wie alle seine Diener, nach der Voraussetzung aus, daß derjenige, der nichts sei und aus eigener Kraft etwas zu werden am wenigsten hoffen könne, ihm am ergebensten sein werde. Von solchen Kreaturen hing der Eigenwillige dann oft ab, wie denn das Loos der Gefangenen zum großen Teil in der Hand des Seelsorgers lag, der den Stand ihrer Frömmigkeit, Reue,

Bußfertigkeit und Unterwürfigkeit dem Kaiser darstellte und von ihren Geständnissen ihm mitteilte oder vorenthielt, was er für gut fand.

Während der Kaiser großen Wert auf Frömmigkeit seiner Untertanen und namentlich der Sträflinge legte, war er selbst nicht nur ohne religiöses Gefühl, wie sein Oheim von ihm sagte, sondern er hielt sich für seine Person auch nicht an die Vorschriften der Kirche gebunden, wenigstens beobachtete er dem Papst gegenüber eine trotzige Selbständigkeit. Er betrachtete sich gewissermaßen als alter ego Gottes, in dessen Namen er zu regieren habe, der ihn selbst aber nicht genieren dürfe. Im Hinblick auf seine Untertanen war ihm die Frömmigkeit ein Erziehungsmittel zur Unterwürfigkeit, wie er sie auch als Symptome derselben ansah und diejenigen, die eifrig beteten und die kirchlichen Gebräuche mit Beflissenheit vollzogen, am ehesten der Begnadigung wert hielt. Das Paradieren des Kaisers mit dem Christentum wirkt namentlich abstoßend und lächerlich im Vergleich zu den italienischen Gefangenen, die zum Teil die wahrhaft christlichen Tugenden der Geduld, Sanftmut und Ergebung ausübten, während sein Verhalten vom Geiste der Vergeltung beseelt war.

Im ganzen wurde der Kaiser von seinen Untergebenen gut bedient: sein bleiernes Szepter scheint dem Stoffe, aus dem seine deutschen und böhmischen Untertanen gemacht waren, angemessen gewesen zu sein. Alle Angestellten des Spielbergs waren den Italienern, die ein für Männer von ihrer Herkunft und Existenz zehnfach schreckliches Schicksal mit so viel Würde und Geduld ertrugen, in Bewunderung und Mitleid zugetan und äußerten das durch freundliches, ehrerbietiges Betragen; aber der einzige Schiller, ein Schweizer, erkühnte sich einer gewissen Selbständigkeit. Immer wieder fiel es den Italienern auf, bis zu welchem Grade die Unterwürfigkeit unter den Willen des Kaisers nicht nur bei den niederen Beamten, sondern bei den höchsten ging, wie denn Gouverneure von Provinzen, adlige Herren, hochmütig und herablassend gegen jedermann, sich

dem Kaiser gegenüber wie Knechte, ja wie Unwürdige verhielten, die weder in wesentlichen noch in geringfügigen Dingen einen Schritt nach eigenem Gutdünken zu tun sich getrauten. Mit den Visitationen, die in der engen Zelle, wo es nur eine Pritsche und einen Strohsack gab, an sich schon etwas Lächerliches hatten, waren nicht nur die Gefängnisaufseher beauftragt, sondern es erschienen von Zeit zu Zeit eigens dazu abgeordnete hohe Beamte, Männer aus der höfischen Gesellschaft, die zum Erstaunen der Italiener nicht erröteten, den Unrat selbst nach verbotenen Gegenständen zu durchsuchen. Hätten diese den Anschein von Grausamkeit, Schadenfreude, Menschenhaß oder irgendeine Eigenschaft gehabt, die ihre Handlungsweise aus ihnen selbst erklärt hätte, so würden die Gefangenen sich weniger verwundert haben; aber es offenbarte sich an ihnen oft zu viel feine Bildung und Zartgefühl, als daß sie sich jemals aus eigenem Antriebe solchen Aufgaben unterzogen hätten, während sie es stündlich und ganz im vorgeschriebenen Sinne taten, um den Befehlen des Monarchen zu gehorchen.

Bei sämtlichen Gefangenen stellten sich in kurzer Zeit Leiden ein, bei denen es gestattet war, einen Arzt zuzuziehen. Dieser durfte außer einem Strohsack und der üblichen Krankenkost nichts verordnen, hinsichtlich alles Weiteren mußte der Wille des Kaisers eingeholt werden. Derselbe entschied darüber, ob ein Kahlköpfiger eine Perücke tragen dürfe, ob dem armen Maroncelli das Bein, das wegen ungenügender Behandlung vereitert war, abgenommen werden dürfe, ob dem oder jenem, für den der Arzt eine Herzstärkung empfahl, eine Tasse Kaffee zu verabreichen sei. In den Fällen, wo es sich um langsames Hinsiechen, eigentlich Verhungern handelte, wie bei dem jungen Grafen Oroboni oder dem armseligen Villa, geschah überhaupt nichts zur Abhilfe, da von den selbst aufgestellten Ernährungsvorschriften der Kaiser selbst nicht abweichen konnte. Wenn Villa ein paar Tage vor seinem Tode alles angeboten wurde, was er sich nur wünschen möchte, so mußte das dem Sterbenden wie Hohn klingen. Als die Cholera sich der mährischen

Grenze näherte und in Brünn um sich griff, wurden die vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln auf die gefangenen Italiener im Spielberg nicht eher ausgedehnt, als bis der Kaiser den ausdrücklichen Befehl dazu gab, und auch nur in dem beschränkten Maße, wie er es für notwendig hielt. Wenn zuweilen, um die in Monarchien vorkommenden Härten zu entschuldigen, gesagt werden kann, der Herrscher sei über die fraglichen Zustände durch die Behörden im Unklaren gelassen, so trifft das bei Kaiser Franz nicht zu, der namentlich in persönlichen Angelegenheiten von allem bis aufs kleinste unterrichtet war. Andryane wurde im letzten Jahre seines Aufenthaltes auf dem Spielberge von einer Augenschwäche ergriffen, die nach dem Urteil der Ärzte bei Mangel an geeigneten Mitteln, nämlich Licht und Luft, zur völligen Blindheit führen könne. Um seine Entscheidung befragt, verlängerte der Kaiser den täglichen Aufenthalt auf der Terrasse für Andryane, und vielleicht mag dies Leiden dazu beigetragen haben, daß er ihn freiließ. Er mochte ihm nunmehr hinlänglich geschwächt und für künftige Zeit untauglich erscheinen.

Der Charakter des Gefängniswesens in Österreich kommt einem deutlich zum Bewußtsein, wenn man es mit dem im bourbonischen Neapel vergleicht. Dort genossen die politischen Gefangenen in gewisser Hinsicht größere Freiheit, indem die Beamten vom ersten bis zum letzten bestechlich waren, und gegen Bezahlung fast alles bis auf die Freiheit zu erhalten war. So konnten sich in den meisten neapolitanischen Gefängnissen die vermögenden Gefangenen ernähren wie es ihnen beliebte, nur daß sie von allem das Doppelte und Dreifache des eigentlichen Wertes bezahlen mußten. Hingegen waren sie auch der Willkür der rohen Aufseher und der Rauflust der gemeinen Verbrecher ausgesetzt, mit denen sie fortwährend in Berührung kamen. In den Gefängnissen wurden Getränke verkauft, wurde gespielt und jedes Laster und jede Leidenschaft entfesselt; es kam nicht selten vor, daß Sträflinge sich untereinander ermordeten.

Damit verglichen, herrschte in den österreichischen Gefängnissen Ordnung, Regelmäßigkeit, eine verhältnismäßige Sauberkeit und sogar Sorgfalt für die Gefangenen. In Neapel litten die Gefangenen unter der Schwäche, den bösen Launen, den Anwandlungen von Furcht, Wut und Rache des Despoten, dessen Wesen die Gefängnisse wiederspiegelten, in Österreich unter der Pedanterie, der Unempfindlichkeit, dem halsstarrigen Nachtragen ihres kleinlichen Zuchtmeisters. Man pflegt indessen nicht mit Unrecht Härte, die mit Besonnenheit und Bedacht vorgeht, weit abstoßender zu finden, als die blinde Wut unbeherrschter Menschen, da die Überlegung das, was das Gefühl eingibt, besiegelt und was sonst verzeihliche Sünde war zur Sünde wider den Heiligen Geist macht.

Zu ernst indessen, das muß man sich immer wiederholen, darf man Kaiser Franz nicht nehmen. Es war viel Kindisches, Unselbständiges in ihm, was mit der Kraftlosigkeit seiner ganzen Veranlagung zusammenhängen mag. Unleugbar konnte er boshaft, grausam und rachsüchtig sein, wie er zum Beispiel grade den durch Geburt oder Bildung hervorragenden Gefangenen und ihren Verwandten zum Bewußtsein zu bringen liebte, daß sie Sträflinge seien, entwürdigte, der öffentlichen Verachtung anheimgegebene Menschen; aber er war es in der Art, wie es namentlich schwächliche Kinder zuweilen sind.

Immer wenn man dem Kaiser Eigenschaften wie Grausamkeit oder Herrschsucht beilegt, stuzt man und zweifelt, ob das stimme. Jedenfalls muß man bedenken, daß ihm nichts eigentümlich war, was irgend Kraft, Leidenschaft, Größe auch im Sinne des Bösen einschließt. Man kann ihn sich bei jeder seiner Handlungen in Hausrock und Pantoffeln vorstellen, einen kleinen, schlechtbesoldeten, vertrockneten Angestellten, der im Hause den Gestrengen vorstellt, weil er im Grunde voll Mißtrauen ist, ob Frau und Kinder und Dienstboten seine Herrenrechte auch anerkennen, der grob, ungefällig und unzugänglich ist, weil er in jedem Rat, jeder Bitte eine Einmischung in seine eigenen Angelegenheiten sieht, deren er sich selbst nicht

Meister fühlt. Verhängnisvoll war es, wenn er in einer Sache einmal nein gesagt hatte; immer besorgt, würdevoll und unfehlbar zu erscheinen, wollte er keine Sinnesänderungen oder Nachgiebigkeit in sich aufkommen lassen. Als die Schwägerin Andryanes für die Begnadigung desselben werben wollte, warnte sie Metternich, sie solle ja nichts von Fürbitten des französischen Hofes erhoffen, da im Gegenteil der Kaiser unerbittlich bleibe, wenn sich Standesgenossen, Verwandte, auch seine Frau für eine Sache verwendeten. In solchen Fällen blieb er hartnäckig bei seinem Nein, um sich als Herrn im Hause zu zeigen. Nur einem Einfluß aus der Familie des Gefangenen werde der Kaiser nachgeben, sagte Metternich zu Madame Andryane, weil er keine andere Einmischung als die des Herzens wolle. War er überhaupt gesonnen Gnade zu üben, so sollte es auf die demütige Bitte eines Untertanen, gleichsam als Ausfluß seines väterlichen Herzens geschehen. Er tat es dann mit einer gewissen selbstgefälligen Umständlichkeit, wie er zum Beispiel Madame Andryane zweimal empfing, ihr empfahl, den Befreiten vor Überladung des geschwächten zu normaler Nahrungsaufnahme zunächst nicht mehr fähigen Magens zu behüten, und jede Einzelheit von der Entlassung des Gefangenen bis zu seiner Übergabe an die Verwandten selbst anordnete. Er ließ ihnen eine warme Kleidung machen, damit sie sich nicht erkälteten, ließ sie spazieren fahren, damit sie sich allmählich an die frische Luft gewöhnten, kurz er ließ sich trotz seines Geizes ihre Verpflegung etwas kosten, um sie als gerechter Vater nach erlittener Züchtigung nun auch seine Milde fühlen zu lassen.

Er heiratete nacheinander vier Frauen, von denen die zweite ihm in 17jähriger Ehe 12 Kinder gebar, ließ die zwischen dem Tode der einen und der Hochzeit mit der neuen Frau liegende Pause höchstens neun Monate dauern und fand auch diese Enthaltsamkeit drückend; auf dieser Grundlage entfaltete sich seine häusliche Untadelhaftigkeit.

Es hat etwas Anziehendes zu bedenken, daß dieser Mann

etwa gleichzeitig mit Napoleon dem Ersten geboren wurde, mit ihm um Herrschaft rang und seinen Sturz erlebte. Neben der jähen und blendenden Bahn des genialen Emporkömmlings sehen wir das Urbild eines spießbürgerlichen legitimen Autokraten bequem und sicher seinen Schneckengang vollziehen, nie abgelenkt oder fortgerissen durch Phantasie, Leidenschaft, Begeisterung, Ruhmsucht. Wer möchte ihn darum beneiden, daß er alle seine Triebe befriedigen konnte? Zur Empfindung des Großen und Schönen zu stumpf und gewöhnlich, zu schwächlich und trocken um die Lust des Daseins und der Persönlichkeit zu genießen, wäre er des Mitleids wert gewesen, wenn er jemals das Bewußtsein oder eine Ahnung seiner Armut gehabt hätte. So kann man füglich seinen Schatten — obwohl er zwar ohne Lob doch nicht ganz ohne Schändlichkeit lebte, — mit den Worten Dantes streifen:

Sprich nicht von ihm: blick hin und geh vorüber.

KARL ALBERT VON SAVOYEN

In Charakter und Schicksal hat Karl Albert eine gewisse Verwandtschaft mit Silvio Pellico: wie dieser war Karl Albert als Jüngling skeptisch, zu übermütigem Spott geneigt, um später ein bigotter Katholik zu werden, ja sich den Ruf eines Heiligen zu verdienen; auch bei Karl Albert bildete ein Schicksalsschlag, den er selbst herbeigeführt hatte, den Wendepunkt. Bei beiden war der letzte Grund ihres Geschickes Schwäche, die doch eine bewundernswerte Kraft und Zähigkeit im Leiden nicht ausschloß, beide waren körperlich und seelisch krank; bei Karl Albert war aber das Zwiespältige und Krankhafte weit stärker ausgeprägt, vielleicht schon deshalb, weil ihm die starke Liebesfähigkeit und die Produktivität fehlte, die bei Silvio Pellico die schlechte Verteilung der Kräfte in etwas ausglich.

Karl Albert stammte aus einem Geschlecht, in dem Tapferkeit und Frömmigkeit überlieferte Züge waren, doch obwohl sich diese auch bei ihm vorfanden, dürfte es sich weniger um unmittelbare Vererbung handeln, höchstens etwa um den Einfluß eines natürlichen Vorbildes, das ihm die Geschichte seiner Ahnen gab; denn er steht von seinem kriegerischen Geschlecht abseits, ein wunderliches Gemenge mit seinen eigenen Bedingungen. Schon an seinem Vater, Karl, zeigte sich der Verfall der alten Familie: er neigte sich zu den Ideen der französischen Revolution, verschleuderte seine fürstlichen Rechte, ohne durch die eigene Persönlichkeit etwas bedeuten zu können, und ging so, von seinesgleichen mißachtet, von der französischen Republik seiner Würden und seines Vermögens beraubt, kläglich zugrunde. Er war erst dreißig Jahre alt, als er starb.

Seine Mutter, Charlotte Albertine von Sachsen-Kurland, war weit weniger schwächlich, im Gegenteil mit einer Lebensfähigkeit ausgestattet, die sie in wechselnden, tief eingreifenden Geschicken immer wieder obenauf kommen ließ, aber von abenteuerlicher, etwas tollköpfiger Sinnesart und ohne den Glauben an die sakramentale Heiligkeit ihrer Würde, also

gleichfalls entartet. Fürstliches Selbstgefühl, das doch den fürstlichen Personen zur Durchführung ihrer abnormen Rolle notwendig ist, hatte sie so gut wie garnicht. Als Prinzessin verblüffte sie den ernsten Hof von Turin durch Ungebundenheit ihres Benehmens, das man an einer Deutschen besonders auffallend fand; sie liebte Zerstreuungen und hatte genug Kraft in ihrer Persönlichkeit, um ihre Umgebung nach ihrem Willen mitzureißen. Die Katastrophe des Hauses, daß ihr Mann sich seines Thrones und seiner Titel entäußerte, scheint ihr nicht unlieb gewesen zu sein; sie prangte mit der frisch errungenen Bürgerlichkeit und wußte jedenfalls das Auffallende und Bewegte der neuen Lage zu schätzen. Nach dem Tode Karls verheiratete sie sich mit einem Herrn de Montléart, dem sie mehrere Kinder gebar und mit dem sie glücklich gelebt zu haben scheint.

Die Kindheit und Jugend Karl Alberts verlief demnach unter Umständen, die geeignet waren, einen Zwiespalt in seiner Seele auszubilden. Seiner Abkunft nach Prinz, war er tatsächlich ein mittelloser Knabe, von seiner Mutter in bürgerlicher Weise erzogen, ohne jede Aussicht auf eine seiner Geburt entsprechende Stellung. In einem Genfer Institut, wo er das Bett mit einem Kameraden teilen mußte, wurden ihm protestantische, republikanische und freiheitliche Grundsätze à la Rousseau eingeprägt. Das Dasein des Stiefvaters war ihm qualvoll sowohl in bezug auf sich selbst wie auf seine Mutter, deren Liebe ihm dadurch entwertet wurde, so daß er in jeder Hinsicht heimatlos und aus allen den Kreisen, in die man hineingeboren wird, ausgestoßen war. Einen kräftigen jungen Menschen hätten diese Umstände anspornen und stählen können, ganz anders wirkten sie auf Karl Albert, der die Schwäche des Vaters und das phantastisch Unbefriedigte der Mutter ererbt hatte. Das, wonach er sich sehnte, stand mit dem, was ihm erreichbar war, in scharfem Widerspruch: nie genoß er, was er hatte, und litt unter allem, was wirklich und gegenwärtig war, und fühlte sich so in jedem Augenblicke unglücklich.

Wie sich bei einer solchen Gemütsverfassung voraussehen läßt, war er nicht gesund. Seit früher Jugend litt er an einer Entzündlichkeit der inneren Organe, der die Ärzte nicht beikommen konnten, die sich mit den Jahren verschlimmerte und die Ursache seines Todes wurde. Er war wie seine Mutter außerordentlich groß und schlank, zur Magerkeit neigend, die zunahm, je kränker er wurde. Sein Kopf war eher klein, sein Gesicht, das in seinen Jünglingsjahren hübsch und von mädchenhafter Zierlichkeit war, entstellte nur die unschöne Linie der etwas aufgeworfenen Nase. In Erscheinung und Auftreten war er vornehm und konnte von gewinnender Liebenswürdigkeit sein; er hatte das Weiche und Verführerische an sich, das eine starke, von der ganzen Person aufgesogene Sinnlichkeit verleiht. Das eigentlich fürstliche Selbstbewußtsein hatte er so wenig wie seine Mutter; aber ein lieblos kritischer Blick, ein schnelles Durchschauen der Schwächen ließen ihn sich selbst überheben, während er doch zugleich das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit hatte. Er besaß nicht die Naivität, die die übertriebensten Huldigungen beansprucht und als selbstverständlich hinnimmt; anstatt dessen war er empfindlich, im eigentlichen Sinne leicht an die Krone gestoßen und konnte vom kameradschaftlichem Umgange mit Untergebenen und übermütigem Wegwerfen seiner Hoheit plötzlich zu hochfahrender Kälte übergehen und die eben vertraulich Gemachten durch Zurechtweisungen demütigen. Ein gänzlicher Mangel an Selbstvertrauen hätte ihn zum Werkzeug Stärkerer machen können, wenn er nicht stolz, eitel und ehrgeizig gewesen wäre; so mißtraute er dem einen wie dem andern und gab sich bald diesem, bald jenem hin, um schließlich alle zu täuschen.

Siebzehnjährig, ebenso anziehend wie abstoßend, widerspruchsvoll, unsicher, kam er nach Turin an den Hof seines Oheims, des Königs Viktor Emanuel I., der sich, da er sowie sein Bruder Karl Felix ohne männliche Erben waren, sich seiner erinnert und ihn bei sich auf die Thronfolge vorzubereiten beschlossen hatte. Am Turiner Hofe herrschte trockene Förmlichkeit

und Langeweile, eine Atmosphäre von Staub und Moder, die inmitten der fruchtbaren Frische der nachnapoleonischen Zeit doppelt lächerlich und unerträglich wirkte, aber gerade deshalb von dem durch die Revolution verjagten und durch die Reaktion wieder eingesetzten Viktor Emanuel nachdrücklich fest und heilig gehalten wurde. Übrigens war Viktor Emanuel, wenn auch fremden und neuen Ideen unzugänglich, ein ehrenhafter, gutmütiger Mensch; seine Frau, eine Österreicherin, scheint dem Neffen gleichfalls mit gutem Willen entgegengekommen zu sein. An diesen Hof kam Karl Albert als Privatmann und zugleich als künftiger König, durch seine Erziehung und Erfahrung in gewisser Weise der neuen Umgebung überlegen, andererseits als Neuling der Unterweisung bedürftig. Da seine Thronbesteigung noch in weiter Ferne lag, herrschte die Stimmung des Privatmanns zunächst vor, in der er die aufgeblasenen Nichtigkeiten des höfischen Lebens komisch zu nehmen geneigt war. Wie immer zwiespältig stand er dem König als moderner Mensch und Spötter gegenüber, andererseits, im Grunde liebebedürftig und für erwiesene Güte empfänglich, mit kindlicher Zuneigung und Dankbarkeit.

Nun brachten es aber die Geschicke der Zeit mit sich, daß Karl Albert nicht nur für Piemont als eine Hauptperson in Betracht kam, sondern daß von vielen Gegenden Italiens her, namentlich von der Lombardei und Venezien, mit Spannung und Erwartung auf ihn hingeblickt wurde. Keiner außer ihm konnte an die Spitze eines zu schaffenden Königreichs Italien treten; denn alle anderen in Italien herrschenden Dynastien waren außeritalienischen Ursprungs, und an die ältere Generation, Viktor Emanuel und Karl Felix, konnte bei einem so revolutionären Unternehmen von ferne nicht gedacht werden. Es liegt in der Natur der Menschen, sich die Wirklichkeit nach ihren Wünschen zu deuten; so glaubten die Patrioten gern an eine Heldenhaftigkeit in Karl Albert, ohne welche er die ihm zugedachte Rolle nicht spielen konnte. Ja, die Geschichte hatte dem Unglücklichen eine Heldenrolle zu spielen zuerteilt, für

welche die Natur ihn nicht geschaffen hatte, und zu der eine leicht gereizte, hochgreifende Phantasie ihn lockte. Indem er sie übernahm, machte er sich selbst zum Helden einer unbeabsichtigten persönlichen Tragödie, und aus dem, was ein Aufschwung des Volkes werden sollte, eine alles zertrümmernde Katastrophe.

„Er ist jung," schrieb Confalonieri an Gino Capponi über den Prinzen von Carignan, „der heilige Stachel des Ehrgeizes vermag alles über ihn; aber es kann ihm nicht genug wiederholt werden, daß es nur einen Weg zum Ruhme gibt, und daß der demjenigen gerade entgegengesetzt ist, der ihm von seiner Umgebung gewiesen wird." Wie wenig ahnte der Graf, was für ein Mensch der war, dem er das Schicksal seines Volkes auf die Seele laden wollte. Niemand dachte in dieser schwärmischen Zeit, die den Charakter des Jugendlichen hatte, wie untauglich schon seine Jugend Karl Albert zu dem Zweck machte, den man mit ihm vorhatte. Es gibt frühreife Menschen, die mit 20 Jahren männlichen Ernst und Charakter besitzen; Karl Albert hatte nicht einmal das unbedenklich Zugreifende, rasch Vorwärtsstürmende seiner Jahre. Er hatte von der Jugend hauptsächlich das Unreife, Weiche, Zaudernde, Spielende, gab sich gern dem Augenblick hin, den Reiz bald dieser, bald jener Lage auskostend. Die, der Fürst der Jugend und die Hoffnung Italiens zu sein, hatte etwas besonders anziehendes, auch deswegen, weil sie mit Heimlichkeit und Versteckspiel verbunden war, was ihm sehr zusagte. An anderen schätzte er hauptsächlich Geist und Intelligenz; die weicheren Seiten seines Wesens, was er von Ehrfurcht und Liebe fühlte, verdeckte er gern aus Furcht, sich lächerlich zu machen; wer es sich gefallen ließ, den verspottete er, wo sich eine Gelegenheit bot. Da nun, was Geist hatte, damals im allgemeinen zu den Modernen und Liberalen gehörte, die sich überhaupt im Reden und Kritisieren freier gehen ließen, als die alten Zöpfe, kam es schon deshalb dazu, daß Karl Albert den Verkehr mit jenen seiner höfischen Umgebung vorzog. Sein Widerspruchsgeist, sein sonderliches Temperament und

seine Lust am Außergewöhnlichen überwog im Glücke, in der Not herrschte seine Neigung vor, sich der herrschenden Macht, dem Legitimen zu beugen. Was er von der revolutionären Begeisterung am aufrichtigsten mitfühlte, war der Haß gegen Österreich und der Wunsch, es aus Italien zu verjagen.

Auch dies Gefühl jedoch war nicht so stark, daß es ihn gehindert hätte, eine österreichische Prinzessin zur Frau zu nehmen: im Jahre 1818, zwanzigjährig, verheiratete er sich mit der um drei Jahre jüngeren Maria Theresia, der Tochter des Großherzogs von Toskana. Obwohl er sich anstellte, als betrachte er die Vermählung als ein Geschäft, dem er sich nicht gut entziehen könne, machte sein Temperament es ihm leicht, sich in das blühende junge Mädchen, das ihn anbetete, zu verlieben. Vor seiner Heirat und auch eine Zeitlang hernach hatte er allerlei Liebesgeschichten im Betrieb und erfreute sich der Gunst der Frauen. Ernste, dauernde Gefühle hatte er nicht; in der Liebe gab er nicht, sondern begehrte, arm und leidend, wie er in seinem Innern war, und meist endete in Ernüchterung, was mit ausschweifender Sehnsucht begonnen hatte. Als er bemerkte, daß seine Frau unbedeutend und geistlos gefunden wurde, was sie auch war, hörte er auf sie zu lieben: er hätte sich geschämt, etwas hochzuhalten, was anderen untergeordnet schien. Maria Theresia war steif, schüchtern, fromm, dazu noch ein Kind und Karl Albert ganz ergeben; ihn hätte nur eine geistig überlegene, selbständige und selbstbewußte Frau fesseln können.

Wie über die religiösen Dinge, hatte er auch über sein eheliches Verhältnis die Neigung, frivol zu sprechen, vielleicht um nicht merken zu lassen, wieviel von seinem Wesen gerade nach diesen Richtungen hinstrebte. Es fehlte ihm ursprünglich nicht an Sinn und einer gewissen Begabung für das Familienleben. In den ersten Jahren war es ihm ein wohltuendes Gefühl, einen Ort zu wissen, wo man ihn unbedingt liebte, wo er der Mittelpunkt war, um den alles sich bewegte, dem alles vertraute, von dem alles abhing. Es geschah einmal, daß seine Frau, die

Amme, die seinen Erstgeborenen, den kleinen Viktor Emanuel, aus den Flammen errettet hatte, und das Kind selbst krank lagen, die Amme auf den Tod; wie er da von einem Krankenbett zum andern ging, pflegend und tröstend, fühlte er sich befriedigt wie einer, der seinen angeborenen Beruf ausübt. Es beglückte ihn, durch seine Person wohltuend zu wirken und die Liebe und Dankbarkeit einfacher Geschöpfe zu verdienen, um so mehr, als das Ereignis in die Zeit nach der entscheidenden ersten Katastrophe seines Lebens fällt, wo er sich mit Furcht, Abneigung und Verachtung von den Menschen abgewendet und in sich selbst zurückgezogen hatte.

Karl Albert hatte sich mit den piemontesischen Patrioten, die eine Verfassung, Unabhängigkeit von Österreich und Erweiterung des Königreichs Sardinien zu einem oberitalienischen Königreich wollten, so weit eingelassen, daß sie auf seine Teilnahme zählten. Er genoß das Gefühl der eigenen Wichtigkeit, der Bewunderung, die man ihm im voraus zollte, der großen Ideen, zu deren Vertreter man ihn machte. Daß jedes seiner Worte gewogen wurde und ein Programm bedeutete, an das sich verhängnisvolle Handlungen knüpften, dessen war er sich nur halb bewußt, ein Jüngling, der sich selbst noch Traum und Rätsel war und weder zum Helden noch zum Herrscher den Stoff in sich hatte. Als im Frühjahr 1821 die Zeit zum Handeln geeignet schien und die Führer der revolutionären Partei ihm die Pläne eröffneten, erschrak er, da er nun, im Augenblick der Entscheidung, klar fühlte, wenn auch nicht, was er wollte, so doch, was er nicht konnte. Er konnte seinem Oheim nicht als Empörer gegenübertreten, ihn entthronen, um seinen Platz einzunehmen; er wagte es nicht, mächtige Feindschaften herauszufordern, deren Opfer er und alle, die ihm vertrauten, werden konnten. Es fehlte ihm sowohl die Brutalität des Handelnden, wie sein Mut und seine Größe. Die Revolution erschien ihm in der Nähe wie ein rasendes Wagnis, es war, wie wenn er sich jählings an den Rand eines Abgrunds gezerrt sähe.

Entschlossen, reuig zu seiner Pflicht als erster Untertan des

Königs zurückzukehren, schwankte er nicht mehr, wie er denn immer die größte Sicherheit zeigte, wenn er irgendeiner legitimen Macht diente. Nachdem er den Aufständischen seine Sinnesänderung und was er zu tun vorhabe, angezeigt hatte, meldete er dem Könige die drohende Gefahr, stellte sich ihm zur Verfügung, blieb an seiner Seite, suchte ihn zu bereden, daß er den Thron behielte, fügte sich aber, obwohl schweren Herzens, als Viktor Emanuel zugunsten seines Bruders Karl Felix abdankte und ihn, Karl Albert, bis zur Ankunft des neuen Königs zum Regenten ernannte. Bei den Begegnungen mit den Aufständischen zeigte Karl Albert persönlichen Mut und auffallende Gleichgültigkeit gegen Gefahr. Er bewilligte die gewünschte Verfassung, nicht ohne nachdrücklich zu betonen, daß jede seiner Handlungen der Bestätigung des Königs bedürfe. Auf den Befehl desselben legte er sofort seine provisorischen Befugnisse nieder, verließ Piemont und begab sich nach Florenz an den Hof seines Schwiegervaters, wohin er schimpflich wie ein Verbrecher, mit der schärfsten Ungnade seines Oheims beladen, verwiesen wurde.

Kann man auch begreifen, wie Karl Albert in die zweideutige Lage geriet, und ihn beklagen, so ist es doch nicht anders als folgerichtig, wenn ihn, der zwischen zwei Seiten geschwankt und nach beiden sich unzuverlässig erwiesen hatte, nun zwiefach Fluch und Strafe trafen. Die Patrioten, die den Ausbruch der Revolution nicht mehr hatten rückgängig machen können, die unterlagen, ihre Hoffnungen scheitern und ihr persönliches Glück vernichtet sahen, hießen ihn Verräter und wälzten auf seinen Namen die Schuld an ihrem und Italiens Elend. Womöglich noch strenger verwarf ihn Karl Felix, hielt ihn wie einen Aussätzigen von sich fern und erklärte ihn der Thronfolge für unwürdig. Während Karl Albert die Verachtung und den Zorn der Liberalen, einst seine Anhänger und Gefährten, als unberechtigt zurückwies und mit erbitterter Abneigung erwiderte, unterzog er sich allen Demütigungen willig, die Karl Felix ihm auferlegte, obwohl dieser, dem gegenüber

der Neffe sich streng genommen nichts hatte zuschulden kommen lassen, weit weniger Ursache hatte als jene, ihm zu zürnen. Er war bereit, jeden Preis zu zahlen, um die verscherzte Würde wieder zu erlangen.

Es gibt wohl im Leben eines jeden Menschen einen Augenblick, wo er durch irgend etwas aufgehalten, zurückgestoßen oder niedergeworfen, stillsteht, sich auf sich selbst besinnt und seiner Sterblichkeit inne wird. Zu früh, unvorbereitet und ungerüstet, traf Karl Albert der Blitz, in dessen grellem Licht er sich selbst erblickte: das bleiche Gesicht eines immer Besiegten. In der Einsamkeit und Untätigkeit, die ihm aufgezwungen war, grübelte er in sich hinein, zerfleischte sich und sein Schicksal. Wie sehr er darunter litt, nicht mehr der beneidete und umschmeichelte Thronerbe zu sein, sondern verstoßen und in Ungnade, so daß er anhänglichen Dienern für ihre Treue wie für ein unverdientes Geschenk dankbar sein mußte, so litt er doch im tiefsten Gemüte am meisten darunter, daß er an die eigene Kraft, an künftige Größe und Ruhm nicht mehr glauben konnte. Der naive Freude am Leben kaum je besessen hatte, empfand dasselbe jetzt so überwiegend lästig, daß er an Selbstmord dachte. Unfähig, die eigene Schuld gerecht abzumessen und die Folgen derselben in sich zu verarbeiten, füllte er sich mit Ekel vor der Welt, in der er gescheitert war. Das Übermaß der Verachtung selbst, die ihn traf, erregte zugleich sein zertretenes Selbstgefühl. Was er hienieden nicht hatte erreichen können, versetzte er in das Jenseits und machte sich zum Erwählten Gottes, da er der Erwählte Italiens nicht länger sein konnte; so graben sich die Glück- und Erfolglosen gern unterirdische Gänge zu abgesonderter Herrlichkeit.

Wenn er einem Freunde schrieb: „Mein Betragen wird künftig einen höheren Gegenstand und Zweck haben. Es wird vor allen weltlichen Gedanken und besonders vor allen weltlichen Ränken geschützt sein. Gott wird mich beschützen, ich hoffe es. Seine Absichten sind unendlich und unbegreiflich. Er erhebt diejenigen, die ihm dienen, plötzlich. Er läßt sie

durch alle möglichen Geschicke gehen, ohne sie je zu verlassen. Er bereitet ihnen immer eine Belohnung zu, die unendlich größer ist als die Schmerzen, die er sie hat leiden lassen"; so sieht man das Bestreben, sich nach dem tiefen Falle wieder zu erhöhen. Auf die eigene Bedeutung und Merkwürdigkeit vermochte er nicht zu verzichten; aber ein Gefühl sagte ihm, daß er die dereinstige Größe nicht durch Handeln, sondern nur durch Leiden erringen könne. So fing er an, in der Weise der Heiligen den Genuß des Leidens zu entdecken.

Zunächst jedoch kam noch einmal ein Rückschlag ins irdische Leben, indem Karl Felix, endlich durch die Unterwürfigkeit des Neffen und äußere Umstände zur Milde geneigt, ihm Gelegenheit gab, die Befleckung dadurch von sich abzuwaschen, daß er einen Feldzug des royalistisch-reaktionären Frankreichs gegen die Liberalen Spaniens mitmachte, worüber Karl Alberts Freude so groß war, daß er die religiösen Grübeleien von sich abschüttelte, um sich ganz dem Genuß des Augenblicks und hochfliegenden Hoffnungen hinzugeben.

Nimmt man an, daß Karl Albert jemals der Gesinnung nach ein Carbonaro gewesen sei, so hätte es keine schrecklichere Demütigung für ihn geben können, als daß er veranlaßt wurde, die von ihm vertretenen Ideen im Sinne einer öffentlichen Buße unterwerfen zu helfen; hingegen war er ganz Glück und Dankbarkeit, daß er sich als treuer Anhänger royalistischer Grundsätze zeigen durfte. Bemerkenswert ist, wie verhältnismäßig leicht es Karl Albert wurde, sich einer höheren Macht, die augenblicklich durch Karl Felix vertreten war, zu unterwerfen und Äußerungen büßerhafter Zerknirschung von sich zu geben, wogegen der Stolz des Mannes sich im allgemeinen zu sträuben pflegt; auch hierin zeigt sich seine christlich-religiöse Veranlagung.

Im Feldzuge gegen Spanien verlebte Karl Albert seine glückliche Zeit. Seine unbedenkliche Tapferkeit, seine Lust zum Abenteuer machten ihn zu einem guten Soldaten, während ihm der geniale Blick und die Initiative des Feldherrn gänzlich

abgingen. Frei von jeder Verantwortung konnte er sich hier seiner Begabung gemäß betätigen, seine hohe Geburt empfand er in der Fremde nicht als Last, da sie ihm nur durch die Ehrerbietung, mit der man ihn auszeichnete, zum Bewußtsein kam. Wieviele Jahre sollten vergehen, bevor er noch einmal, am Beschlusse seines bleiernen, fluchbeladenen Lebens, den Krieg um sich rauschen hörte, das Element, in dem er glücklich war, und wie anders sollte es dann sein als jetzt!

Sowie der Feldzug beendet war, schlich mit der Untätigkeit wieder die Schwermut in sein Leben. Er bedurfte der Bewegung um ihn her, die ihn trug; denn von sich aus Erregung zu schaffen, war er zu schwach, und seine Masse zog ihn hinunter. Eine beständige Furcht, er könne mißachtet oder doch gering geachtet werden, machte ihn scheu und verletzlich; sie konnte nur durch das wärmste, bewunderndste Entgegenkommen aufgehoben werden, weshalb der Umgang mit Frauen besonders wohltuend für ihn war. Frauen gingen auch eher als Männer auf seine phantastischen Betrachtungen seiner eigenen Person ein. Er liebte es, wenn man etwas Rätselhaftes in ihm fand und unbestimmte Voraussetzungen an ihn knüpfte, wie seine Devisen: „J'attends mon astre“ und „Je me ferai connaître“, welche letztere ihm eine Dame ausgewählt hatte, beweisen. Er wollte damit nicht so sehr zu verstehen geben, daß man in einem bestimmten Sinne auf ihn zählen solle, als seinen eigenen Glauben an sich stärken und an die Zukunft, die seine Größe irgendwie enthüllen sollte. Das Dasein wäre ihm unerträglich gewesen, wenn er nichts anderes als der hier Mitleid, da Verachtung erregende Prinz gewesen wäre, ohne anderen Titel auf Bewunderung, als die er mit jedem tapferen Soldaten teilte. Er wünschte zu glauben, daß sein jetziger Zustand nur eine Vermummung wäre, von der Gegenwart wie eine Prüfung oder Vorbereitung ihm aufgedrängt, die er einst abwerfen würde, um den Stern auf der Brust in die Welt strahlen zu lassen.

Bevor Karl Albert von seinem Oheim wieder zu Gnaden aufgenommen wurde, mußte er sich Österreich gegenüber

durch einen Vertrag verpflichten, daß er die im Königreich Sardinien bestehenden Gesetze während seiner Regierung nicht ändern wolle; wodurch die Gefahr einer Verfassung auf absehbare Zeit beseitigt schien. So dringend strebte er danach, in seine Rechte wieder eingesetzt zu werden, daß er sich auch dieser Demütigung unterzog und sich eine Kette anlegen ließ, die ihn von der in seinen Anfängen eingeschlagenen Richtung für immer trennte. Den liberalen Tendenzen zu entsagen war ihm nicht schwer geworden, sicher das andere, daß er die Überlegenheit und gewissermaßen Vormundschaft Österreichs hatte anerkennen müssen. Indessen das Wichtigste war ihm doch, wieder Prinz und künftiger König zu sein; denn was wäre er ohne diesen angeborenen Beruf gewesen?

Vielleicht bildete Karl Albert sich ein, daß der Tod seines Oheims Karl Felix, der im Jahre 1831 erfolgte und ihn zum Könige machte, eine Befreiung und Steigerung für ihn bedeutete; dem wäre aber nur so gewesen, wenn er einen festen Plan in sich getragen hätte, den er nun, langsamer oder schneller, vorsichtiger oder entschlossener, zur Verwirklichung hätte führen können. Da das nicht der Fall war, geriet er nun in dieselbe Lage, aus der er vor zehn Jahren zerrissen und entkräftet hervorgegangen war.

Das schwärmerische Glauben und Hoffen der revolutionären Patrioten, die alle Wirklichkeit vergessende und umstoßende Überschwenglichkeit, was man später Quarantottismus nannte, war so groß, daß viele von den Männern sogar, die 1821 unter der Unzuverlässigkeit Karl Alberts gelitten hatten, für möglich hielten, er werde jetzt seine wahre, nämlich ihre Gesinnung enthüllen und das einst nicht gehaltene Versprechen einlösen. Nur wenige warnten, indem sie denjenigen allzu kleinmütig nannten, der später als der Großmütige verherrlicht wurde. Mazzini, obwohl Republikaner, richtete einen Brief an ihn, in dem er ihn beschwor, sich zum Heiland Italiens zu machen.

Allem Anschein nach war nichts in Karl Albert, was diesem Anruf des italienischen Volkes sympathisch beantwortet hätte.

Aus dem Bewußtsein dessen, was er gegen die Liberalen verschuldet hatte, und mehr noch dessen, wie sie ihn verwünscht und seinen Namen geschändet hatten, ergab sich ein Gefühl gegen sie, gemischt aus Scham, Mißtrauen und Rachsucht. Wie hätte er mit ihnen gemeine Sache machen können? Eins hätte er wollen: Österreich allein, ohne ihre Hilfe, überwinden und sagen: seht, ich habe es getan und bedurfte Eurer nicht dazu! Auch abgesehen davon war seine Lage so, daß er sich selbst die Hände gebunden hatte, indem er Österreich das Versprechen gab, die Gesetze seines Landes nicht zu ändern, also den Forderungen der Reformpartei nicht entsprechen konnte; denn die Möglichkeit zu solchen scharfen Wendungen und zu so lautem in die Schranken Springen lag nicht in ihm. Dieser Umstand, daß er nicht frei war, mag ihm unbewußt seine Haltung beeinflußt haben, hauptsächlich jedoch ging sie aus eingefleischter Abneigung gegen die revolutionäre Partei hervor.

Karl Albert war jetzt 33 Jahre alt, eben in dem Alter, wo es sich entscheidet, ob nach dem Abfall der Blüte eine Frucht reifen soll oder nicht. Er schoß nicht ins Kraut, wie andere tun, sondern verschrumpfte und trocknete ein, und wenn er sich weiter entwickelte, so war es zum Tode, nicht zum Leben. Man hätte denken können, nun, frei von Zwang, werde sein wahres Selbst sich irgendwie offenbaren; aber dies Selbst schien nicht mehr am Leben zu sein, wenn es je dagewesen war. Er bedurfte so sehr eines Herrn, der ihm seine Handlungen vorschrieb, daß er als König, der keinen andern als Gott über sich erkennen konnte, dazu gedrängt wurde, sich zum Werkzeug Gottes zu machen. Er war zu unselbständig im Urteil, zu schwach von Instinkten, als daß er selbstherrlich hätte regieren können, viel zu stolz und zu mißtrauisch, um dauernd und ernstlich sich von irgendeinem Menschen oder einer Partei leiten zu lassen. Anfänglich half er sich dadurch, daß er die bestehende Richtung der Regierung, eine durch und durch klerikale und konservative, beibehielt, gewissermaßen noch im Schatten des verstorbenen Oheims weiterlebte.

Was man von dem alten Könige als unvermeidlich hingenommen hatte, empörte an dem jungen, dem, der einst die Hoffnung Italiens gewesen war, den man il principe della gioventu, den Fürsten der Jugend genannt hatte. Wie man von jeder neuen Regierung eine Veränderung erwartet, so nimmt auch jede einen kräftigen Anlauf, und es war natürlich, daß der Druck, den Karl Felix ausgeübt hatte, durch Karl Albert noch verschärft wurde. Dies war schon dadurch der Fall, daß Karl Felixens Frömmigkeit ihm natürlich und selbstverständlich war, während Karl Albert die seinige, ein Erzeugnis seiner Schwäche, seines Leidens und seines schwärmerischen Ehrgeizes, mit eifersüchtiger Leidenschaft in alles hineinpreßte, was er anfaßte.

Die allgemeine Enttäuschung erleichterte die Verbreitung der von Mazzini gegründeten geheimen Gesellschaft, des jungen Italien, die an die Stelle der Carboneria trat, Einheit und Unabhängigkeit Italiens bezweckte und republikanische Ideale verkündete. Als es bekannt wurde, daß die neue Sekte sogar im Heere Anhänger gefunden hatte, war Karl Alberts Erbitterung ungeheuer, und er rüstete sich zur Rache. Es zeigte sich, daß die Empfindlichkeit des Schwachen und die Herrschsucht des fanatischen Schwärmers grausamer ist, als die Tyrannen aus Temperament oder Pedanterie, wie Ferdinand II. von Neapel und der Kaiser von Österreich, zu sein pflegen, denen die Religion im Grunde ein Mittel zum Zweck ist; denn Karl Albert tat es an Härte diesen berüchtigten Herrschern zuvor. Während sie, wie auch der Despot von Modena, Todesurteile möglichst vermieden, fällten die Richter Karl Alberts unter dem Druck seines persönlichen Wunsches deren viele, obwohl die meisten der Verurteilten keines anderen Verbrechens schuldig waren, als daß sie die Schriften des jungen Italiens gelesen und Teilnehmer des Bundes nicht angezeigt hatten. Das Verfahren war weder weniger willkürlich noch weniger brutal als das österreichische oder neapolitanische; die dabei zur Schau getragene Frömmigkeit gab dem Blutvergießen einen besonders düsteren

Anstrich. So fanden die Patrioten an Karl Albert einen furchtbareren Herrscher, als Karl Felix und vollends Viktor Emanuel gewesen waren, sicherlich eben darum, weil er einst ihr Gefährte gewesen war und noch mehr als solcher gegolten hatte. Es lag ihm daran, sich als königlichen König zu zeigen, eine Grenze von Blut zwischen sich und der Revolution zu ziehen, damit sie nie vergäßen und alle sähen, daß er nichts mit ihnen zu tun habe. In gewisser Weise handelte er aus Notwehr, indem er erbittert und verzweifelt eine Macht von sich stieß, die ein Recht an ihn zu haben glaubte, und der er in seinem Innern ein gewisses Recht zugestehen mußte. Quälende Gefühle mögen seine Brust erregt haben, als er die Todesurteile unterzeichnete und die Richter zu äußerster Strenge anwies: alte Rache, Furcht und Mißtrauen und irgendeine traurige, fanatische Verzückung.

Indessen darf man sich den unglücklichen König nicht als von starken, unwiderstehlichen Gefühlen getrieben vorstellen; dazu war seine Seele schon zu dürr und kalt geworden. Sein kranker Körper brachte keine überflüssige Kraft mehr auf, nur gerade noch so viel, daß er sich selbst tragen konnte. Durch sein Leiden war ihm eine Frugalität vorgeschrieben, die seine Neigung zum Asketismus unterstützte: er pflegte vor Tage aufzustehen, stundenlang zu beten, dann als Frühstück ein Glas eiskalten Wassers und ein Stück trockenes Brot zu sich zu nehmen. Auf den Tisch kam für ihn kein Wein, kein Fleisch, keine Fleischbrühe, er nährte sich von Reis, Kartoffeln, Salat, Eiern, während für seine Umgebung reichlich aufgetragen wurde; denn er hielt auf Etikette und fürstliche Pracht. Diese Schilderungen beziehen sich allerdings auf die letzten Jahre seiner Regierung, aber sie bezeichnen die letzte Phase einer Entwickelung, die seit langer Zeit im Gange war. Er war unermüdlich im Arbeiten, Beten und in Selbstkasteiungen, führte also in gesteigertem Maße die Lebensweise, die er sich im Jahre 1821 in Florenz angewöhnt hatte, um für die Qualen seines Inneren einen Ausweg zu finden. Nun jede Hoffnung auf

irdisches Glück und irdische Größe, auf irgendwelche Wunder des Erlebens und Tuns geschwunden schien, bereitete er sich wieder, nun aber ernstlich und dauernd, auf die jenseitige Erhöhung vor. Er fing an, sich nur noch im Leiden heimisch und beruhigt zu fühlen. Der Mund des Volkes sagte, daß Reue über die Hinrichtung der revolutionären Patrioten ihn veranlasse, sich zu geißeln; aber es ist leicht möglich, daß er schon zu krank war, um etwas außer sich noch als Schmerz zu unterscheiden. Die Fähigkeit zur Selbsterniedrigung und Selbstzerfleischung, die er schon früh gezeigt hatte, war ihm allmählich eine Art von Lust geworden und hatte allgemeine Gründe, gegen welche die besonderen gar nicht in Betracht kamen. Es herrschte eine Stimmung im Lande, wie wenn ein mittelalterlicher Mönch und Ketzerrichter auf dem Throne gesessen hätte. Kein freier Gedanke durfte sich äußern, das Leben am Hofe war durch die strengste Etikette, die den modernen Menschen nicht mehr anstand, gedämpft und gleichsam entseelt, eine düstere Freudlosigkeit drückte auf das Leben der Königin und der jungen Prinzen. Obschon zu vornehm, um sich dem Einzelnen aufzudrängen, legte Karl Albert die Last seines Leidens auf alles, was mit ihm zusammenhing, und war so wenig liebevoll, daß er selbst seine Frau und seine Kinder die schwarze Farbe seines Gemütes tragen ließ.

Indessen verfügte er immer noch über die Liebenswürdigkeit, die seine Jugend so anziehend machen konnte. War er auch kein geborener Herrscher, so doch ein vornehmer Mensch, der durch den Stil seines Wesens unwiderstehlich wirkte. Er war stets geschmackvoll, sehr zurückhaltend, oft auch durch Kälte zurückschreckend, von einer unbenennbaren Traurigkeit umflort. Was ihm ganz fehlte, war das, was seinen Sohn Viktor Emanuel so beliebt machte: die Ungebrochenheit und Frische des Gemütes, die dem Wesen Herzhaftigkeit und allen Handlungen den gesunden Charakter innerer Notwendigkeit verleiht, wodurch sie sich, selbst nicht gebilligt, annehmbar machen. Bei Karl Albert hatte man immer das Gefühl, daß er

auch anders handeln könnte, als wie er handelte, vielleicht auch anders fühlte, als er sagte. Seine Unentschlossenheit wurde mehr und mehr zu einer großen Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht Gott, das heißt sein persönlichstes inneres Erleben betraf.

Man würde vieles an Karl Albert weniger rätselhaft finden, wenn er eine Frau gewesen wäre. Bei den Frauen findet sich nicht selten die auffallende Frische und Rosigkeit der Jugendblüte, die rasch abfällt und eine gewisse Dürre und Grämlichkeit zurückläßt, ferner die Neigung, alles von einem persönlichen Standpunkte aus zu betrachten, sich von irdischen oder überirdischen Heiligen leiten zu lassen, in scheinbar einfachen Dingen nach unendlichen Zweifeln zu keinem Entschluß kommen zu können, in anderen eigensinnig beharrlich zu sein. Ganz besonders ist sich unverstanden zu fühlen ein Leiden, an dem Frauen häufiger als Männer kranken; denn es ist das Leiden derer, denen es durch die Umstände oder durch Veranlagung versagt ist, sich so zu betätigen, daß sie sich ohne Rest im Handeln, welches das eigentliche Leben ist, aufgehen fühlen, die infolgedessen sich selbst nicht kennen lernen, sich bald mehr, bald weniger getrauen, als sie vermöchten, und von anderen sich unrichtig beurteilt glauben. Karl Albert war es wesentlich, sich sehr interessant, geheimnisvoll und unerkannt vorzukommen. „Ich bin immer vom Unglück verfolgt gewesen. Man kann mich nicht kennen," schrieb er 1821 einem Freunde. „Sei überzeugt, daß es nicht die Ereignisse sind, die die Menschen erkannt werden lassen. Ich war geschaffen, um vorteilhaft hervorzutreten, aber das feindliche Geschick, das mich verfolgt, hat mir immer nur unglücksvolle Umstände dargeboten." Und einem andern: „Denn der Lauf meines Lebens ist sozusagen von meiner Geburt an eine Folge von Ereignissen außer dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge, wenigstens in der Mehrzahl. Mein Herz schließt viele verschiedene Erinnerungen ein; sehr viele Umstände meines Lebens haben etwas Romanhaftes." Am Schlusse seines Lebens kam er darauf zurück. „Mein Leben war ein Roman," sagte er, „man hat mich nicht gekannt." Er selbst

vermehrte das Geheimnisvolle, das ihn zu umgeben schien, absichtlich und unbewußt, durch seine Unklarheit und seinen Hang zu versteckten, gewundenen Wegen. Wäre er eine Frau gewesen, würde man unzweifelhaft gesagt haben, er sei hysterisch.

Bis zum Beginne der vierziger Jahre regierte Karl Albert mit der konservativen Partei; dann begann er hie und da Neigung für die Liberalen durchblicken zu lassen. Damals hatte die patriotische Bewegung in Italien so zugenommen, daß sie nicht mehr nur durch Mazzinis Junges Italien vertreten war, das wegen seines Republikanismus und Demokratismus am Hofe übel angesehen war, sondern durch eine Menge überzeugter Monarchisten, deren Liberalismus zwar eine Verfassung forderte, die aber durch Überlieferung und Temperament ein mäßiges Tempo innehielten. Den Reaktionären und Partikularisten haftete allmählich selbst in Piemont der Geruch alten Gerümpels an. Diese Verschiebung in den Machtverhältnissen machte es möglich, daß die Seele Karl Alberts, die nach weltlichem Ruhm und weltlicher Größe trachtete, wieder ihre Fühler ausstreckte. Dazu kam aber das andere, daß es in ihm ein natürlicher, man könnte sagen mechanischer Vorgang war, nachdem er eine Zeitlang sich einem Einfluß hingegeben hatte, um nicht abhängig zu sein und zu scheinen, diesem zu widerstreben und dem Entgegengesetzten zuzuneigen. Er tat das nicht mit Überzeugung und Freude, da er den einen wie den andern mißtraute, auch nicht gerade mit der Absicht, die einen durch die andern in Schach zu halten; mehr aus Widerwillen gegen diejenigen, die ihn eine Weile beherrscht hatten und sich einbilden mochten, sie hätten ein Anrecht auf ihn. Von jeher war ihm die Gabe eigen gewesen, herauszufühlen, was der andere gern hörte, ein seelischer Geruchssinn, und sich ihm dadurch für den Augenblick angenehm zu machen, indem er es sagte. Ferner hatte er die Eigenschaft, daß er nicht gern allgemeine Gespräche führte, sondern jeden in einen Winkel zog und mit ihm allein redete; so verfuhr er nun im großen, indem er mit jeder Partei in einer Fensternische stand und ihr sagte, was sie gern hörte.

Von den Patrioten ging damals eine Kraft aus, die einen schwachen, der Schwärmerei zugeneigten Menschen wohl beeinflussen konnte. Wie früher die Carbonari und später das junge Italien, wollten auch die gemäßigten Monarchisten in Karl Albert den Retter Italiens sehen, mit einem so starken Willen, daß seine Tauglichkeit oder Untauglichkeit sie nicht kümmerte. Als Massimo d'Azeglio den Romagnolen Karl Albert annehmbar machen wollte, dem sie mißtrauten, tat er das mit folgendem Bilde: „Wenn ihr einen Spitzbuben auffordert, ein ehrlicher Mensch zu werden, und er verspricht es auch, so mögt ihr zweifeln, daß er es hält; aber einen Spitzbuben zum Stehlen auffordern und fürchten, er werde sein Wort nicht halten, wirklich, davon sehe ich den Grund nicht ein." Trotzdem Massimo damit den Gedanken, daß man dem Könige ja kein Opfer, sondern im Grunde eine Bereicherung zumute, nur in seiner Art ruhig einkleidete, so sieht man doch daraus, wie wenig Hochachtung er vor Karl Albert, und wie wenig Zutrauen er zu ihm hatte, und besonders wie wenig davon er bei anderen voraussetzte. Tatsächlich war er ohne große Hoffnung etwas zu erreichen, als er dem Könige die Bedürfnisse des Volkes vortrug und ihn einlud, sich an die Spitze der italienischen Bewegung zu stellen, und sein bereitwilliges Entgegenkommen verwirrte ihn fast noch mehr als es ihn überraschte. Um sich des Zaubers zu erwehren, der von Karl Albert ausging, mahnte er sich selbst: Sei auf der Hut, Massimo! und glaubte sich seine Worte nicht sorgfältig genug einprägen zu können, damit jedes Mißverständnis, Deuteln und Zurückziehen ausgeschlossen sei. Die Umarmung, mit der der König ihn entließ, hatte etwas Künstliches und machte ihn frösteln. Wußte der Unglückliche, daß sein Kuß wie der des Judas empfunden wurde, oder waren seine Lippen so kalt, weil sein Herz es war? Beides mag zutreffen, sicherlich war seine Stimmung eisig, verglichen mit dem Glauben und Wollen, das Massimo d'Azeglio und andere Patrioten belebte.

Im ganzen ging Karl Albert auf dem nun eingeschlagenen

Wege vorwärts, jedoch nicht ohne viele Schwankungen im einzelnen. Er war nicht der verhüllte Ritter, der, wenn es Zeit ist, das Visier öffnet und das Antlitz des Befreiers leuchten läßt; er hatte ebensowenig Herz zu seiner Sache wie vor 20 Jahren. Die unerbittliche Folgerichtigkeit des Lebens, die die Handlungen eines jeden unter sich und mit ihm selbst eumenidenhaft verkettet, schmiedet die Vergangenheit fest an die Füße des in die Zukunft Fliehenden trotz aller Reue und Buße. Immer wieder, wenn die italienische Bewegung sich zu einem Ausbruch verdichtete, richteten sich seine Taten, die er getan hatte, als die Lage eine ähnliche Konstellation zeigte, gespenstisch auf und versperrten ihm den Weg zur Größe. Er konnte nicht daran denken, Österreich zu verjagen und die italienische Krone zu erwerben ohne die Hilfe der Revolution, die er 1820 verraten und 1830 in Blut erstickt hatte. Wenn sie, die Patrioten es vergessen konnten, er konnte es nicht. Hätte er mit den Getreuen seiner Dynastie, mit den Royalisten und Absolutisten, Österreichs Herr werden können, so hätte er seinen Traum ohne Zwiespalt und Umwege, Verstellung und Widerspruch verwirklichen können. Darum zürnte er denen, die sich für seine ergebensten Anhänger hielten, oft am meisten, weil sie seinen geheimen Wünschen entgegen waren und ihn dadurch in gewisser Weise zum Bündnis mit der Revolution trieben.

Das Pfand, das die Patrioten von ihm verlangten, war die Verfassung, das Symbol des unglücklichen Jahres 1821, das er nicht ohne Grauen anrührte, und wodurch er sich der selbstherrlichen Macht, auf die er so großen Wert legte, entäußerte. Abgesehen davon brach er damit, daß er eine Verfassung erteilte, das Versprechen, das er Österreich gegeben hatte, die Gesetze seines Landes nicht zu ändern, und der Gedanke, wortbrüchig zu werden, belastete sein empfindliches Gewissen doppelt, da es sich um eine Sache handelte, zu der ihn sein Inneres nicht trieb, die ihm vielmehr zuwider und unheilig war.

Indessen geschah etwas Unerwartetes und einem Wunder Ähnliches, daß nämlich der neue Papst, Pius IX., auf die Seite

der Revolution trat, sowohl der liberalen wie der patriotischen, Reformen verlieh, eine Verfassung in Aussicht stellte und Italien segnete. Dadurch veränderte sich die Lage für Karl Albert völlig; er stand nun wieder im Schutze eines Höheren, den er, als den Stellvertreter Gottes, wirklich als Herr anerkennen konnte, handelte als Beauftragter des heiligen Vaters, in seinem Dienst und Namen. Wenn er nun tat was ihm widerstrebte, konnte er es als ein Gott dargebrachtes Opfer auffassen, er brauchte nichts zu fürchten, da der erste Fürst auf Erden ihm voranging. In dieser Zeit klang seine Sprache, wenn er von der Befreiung Italiens sprach, freudig und sicher, wie es sonst nicht der Fall war. Indessen war er doch zu welk und krank, als daß ihm irgendein Ereignis dauernd hätte Kraft einflößen können, und Stunden und Tage der Niedergeschlagenheit und des Verzagens kamen immer wieder, um so mehr als das Anwachsen der Revolution in Rom ihm Besorgnisse erregte. Immerhin wurde die Verfassung verliehen und der Krieg vorbereitet.

Die Revolutionen in Frankreich und Österreich im Anfang des Jahres 1848 und die fünf großen Tage in Mailand, an denen die Bürgerschaft die österreichische Besatzung unter Radetzky verjagte, führten den Ausbruch des Krieges herbei. Karl Albert trat an die Spitze seiner Armee, ein ebenso schlechter Feldherr wie guter Soldat. Er hatte keinen Überblick, niemals einen genialen Einfall. Auch er, wie Garibaldi, suchte vor den großen Schlachtentscheidungen die Einsamkeit, aber er tat es, um in Gebeten und Andachtsübungen die Eingebungen von oben zu erflehen, die kein Dämon im Herzen ihm zu eigen machte. Um noch sicherer zu gehen, da er sich selbst mißtraute, verließ er sich auch wohl auf die Ratschläge einer Nonne, mit der er im Verkehr stand und die er für gottbegeistert hielt.

Fast immer pflegen die ersten Erfolge für den Ausgang eines Unternehmens ausschlaggebend zu sein; denn sie geben den Glauben und den Schwung des Handelns, der unwiderstehlich macht. Nichts zeigte mehr, wie gebrochen und lebens-

unfähig Karl Albert war, als die Wirkung, welche die ersten Siege seines tapferen Heeres auf ihn hatten. Während das patriotische Italien sich in Hoffnung berauschte und mit doppeltem Ungestüm vorwärtsdrängte, feierte er Dankgottesdienste in den Kirchen, versäumte die erlangten Vorteile auszunützen, zauderte unschlüssig, als sei er auf die ungewohnte Gunst des Glückes nicht vorbereitet.

Freilich ereignete sich in dieser Zeit der öffentliche Abfall des Papstes von der Sache Italiens. Pius IX. befand sich in einer Lage, die der Karl Alberts nicht unähnlich war, insofern als er zu klein für die Heldenrolle war, die seine Zeit ihm aufdrängte. „Sie wollen einen Napoleon aus mir machen, während ich doch nur ein armer Landpfarrer bin", soll er gesagt haben. Warmherziger und leichtblütiger als Karl Albert, nicht wie dieser Erbe von Königen, nahm er den Jubel und Dank des Volkes an, womit dasselbe nicht ohne übermütige Dreistigkeit und Schlauheit ihn betäubte und verwirrte. Als er merkte, daß er aus einem Herrn ein Werkzeug und ein Gefangener zu werden anfing, suchte er den Kopf aus der Schlinge zu ziehen und sich die Freundschaft der großen Mächte, die er herausgefordert hatte, zu sichern.

Es lag denen nahe, die Karl Albert von Anfang an mißtrauten, zu vermuten, daß er dem Beispiel Pius IX. zu folgen wünsche, ja, daß er vielleicht niemals die Absicht gehabt habe, Österreich endgültig aus Italien zu verdrängen. Die Tapferkeit seines Heeres, und daß man mit ihm siegen konnte, hatte sich erwiesen, also mußte es an dem Könige liegen, wenn er nun, im entscheidenden Augenblicke, geschlagen wurde; so folgerten viele. In Wirklichkeit war Karl Albert viel zu stolz, um den Sieg nicht zu wünschen, da er Österreich einmal herausgefordert hatte; aber seit der Papst seine segnende Hand von dem Heere abgezogen hatte, war sein geringes Maß von Glauben und Freudigkeit völlig geschwunden. Der Vertrag mit der Lombardei, wonach diese ihn als König anerkannte, war endlich trotz der republikanischen Partei zustande gekommen,

und er hatte damit die Verpflichtung auf sich geladen, dem Volke, das ihn zum Herrn und Beschützer erkoren hatte, durch einen Sieg die Freiheit von Österreich, die es sich selbst erstritten hatte, zu sichern. Das Bewußtsein, nur noch Sieg oder Schande vor sich zu haben, erdrückte ihn; er glich einem verzweifelten Spieler, der alles auf einen letzten Wurf setzt und weiß, daß er kein Glück hat.

Die Schlacht bei Custozza war für Piemont eine so entscheidende Niederlage, daß für den Augenblick an eine Fortsetzung des Krieges nicht zu denken war. Dem Rate seiner Offiziere entgegen, die sich nach Turin zurückzuziehen für das Beste hielten, bestand Karl Albert darauf, nach Mailand zu gehen, den gefährlicheren Weg wählend, der am sichersten und schnellsten eine Katastrophe, das völlige Ende herbeiführen konnte; oft scheint der Ort, wo das Unheil auf einen Menschen wartet, eine anziehende Kraft auf ihn auszuüben. Übrigens ist es leicht nachzufühlen, was Karl Albert wollte; er war zu stolz, um als Besiegter in seine Hauptstadt zurückzukehren, zu stolz, um die Stadt, die ihm vertraut und die er enttäuscht hatte, zu fliehen, auch zu ritterlich, um nicht das äußerste zu ihrer Rettung zu wagen. Den Mailändern ins Auge wollte er sagen, daß er versucht habe, sie zu retten, aber unglücklich gewesen sei; wenn möglich noch einmal die Waffen zu ihrer Verteidigung ergreifen und dabei fallen.

Das Jahr 1821 war das Vorspiel zu dem tragischen Leben Karl Alberts gewesen: damals war der Zuruf Verräter! nur von ferne und von vereinzelten Stimmen zu ihm gedrungen, jetzt vernahm er ihn in unmittelbarer Nähe, von einem verzweifelten Volke ausgestoßen. Die Mailänder hatten die aus eigener Kraft errungene Unabhängigkeit nur in der Hoffnung aufgegeben, daß die piemontesische Armee sie beschütze; nun kam der neue Herr, der angekündigt hatte, daß er nicht eher in Mailand einziehen würde, als bis er die Österreicher besiegt habe, um sie dem verhaßten Feinde auszuliefern. Es ist verständlich, daß das Volk, sein Unglück und seinen Untergang vor Augen, nicht

abzuwägen vermochte, sondern blindlings gegen den Unglücklichen wütete, der, da er die Katastrophe nicht abgewendet hatte, sie herbeigeführt zu haben schien. Der einzige Schutz, den der König gegen diese Marter hatte, war ein Zustand von solcher Übermüdung, daß Hohn, Fluch und Schrecken wie an einem Toten an ihm vorüberging.

Sein kranker Organismus hatte nur noch ein Jahr Leben vor sich; er sah aus wie ein Sechzigjähriger, sein Gesicht war welk, seine hohe Gestalt gebeugt, sein Schritt unsicher, sein Blick todestraurig. Der Mann, der nicht handeln konnte, vermochte doch durch eine erstaunliche Anspannung seines Willens seinem schon vom Tode in Besitz genommenen Körper den Anschein des Lebens zu geben. Er war nicht viel mehr als ein Leichnam, der seinem Heere voranging, nicht wie der Cid durch die List seiner Krieger auf dem Rosse festgebunden, sondern durch den eigenen, das Spiel der Kräfte überdauernden Willen aufrecht gehalten. Er litt oft Stunden hintereinander Schmerzen, die er gleichsam ausschaltete, bis ihn die Mattigkeit überwältigte und seine Seele aussetzte. Der Aufruhr, der ihn in Mailand umtobte, die Schmach, durch die er hindurchging, sah und hörte er wohl, aber er erlebte sie nicht. Inmitten des lautesten Tumultes und der Todesgefahr, der er sogar in dem Palaste, wo seine Getreuen ihn bewachten, ausgesetzt war, schlief er, und wenn er geweckt wurde, um sich am Fenster zu zeigen, oder ein paar beruhigende Worte in das Geheul zu sprechen, tat er es, bleich und starr, ohne ein Zeichen der Unruhe. Er war bereit, den Kampf fortzusetzen, in der Hoffnung nicht auf Erfolg, sondern auf den Tod; indessen seine Umgebung, aufgebracht gegen Mailand, für welches das tapfere piemontesische Heer sein Blut vergossen hatte, und das, anstatt zu danken, verfluchte, setzte es durch, daß ein Waffenstillstand mit Radetzky geschlossen wurde, demzufolge dem Könige mit dem Heere freier Abzug bewilligt und Mailand unter gewissen Bedingungen übergeben wurde. Vor Tage verließen die Flüchtenden, die Ursache hatten, die Rache Österreichs zu fürchten,

ausgestoßene Bettler, zugleich mit dem aufgelösten piemontesischen Heere, die geliebte Stadt, in die sofort danach der triumphierende Unterdrücker wieder einzog. Den treuen Dienern Karl Alberts war es gelungen, ihn unbemerkt aus dem Palaste und aus Mailand zu führen.

Ein Gescheiterter, der den Ort fürchtet, von dem er hoffend auszog, zögerte Karl Albert nach Turin zurückzukehren und blieb in Alessandria; auch wollte er es wohl vermeiden, das Königtum in der neuen Weise, vom Parlament beschränkt, auszuüben. Übrigens war sein Benehmen immer geschmakvoll: er war liebenswürdig gegen die liberalen Minister, zu vornehm, um sie fühlen zu lassen, daß sie ihm aufgedrängt waren. Er schien jetzt dem Leben schon fern zu sein; tödlich ruhig, sprach er von Menschen und Dingen ohne Bitterkeit, ertrug er gelassen den Widerspruch. Einer seiner konservativen Anhänger erzählt von seinem Besuch in den Spitälern: „Diese Besuche kosten ihn eine unendliche Anstrengung ... sie haben etwas Düsteres. Man sieht, daß der arme Fürst sich damit eine peinliche Pflicht auferlegt, daß ihn nicht das Herz zum Lager der Kranken zieht. Mehr als je scheint sein Herz durch den Kummer versteinert zu sein; den Eindruck hat man, wenn man die unveränderliche Einförmigkeit der drei Sätze hört, die der König, von Bett zu Bett gehend, an jeden Soldaten richtet. Die, welche am meisten unter uns an seine eisige Kälte gewöhnt sind, verlieren die Fassung bei so viel Trockenheit und sind trostlos über diese erschreckende Müdigkeit.“ Es ist, als sähe man einen schon entseelten Körper sich maschinenhaft noch eine Weile fortbewegen.

Seine Frau, die ihn liebte, wünschte zu ihm nach Alessandria zu kommen; aber er beachtete es nicht. Er fühlte sich am Ende und wußte, daß nur noch der Todeskampf zu überstehen sei. Sein Gesundheitszustand war hoffnungslos: die Leber von außerordentlicher Größe, seine Gesichtsfarbe bleiern, seine Beine hatten die Neigung anzuschwellen. Eins bewegte ihn doch stark und dauernd: wie er sich von der Schmach, die er auf

sich lasten fühlte, reinigen, und wie er an Österreich Revanche nehmen könne. Einer schriftstellerischen Neigung nachgehend, die er von jeher hatte, beschäftigte er sich damit, eine Darstellung des Krieges zu verfassen, wie wenn sie von einem piemontesischen Offizier ausginge, die den Zweck hatte, darzutun, daß er kein Feigling und Verräter sei, nur kein Glück habe.

Häufig sprach er von seiner Abdankung, die von vielen nicht mit Unrecht als die geeignetste Maßnahme angesehen wurde, die er treffen könnte; aber es war nur ein Plan unter vielen, und der natürliche Wunsch, vorher noch einmal das Glück der Schlacht zu versuchen, überwog. Insofern stimmte er diesmal mit den extremen Patrioten überein, welche die Fortsetzung des Krieges um jeden Preis verlangten, ohne in Betracht zu ziehen, was das entmutigte Heer noch zu leisten vermöge. Zum Entsetzen der Royalisten ließ er sich heimlich mit allerlei berüchtigten Personen ein, Radikalen und Verschwörern, die man bisher ebenso sehr verachtet wie gefürchtet hatte. Lieber, sagte er, wolle er die rote Mütze aufsetzen, als nicht Rache an Österreich nehmen.

Indessen Karl Albert wollte nie etwas in dem Sinne, daß er die geeignetsten Mittel ergriffen hätte, um zum Ziele zu gelangen. Gegen bedeutende Männer, und namentlich gegen solche, die sich durch Selbständigkeit und Tatkraft auszeichneten, hatte er Widerwillen, nicht nur gegen Mazzini und Garibaldi, sondern auch gegen Cavour. Bei der Wahl eines Generals — denn er selbst wollte den nächsten Feldzug nicht leiten — gaben persönliche Empfindungen den Ausschlag, obwohl auf der Hand lag, daß der Ausgang des Krieges zum großen Teil davon abhing. Einen tüchtigen piemontesischen Offizier lehnte er ab, weil derselbe ihn durch eine Schrift über den letzten Feldzug gekränkt hatte, ein untauglicher Pole trug es davon, weil er sich irgendwie dem Könige angenehm gemacht hatte. Karl Alberts Natur war so fein und leicht verletzlich, daß er sich lieber in sich selbst zurückzog, als mit jemandem

um die Macht zu ringen, aber nicht bescheiden genug, um die Überlegenheit eines anderen anzuerkennen oder gar neben sich zu dulden. Ein gewisser Erzbischof namens Franzoni, Gegner der neuesten Politik des Königs, hatte sich das Vergnügen gemacht, anstatt Carlo Alberto Cavolo Alberto zu sagen, auf deutsch Kohlkopf Albert. Darüber äußerte sich dieser zu einem Freunde: „Ich kann Rücksicht auf seine bischöfliche Würde nehmen, aber wie könnte ich jemals einen meiner Untertanen fürchten? Ich fürchte Österreich nicht, ich bin bereit, einen Unabhängigkeitskrieg zu unternehmen, und ich sollte den Marquis Louis Franzoni fürchten! O, das wäre wirklich zu komisch!“ Man sieht in diesen Worten die Empfindlichkeit und den maßlosen Stolz des Königs, wie auch seinen gänzlichen Mangel an Humor.

Der zweite Feldzug wurde hoffnungsloser als der erste begonnen; was den König betrifft, so war er noch kränker und noch düsterer als vor einem Jahre. Man hat fast den Eindruck, er habe sich erleichtert gefühlt, als die Niederlage entschieden und die Notwendigkeit zur Abdankung gekommen war; wie ein talentloser Schauspieler, den die Angst aufzutreten und das Bewußtsein von der Kälte des Publikums lähmt und doppelt untauglich macht, aufatmet, wenn das Stück aus ist und er nach Hause gehen kann. Infolge der Abneigung des alten Radetzky gegen seine Person und Vorliebe für den jungen Viktor Emanuel war seine Abdankung zum Zustandekommen eines leidlich günstigen Friedens notwendig, und auch abgesehen davon, daß er der Ruhe bedurfte, um zu sterben, liegt kein Grund vor, ihm diese Handlung als Großmut anzurechnen. Nach seinem Sinne abgedankt hatte er, als er die Verfassung erteilte; jetzt gab er nichts auf, das ihm wertvoll gewesen wäre, dagegen entzog er sich der Demütigung, als Geschlagener, Ohnmächtiger zu seinem Volke zurückzukehren. Versagt man ihm aber auf der einen Seite die Bewunderung, so gesteht man sie willig seiner Persönlichkeit zu, wenn man dem lautlosen Scheiden dieser vornehmen und tragischen Erscheinung zusieht. Seine

Umgebung beobachtete, daß er weicher und liebevoller als sonst gegen seine Söhne war; seine Starrheit schien mit dem Purpur abzufallen, den er nie ohne Anstrengung getragen hatte. Unter dem Namen eines Grafen von Barge verließ er allein zu Wagen das Heer. Von den österreichischen Posten aufgehalten und um Namen und Stand befragt, fiel im Gespräch, das sich anknüpfte, seine Kenntnis in kriegerischen Dingen und namentlich seine Würde auf, und der österreichische General Thurn sprach sein Erstaunen darüber aus, daß ein Mann wie er keinen höheren militärischen Rang einnehme. „Was wollen Sie," antwortete Karl Albert, „ich bin niemals glücklich gewesen. Ich hatte keinen Erfolg; auch habe ich nach der Schlacht, da ich glaubte, daß meine Laufbahn keine Zukunft hätte, meinen Abschied genommen." Ein piemontesischer Gefangener erkannte ihn, schwieg aber auf seinen Wink; man bemerkte, daß man den König vor sich habe und ließ ihn ehrfurchtsvoll ziehen.

Unter fortwährenden Schmerzen reiste Karl Abert mit der hartnäckigen Ausdauer, die ihm eigen war, nach Oporto, von der portugiesischen Bevölkerung überall wie ein Heiliger begrüßt. Er kam im April dort an und starb nach Verlauf von drei Monaten, am 28. Juli 1849. Sein fester Glaube an die jenseitige Seligkeit erleichterte ihm das Sterben. Wie es damit auch beschaffen sein mag, seine Erhöhung hat hinieden stattgefunden, indem sein Volk den einst als Verräter Beschimpften als königlichen Märtyrer, als den ersten italienischen Fürsten verehrt, der das Schwert gegen Österreich zu ziehen wagte.

Man überschätzt Karl Albert, wenn man ihn den Hamlet Italiens nennt; denn seine Unschlüssigkeit ergab sich nicht aus der Höhe eines geistigen Standpunktes, von dem aus alle Dinge gleich wichtig oder gering erscheinen, auch nicht aus einem gerechten Abwägen der Gegensätze. Andererseits, wenn Metternich ihn le prototype de l'ambition associé à la faiblesse nannte, so hatte das nur soviel Wahrheit, wie ein liebloses Urteil haben kann. Er übersah die tiefe Traurigkeit, die schon aus den

Augen des Kindes blickte, die Fähigkeit, ein Leben lang aus tiefster Seele zu leiden, die kein Mensch hat, den man mit ein paar scharfen Worten erschöpfen kann. Indem das Unglück seinen Mantel um einen Menschen schlägt, schützt es ihn zugleich vor den Richtersprüchen der Menschen und unterstellt ihn einer höheren Gerechtigkeit, vor der sie verstummen.

GIORGIO PALLAVICINO

EINEN der Gefangenen von Spielberg las das Schicksal aus, ihm die Befreiung Italiens erleben zu lassen; während für die andern das Jahr 1821 zugleich der Höhepunkt und die Katastrophe ihres Lebens gewesen war, worauf höchstens noch ein stilles, melancholisches Versickern folgte, begann für einen nach der Gefangenschaft eine zweite Geschichte, mit neuen Zielen, neuen Hoffnungen und einer großen, die Bestrebungen der ganzen Vergangenheit krönenden Erfüllung. Das war der Marchese Giorgio Pallavicino. Man ist gespannt zu erfahren, was für ein Mensch der war, der aus einer Marter, die so viele zerbrach, heil und des Lebens fähig hervorging, den das Glück vor so vielen begünstigte. War er tüchtiger oder kraftvoller oder unempfindlicher als jene, in irgendeiner Weise günstiger veranlagt? Damals, als die verhängnisvollen Ereignisse sich gestalteten, war er wohl derjenige, der am wenigsten zu bedeuten schien. Er hatte nur so viel Geltung wie gewichtigere Persönlichkeiten, deren Trabant er war, und äußere Umstände ihm verliehen; die letzteren waren sehr glücklich.

Giorgio war der einzige Sohn des aus altem und hochberühmten Geschlechte stammenden Marchese Pallavicino und der Gräfin Anna Besozzi, einer charaktervollen Frau, deren dauerhafte Körperbeschaffenheit und moralische Auffassung des Lebens sich auf ihren Sohn vererbt haben mag. Es herrscht in Italien der Glaube, daß es für ein Kind eine gute Vorbedeutung sei, wenn es mit einem Zahne geboren werde: solcher Glücksgüter brachte er zwei mit. Den Vater, den er früh verlor, scheint ihm die Mutter völlig ersetzt zu haben; mit ihrem zweiten Manne, dem Edlen Giuseppe Vismara, stand er zeitlebens in herzlichen Beziehungen. Mit seinen Schwestern verband ihn zärtliche Liebe; weder seelische noch materielle Entbehrungen scheinen seine Kindheit und erste Jugend getrübt zu haben. Seiner Mutter rühmt er nach, daß sie ihn nach den strengen Grundsätzen der alten Zeit erzogen habe; übrigens

empfing er die Ausbildung, die damals in Oberitalien für vornehme junge Leute üblich war. Er wuchs außer dem Hause, in Anstalten heran, und zwar besuchte er als Knabe das Kolleg für junge Edelleute in Parma, das von ehemaligen Jesuiten geleitet wurde. Der Unterricht war dort zugleich pedantisch und oberflächlich, auch die Religion wurde zwar sehr eifrig, aber in ganz äußerlicher Weise betrieben. Verständiger wurde die körperliche Ausbildung gehandhabt; denn Reiten, Tanzen und Fechten gehörte zur Vollendung des Aristokraten. Der Standeshochmut wurde systematisch gepflegt, wie denn die Kinder sich mit ihren Titeln und in der dritten Person anreden mußten; da jedoch der Zeitgeist einmal in der entgegengesetzten Richtung ging, diente ein solcher Zwang nur dazu, die jungen Menschen für die modernen Ideen von Freiheit und Gleichheit desto empfänglicher zu machen. Der Sturm der napoleonischen Eroberung fegte die Jesuiten weg, und das Kolleg wurde unter französischer Leitung in ein militärisches umgewandelt, was den Zöglingen wohl zusagte, die Eltern aber beängstigte, so daß sie nach einiger Zeit ihre Söhne zurückriefen.

Giorgio sollte an der Universität die Rechte studieren, hatte aber einen lebhaften Widerwillen dagegen, wie gegen das Methodische und einseitig Verstandesmäßige überhaupt. Er hatte ein außerordentlich unruhiges Temperament und bedurfte starker Erregungen und Eindrücke, um es im Gleichgewicht zu halten. Während im Norden der ruhige, langsame, gesammelt tatkräftige Mensch häufiger ist, ist es im Süden der leicht erregte, unbesonnene, der in der Aufwallung zu ungeheueren Anstrengungen bereit ist, bei regelmäßiger Tätigkeit erlahmt und erstarrt. Wie viele Menschen, die ohne produktiv zu sein, einen starken Tätigkeitstrieb haben und durch die Umstände nicht zum Arbeiten gezwungen sind, hatte er einen Hang zu reisen. Ohnehin war es Sitte, daß die vornehmen und wohlhabenden jungen Leute sich die Welt ansahen, wenigstens Italien, Wien und Paris kennen lernten, und so begab er sich mit der Erlaubnis seiner Mutter in Begleitung eines geistlichen Mentors zunächst

nach Florenz und Rom, dann nach Ungarn, Deutschland und der Schweiz. Ein anderes Mal bereiste er Frankreich, England, Schottland, Irland, Holland, Dänemark, Norwegen und Schweden. Man hat nicht den Eindruck, daß dies Reisen in fremden Ländern ihn irgendwie beeinflußt, seine Anschauungen erweitert habe; abgesehen davon, daß er noch zu jung war, namentlich bei seinem Temperament, um ruhig in sich aufnehmen zu können, war er überhaupt wenig entwicklungsfähig. Bis ins hohe Alter behielt er Jünglingsart, was zugleich einen Reiz und eine Beschränkung bedeutet. Sein Denken bewegte sich wie sein Fühlen und Erleben in einfachen, stark ausgeprägten Bahnen, die nicht in die Tiefe gingen, dementsprechend, daß alles bei ihm früh zur Entladung kam. Er verpuffte viel in die Luft, wobei er aber ehrlich war, nicht etwa nur gestikulierte. Die politische Richtung, die er damals innehatte, die ihn wesentlich ausfüllte, war Haß gegen Österreich und ein allgemeiner Demokratismus in der Art, wie die französische Revolution in ihrem Beginn ihn aufgebracht hatte.

Von der letzten großen Reise kehrte Pallavicino gerade in dem Jahre 1821 zurück, das den aufgehäuften Zündstoff zum Explodieren brachte. Unbeschäftigt wie er war, ohne ein bestimmtes Ziel im Auge zu haben, wurde er sofort von der Bewegung ergriffen, umsomehr, da er eine überschwengliche Verehrung für den um 13 Jahre älteren Grafen Confalonieri hegte, der an ihrer Spitze stand. Auf dessen Aufforderung ging er mit einem Freunde namens Castiglia, den er seinerseits zu dem gefährlichen Streich veranlaßte, heimlich nach Piemont, um mit Karl Albert von Carignan über die bevorstehende Erhebung Rücksprache zu nehmen. Nachdem sie dem Grafen Confalonieri den entmutigenden Bescheid überbracht hatten, flüchteten die beiden Freunde in die Schweiz, für den Fall, daß die Regierung von ihrer hochverräterischen Reise etwas erfahren hätte und auf sie fahndete. Auch diese beiden also hatten, wie Pellico und Confalonieri, die sich gleichfalls an der Schweizer Grenze befanden und gewarnt waren, ihre Rettung in der Hand; auf Bitten aber

von einigen Freunden und Pallavicinos Mutter und in der Meinung, daß die Gefahr vorüber wäre, kehrten sie nach Mailand zurück.

Merkwürdigerweise war die Polizei von der heimlichen Reise Pallavicinos und Castiglias noch nicht unterrichtet. Ein anderer Umstand aber, Briefe, die der letztere mit einem des Liberalismus verdächtigen auswärtigen Mailänder gewechselt hatte, führten zu seiner Verhaftung. Weder er selbst noch das Publikum hatten zunächst eine Ahnung von dem Grunde derselben, und so war es selbstverständlich, daß Mitwissende annahmen, es könne sich nur um die verhängnisvolle Reise nach Piemont handeln. Als die Kunde davon zu Pallavicino drang zugleich mit Wiederholungen des Geredes, das nachschleppte, so sei nun Castiglia das Opfer, das Pallavicino verführt hätte, und dieser ginge unbelästigt umher und freute sich des Lebens und der Freiheit, stellte er sich eilends der Polizei und verlangte an Stelle Castiglias in Haft genommen zu werden, da nicht der, sondern er selbst für die Reise nach Piemont verantwortlich sei. Ein besonnener Mensch hätte die Dinge sich entwickeln lassen; bei Pallavicino reizte die erste Aufwallung, der edle Instinkt dem durch ihn ins Unglück geratenen Freunde zu helfen oder dann mit ihm leiden zu wollen, und der andere, das gehässige und ungerechte Gerede der Leute sofort zu entkräften. Dieser rasche Schritt war das erste Glied einer Kette unsäglichen Unglücks, so etwa wie jener unbedachte und überflüssige Brief Maroncellis an seinen Bruder zu seiner, Pellicos und vieler anderer Verhaftung geführt hatte. Zwar wurde Pallavicino zunächst entlassen, da die Polizei von dem, dessen er sich selbst anklagte, nicht unterrichtet war, einige Tage später aber, als er gerade im Theater war, nunmehr unter schwerster Anklage verhaftet.

Mit derselben Unbesonnenheit, die ihn veranlaßt hatte, sich selbst für Castiglia opfern zu wollen, weil er dessen Verführer gewesen sei, nannte er Confalonieri als den seinigen, so wie damals dem Antrieb der Hilfsbereitschaft jetzt dem der Selbsterhaltung nachgebend, beide Male wohl auch von Offenheit

und Gerechtigkeitsliebe beherrscht. Die Richter, die mit dem Empfindungsleben junger Italiener vertraut sein mochten, hatten ihn noch dazu an den Schmerz seiner Mutter gemahnt, um seine Widerstandskraft aufzulösen.

Von einem mitgefangenen Studenten darauf aufmerksam gemacht, welches Unglück er über Confalonieri gebracht habe, war Pallavicino sofort bereit, seine Unbedachtsamkeit wenn irgend möglich wieder gutzumachen. Zu diesem Zweck stellte er sich geisteskrank, und zwar so, als ob er sich für eine Amsel hielte. Hätte er den Schein erwecken können, daß er zur Zeit seiner Aussage über Confalonieri geistesgestört gewesen wäre, so hätte das unter Umständen von Einfluß sein können; nun aber wählte er einen Zustand, der augenscheinlich damals noch nicht bestanden hatte und erweckte dadurch in den Richtern (insofern sie sein Spiel nicht sofort durchschauten) das Urteil, er habe bei gesunden Sinnen Confalonieri angeklagt, in der Krankheit seine Aussage zurückgenommen. Wenn er Homer sein wollte und einen Wasserkrug für die Quelle Hippokrene erklärte, wenn er die Arme in einer Art bewegte, wie wenn er, als Amsel, mit den Flügeln schlüge, so hätte das in einer so schrecklich umdrohten Lage nur dann den Eindruck des jugendlich kühnen Übermutes machen und Wohlgefallen erregen können, wenn die Wahrscheinlichkeit des Erfolges damit verbunden gewesen wäre; da das aber der Sache nach ausgeschlossen war, schien er ein unreifer, aufgeblasener Tor zu sein, der ernsten Umständen nicht ernst zu begegnen wisse.

Diese kleine Episode ist für den jungen Pallavicino charakteristisch: es war ihm nicht gegeben, sich mit der Einfachheit und Gelassenheit zu benehmen, die aus einem harmonischen Charakter von selbst hervorgeht, sondern, ob er mutige oder erhabene oder zornige Gefühle äußerte, es erschien leicht in Verzerrungen, die gegen ihn einnahmen. Den Richtern, die durchaus nicht voreingenommen gegen die Angeklagten waren, mißfiel er entschieden, sie fanden ihn unverschämt und petulant. Irgendein Mißverhältnis war in ihm: vielleicht daß seine Per-

sönlichkeit für das, was er wollte, nicht bedeutend genug war. Das stellte sich äußerlich durch die Kleinheit und Dürftigkeit seiner Gestalt dar, die sein leidenschaftliches und kampflustiges Sichgebärden leicht lächerlich erscheinen ließ. Andryane schildert sein Wesen anschaulich: wie er in jener Nacht, als das Urteil verlesen werden sollte, in dem düsteren Saale, wo alle in schrecklicher Erregung um äußere Fassung bemüht erschienen, keck und laut herausfordernd auftrat, Ringe an den Fingern, von denen er einen mit einer gewissen Großspurigkeit verschenkte, wie er seinen Haß gegen Österreich und seine Wut über die Richter herausprahlte und ebenso stark seiner Liebe und Reue gegen Confalonieri Ausdruck gab; dann wie er während der Reise der Verurteilten nach dem Spielberg in Verona, zornig über die hämische Neugier des Volkes, vom Fenster aus den Untenstehenden die Gegenstände, die ihm zur Hand waren, auf den Kopf werfen wollte, unbekümmert, welche Folgen das für ihn haben könnte und nicht ahnend, wie lächerlich die ohnmächtigen Ausbrüche des kleinen Mannes dem Publikum erschienen. Hiermit stimmt die Erzählung des Richters Rosmini überein, Pallavicino habe, als er aus dem Kerker geführt sei, um sein Urteil zu vernehmen, laute Freude an den Tag gelegt, weil er nun hoffentlich zum Galgen geführt werde. Andryane unterschätzte die Unverzagtheit und das Feuer nicht, das Pallavicino wirklich beseelte, zugleich aber empfand er das komisch Geschwollene, Unmännliche und Unschöne, das oft in seinem Wesen lag.

Obwohl Pallavicino Denkwürdigkeiten hinterlassen und ein Büchlein eigens über seine Festungshaft herausgegeben hat, hat man doch keine deutliche Vorstellung von dem, was er auf dem Spielberg erlebte und erlitt. Ungebärdig wie er war, wurde er anfangs allein in einer Zelle gehalten, der Einsamkeit und Langeweile trostlos preisgegeben; die längste Zeit war er mit einem gewissen Tonelli zusammen, dem er immer befreundet blieb. Es mag sein, daß sein Temperament, das die Vorgänge seines Innern sofort ungehemmt nach außen warf, ihm die

Qualen minderte, die sich anderen Naturen in der Brust ansammelten und ein Teil von ihnen wurden; gleichsam als hätte er Gift und andere Unbekömmlichkeiten rasch herausstoßen können, während andere sich damit nähren mußten. Freilich wuchs und entwickelte er sich auch nicht. Einmal verbreitete sich die Nachricht, daß er wahnsinnig geworden wäre, so befremdend und über das natürliche Maß hinausgehend mögen seine Ungeduld und sein Gram sich geäußert haben.

Unter allen Umständen bildet sich für den Menschen ein Leben mit gewissen Abwechselungen, gewissen Freuden oder auch nur Erleichterungen heraus, die vergleichsweise sehr gering sein können, gegenwärtig aber doch das Dasein ausfüllen und erträglich machen. Selbst in der grausamen Umschlossenheit des Spielbergs entstand zwischen den Gefangenen und ihren Wärtern und zwischen den Gefangenen untereinander ein Verkehr, über dessen Natur wir nur mangelhaft unterrichtet sind, da die Rücksicht auf andere auch nach ihrer Befreiung den Beteiligten Zurückhaltung zur Pflicht machte. So können wir uns denn auch nichts dabei vorstellen, wenn wir hören, Pallavicino sei auf unerträgliche Weise dadurch erregt und gereizt worden, daß seine Gefährten von ihm verlangt hätten, wie sie selbst Confalonieri gewisse Huldigungen darzubringen, wozu er sich nicht hätte bequemen wollen.

Tatsache ist es, daß die einstige Bewunderung Pallavicinos für den Grafen auf dem Spielberg zur Abneigung, ja zur nachhaltigen Feindschaft wurde. In späteren Jahren sprach er davon, sich über die Geschichte dieser Wandlung erklären zu wollen, unterließ es aber, vielleicht im Gefühl, daß keinem damit gedient, sondern allen geschadet sein würde. Zu der Zeit, als man es noch für wahrscheinlich hielt, daß Confalonieri hingerichtet werden würde, war Pallavicino von Gefühlen der Liebe und des reuigen Schmerzes bewegt, daß der Mann, den er damals für den größten Helden Italiens hielt, durch seine Schuld oder wenigstens infolge seiner Geständnisse das Leben verlieren sollte. Wir glauben es Andryane gern, daß er in

diesen Augenblicken sich in leidenschaftlichen Selbstanklagen erging und Confalonieris Verzeihung anflehte. Es liegt aber in der Natur des Menschen, daß ein Gefühl sich nicht lange auf seinem Höhepunkte erhalten kann, ja daß ein zum äußersten getriebenes Gefühl namentlich dann leicht in sein Gegenteil umschlägt, wenn die Umstände, die es hervorriefen, sich ändern. Canfalonieri starb nicht, sondern erlitt dieselbe Strafe wie Pallavicino. Wäre dieser ganz frei von Selbstgefühl oder ganz erfüllt von Liebe gewesen, so hätte er sein eigenes Leiden gering angeschlagen gegenüber dem des Confalonieri; ein solches Sichselbstvergessen um anderer willen lag aber doch nicht in seiner Natur. Er war durchaus nicht frei von Eitelkeit und Empfindlichkeit, der Trieb, eine Rolle zu spielen, war lebhaft in ihm und hätte ihn sogar lächerlich machen können, wenn er nicht von ehrlichem Willen zum Guten und von der Fähigkeit Opfer zu bringen begleitet gewesen wäre. Je mehr er Leiden um der heiligen Sache willen ausstand, je mehr er selbst dadurch Mitleiden und Bewunderung erregen konnte, desto mehr steigerte sich sein Selbstgefühl. Er mochte sich fragen, warum er denn Confalonieri höher als sich selbst schätzen sollte, der während des Prozesses weniger Todesverachtung gezeigt hatte als er selbst, der wie ein Verzweifelter mit allen Mitteln um sein Leben gerungen hatte. Als er ihn bei Gelegenheit einer Konfrontation zuerst wiedersah, mag der gebrochene, ohnmächtig stolze Mann dem Bilde nicht entsprochen haben, das Pallavicino sich von ihm gemacht hatte. Der Anbeter pflegt es seinem Idole nicht zu verzeihen, wenn es seine Verwundbarkeit und Gebrechlichkeit enthüllt; oft erhebt sich dann das zurückgedrängte Selbstgefühl und rächt sich an dem Verehrten, der, so scheint es dem Ernüchterten, ihn der beglückenden Bewunderung beraubte. Wie Confalonieri den Umschlag aufnahm, weiß man nicht genau; allem Anschein nach ließ er sich mit derselben Würde hassen wie zuvor vergöttern und bewahrte Pallavicino gegenüber stets eine Gelassenheit, die für ihn einnimmt. Pallavicino war es niemals

möglich mit ruhiger Billigkeit von Confalonieri zu sprechen. Der Umstand, daß er in den Augen vieler für den galt, dessen Schwäche den Grafen ins Unglück gestürzt habe, wird, man kann es sich wohl denken, sein Gefühl gegen ihn vergiftet haben. Es wurde ihm so qualvoll, mit dem einstigen Freunde an gleichem Orte angekettet zu sein, daß er um jeden Preis vom Spielberg fortstrebte und die Versetzung auf eine andere Festung auch wirklich erreichte.

Pallavicino spricht gelegentlich von seinem eisernen Körper und muß wohl einen solchen gehabt haben, da er trotz der zwölfjährigen Kerkerhaft ein hohes Alter bei verhältnismäßiger Gesundheit erreichte. Nichtsdestoweniger berichteten die behandelnden Ärzte vom Spielberg stets sehr ungünstig über ihn; er habe beständig Husten, Heiserkeit, Brustschmerzen, und sie hielten für möglich, daß er Neigung zur Brustkrankheit ererbt habe. Auch betonten sie die außerordentliche Reizbarkeit seiner Nerven, die schon während des Prozesses in Mailand Anlaß gab, seine völlige Normalität in Zweifel zu ziehen, und das mag den Kaiser bewogen haben, seiner Bitte um Entfernung vom Spielberg Gehör zu schenken; allerdings ohne deswegen sein Los zu erleichtern. Er kam nach Gradisca, wo er die Zelle mit einem alten slavischen Bauern teilen mußte, der als Räuber zu lebenslänglichem Kerker verurteilt war, und wo demnach seine äußere Lage sich um vieles verschlimmert hatte, dann nach Laibach. Dort kam ihm im Herbste des Jahres 1835, einige Monate nach dem Tode des Kaisers, die Befreiung. „Keine Ketten mehr!“ schrieb er. „Noch wenige Tage, und ich werde frei sein — frei wie der Adler vom Sankt Bernard! Freude ist in meinem Herzen. Ach warum kann sie nicht, durch das ganze Weltall sich ergießend, die Seligkeit der Engel vermehren, die Wunden der Menschen schließen und auf eine Stunde, nur auf eine Stunde! die Verzweiflung der Verdammten aufheben!“ Unter gewöhnlichen Verhältnissen könnte man diese Sprache allzudick aufgetragen nennen; aber dem Umstande, der sie hervorrief, entspricht sie ganz und ist schön und

ergreifend; so, kann man sagen, brauchte sein Wesen schwere Schicksalsschläge und große Ereignisse zum Hintergrunde.

Weder Pellico, noch Confalonieri, noch Andryane, waren fähig, die Freiheit mit solchem Jubel zu begrüßen; sie empfanden zunächst nichts, als daß sie kein Leben mehr hatten, etwas damit anzufangen. Auch Pallavicino befand sich in übler Gesundheitsverfassung, doch fehlte es ihm nicht an der Zuversicht sich wiederherstellen zu können. Die Umstände gestalteten sich sofort günstig für ihn: obwohl kaum kränker als Confalonieri erhielt er auf Grund seines leidenden Zustandes die Erlaubnis, während die anderen nach Amerika auswandern mußten, in Europa zurückzubleiben, mit der Einschränkung freilich, daß er Böhmen zunächst nicht verlassen dürfe; er wollte nämlich die Bäder von Karlsbad benützen.

Als Besitzer eines sehr großen Vermögens und mit dem Ruhme der ausgestandenen Leiden befand er sich äußerlich in einer beneidenswerten Lage. Mit 38 Jahren hatte er noch Raum zu hoffen und zu streben vor sich, und was mehr bedeutete, er war ohne unheilbare Wunde, ohne einen Bruch in seinem Innern. Was die Menschen im allgemeinen erwarteten und für selbstverständlich hielten, war in ihm verwirklicht, daß er als derselbe Mensch den Kerker verließ, als welcher er ihn 12 Jahre zuvor betreten hatte. Dieselben einfachen Überzeugungen und Gefühle hatte er behalten: Haß gegen Österreich, Liebe zum Vaterlande, für Freiheit und Unabhängigkeit, einen mäßigen Demokratismus und eine scharfe Feindseligkeit gegen konfessionelle Religion. Weder hatte Zweifel irgend eine seiner Überzeugungen mürbe gemacht, noch hatte er sich überhaupt zu allgemeinen Anschauungen über die Zeitfragen erhoben, vielmehr bildeten sie nach wie vor das unerschütterliche Gerüst seines Daseins. Philosophisches oder Mystisches hatte er nicht in sich; er und seine Welt waren ihm selbst und anderen deutlich begrenzt und übersichtlich.

Wenn die Politik zunächst für ihn in den Hintergrund trat, so lag das nicht an Müdigkeit oder Ekel daran von seiner Seite,

sondern an der reaktionären Stille dieser Jahre und an dem Drang, sich des Lebens wieder zu bemächtigen, der bei fast allen Befreiten, sofern sie noch gesund genug waren, sich bald regte. In Karlsbad, wo er sich seiner Gesundheit wegen aufhielt, lernte er Anna Koffmann kennen, ein Mädchen aus wohlhabender und angesehener Prager Bürgerfamilie, deren Sechzehnjährigkeit durch den Zauber von Pallavicinos Märtyrertum, vielleicht auch seines altadeligen Namens leicht hingerissen wurde. Das Glück der Liebe und der Ehe füllte ihn nunmehr einige Jahre ganz aus. Mit seinen einfachen Instinkten, seiner Wärme und Rechtschaffenheit war er dazu geschaffen, ein guter Ehemann und Vater zu sein. Selbst daß er körperlich klein, unansehnlich und unschön war, doppelt so durch die Folgen der langen Haft, während welcher er seine Haare eingebüßt hatte, machten ihn zum Gatten einer jungen, hübschen, anmutigen Frau geeignet, die den um vieles älteren verehrt und in seiner und der allgemeinen Verehrung reichliches Genügen findet. Offenbar war Anna Koffmann nicht nur hübsch, sondern auch klug und tatkräftig. Sie lebte sich sofort in die patriotischen Interessen ihres Mannes hinein, unterstützte sie und trat selbst handelnd hervor, wo immer sie Gelegenheit hatte, ohne sich vorzudrängen. Das Ehepaar hatte nur ein Kind, eine Tochter, deren Verheiratung der liebevolle Vater erlebte.

Als der Kaiser im Jahre 1840 eine Amnestie erließ, siedelte Pallavicino mit seiner Familie nach Mailand über. Er unterbrach seinen Aufenthalt zuweilen durch Reisen in ein Bad oder nach Paris, das viel Anziehungskraft für ihn hatte, obgleich ihn das dortige Leben, das er leichtfertig und unsittlich fand, abstieß. Er besichtigte und studierte alles nach Kräften, auch Kunstwerke betrachtete er treu und aufmerksam und beurteilte sie ohne Kunstsinn und Kennerschaft auf den Stoff und die Anordnung hin und als Erzeugnisse eines Landes, die auf dessen Kulturzustand einen Schluß erlauben. Daß er sich trotz seines abfälligen Urteils so gern in Paris aufhielt, ist daraus zu

erklären, daß dort am meisten Umtrieb war; das ruhige Leben konnte er nicht ertragen. Auf seinem Gute San Fiorano machte er sich dadurch Beschäftigung, daß er den alten Palast seiner Familie durch ein Landhaus ersetzte, das er mit Bildern seiner Ahnen schmücken ließ; aber das genügte nicht, um seine innere Unruhe ins Gleichgewicht zu bringen. Dem äußeren Schein nach, sagte er selbst, hätte man ihn damals für glücklich halten können, aber er sei es nicht gewesen. Von Paris aus schrieb er einmal, daß seine Einbildungskraft ihn noch ins Irrenhaus führen werde.

Die großen Veränderungen im politischen Leben Italiens, die durch die Wahl Pius IX. eingeleitet wurden, eröffneten Pallavicino ein neues Leben. Kurz zuvor traf er im Bade Vichy mit dem einst innig verehrten, dann gehaßten Grafen Confalonieri zusammen. Da sie dasselbe Hotel bewohnten, hielt es ein junger Verehrer beider, der, wie es so geht, nicht fassen konnte, daß zwei in seinen Augen gleich verdiente Männer verfeindet sein sollten, für gelegen, eine Begegnung und Versöhnung zwischen ihnen herbeizuführen. Confalonieri war sofort dazu bereit, Pallavicino nur auf dringendes Zureden. Sie trafen sich scheinbar zufällig im Garten und wechselten einige freundliche und höfliche Worte, die Pallavicino jedenfalls nicht vom Herzen kamen. Wenn es ihm auch nicht gerade Befriedigung verschaffte, so scheint es ihm noch weniger Wehmut verursacht zu haben, daß er den einst bewunderten Mann zur Mumie abgemagert wiedersah, wie er schreibt, sichtlich dem Tode ausgeliefert, der ihn wirklich bald ereilte. In diesen Jahren starben auch Maroncelli und Borsieri, ein anderer Leidensgefährte vom Spielberg, und Pellico erlebte zwar die Revolution, aber zu schwach und innerlich erstorben, um freudiger Teilnahme an den Ereignissen fähig zu sein.

Anders stand es um Pallavicino. Mit der Revolution, die ihm wieder eine Tätigkeit nach seinem Sinn ermöglichte, begann für ihn, der nun 50 Jahre alt war, ein zweites Leben. Die

Hoffnungen seiner Jugend begannen sich zu verwirklichen, in ungeahnter Herrlichkeit befreite sich Mailand von den mächtigen Fremden. Er eilte von seinem Gute nach der flammenden Stadt, ging in die Versammlungen, erließ Aufrufe, lief hierhin und dorthin, endlich einmal ganz in seinem Elemente. Man kann nicht sagen, daß er damals besonders einflußreich gewesen wäre, das lag offenbar nicht in seiner Persönlichkeit. Es fehlte ihm durchaus nicht an der richtigen Einsicht und Beurteilung von Menschen und Verhältnissen, ja, man kann sagen, daß er, meist für einen verständigen Mittelweg stimmend, die Meinung der Mehrzahl, die schließlich durchdringen mußte, zu vertreten pflegte; aber er imponierte nicht durch seine Erscheinung oder sein Wesen. Immerhin gaben sein Alter, sein Vermögen, und seine Vergangenheit ihm ein Ansehen, das ihm ermöglichte eine gewisse Rolle zu spielen; der Titel des Märtyrer vom Spielberg, dessen er sich nicht ohne Selbstgefälligkeit gern bediente, sicherte ihm von vornherein ein gewisses Maß von Verehrung und Berücksichtigung. Das gab ihm mehr Haltung, als er in seinen Jünglingsjahren besessen hatte, und so kann man sagen, daß das einst gehäufte Leiden für ihn ein gesammeltes Kapital bedeutete, dessen Zinsen er nun genoß.

Pallavicino war kein Theoretiker; vom Gefühl ausgehend wollte er die Unabhängigkeit Italiens und die Hebung der untern Klassen, aber wie das zu machen sei, darüber hatte sein Verstand sich keine unerschütterlichen Grundsätze gebildet. Auch war er ein viel zu unruhiges, auf beständiges Tätigsein gestelltes Temperament, um nicht vor allen Dingen die Sache, die er betrieb, in Gang bringen zu wollen. Trotz der Enttäuschungen des Jahres 1821 stimmte er für den Anschluß Mailands an Karl Albert von Savoyen, in der Meinung, daß Mailand ohne Piemont gegen Österreich nichts würde ausrichten können. Er war weder so paradox und einseitig, noch so starken Geistes wie Mazzini, daß er die Idee der italienischen Republik, die den tatsächlichen Verhältnissen sofern lag, auf sein Programm gesetzt hätte. Im Grunde neigte er mehr zur Monarchie, wenn

er auch die Republik für die beste Regierungsform erklärte, falls sie durchführbar sei. Daß er gelegentlich die Abschaffung der Adelstitel forderte und sich gern über die Nichtigkeit ererbter Vorrechte gegenüber dem durch eigene Kraft errungenen Verdienste ausließ, hinderte ihn nicht, den Vorzug, einem alten Adelsgeschlechte anzugehören, auf seine Weise geltend zu machen. Übrigens war er in der glücklichen Lage, Königen und Königsanhängern gegenüber auf seinen Namen, gegenüber dem Volke auf seine revolutionäre Vergangenheit und seine Leiden, die sein Name doppelt verdienstlich machte, deuten zu können. Man kann ihm nachfühlen, welches Hochgefühl und welch eigentümlichen Schwung es ihm erregen mußte, zum zweiten Male nach etwa 25 Jahren vor Karl Albert zu stehen, als Vertreter derselben Sache, die ihn damals zum Sträfling und Gegenstand des Hohnes, jetzt zum ehrwürdigen Dulder und triumphierenden Gewinner machte.

Indessen folgte diesem wunderähnlichen Aufschwung der Sturz und bitteres Verzweifeln, wenn auch eine Grundlage zu neuen Versuchen gesichert blieb. Wie viele andere Lombarden wanderte Pallavicino förmlich aus Mailand aus und ließ sich in Piemont nieder, das nunmehr eine Freistatt für alle Gegner Österreichs wurde. Da jedoch zunächst die Rückschrittlichen wieder an das Ruder der Regierung gekommen waren, denen das ungestüme, undiplomatisch vorwärtsdringende Temperament des Marchese unbequem war, wie er an ihrer Behutsamkeit und Zugeknöpftheit sich ärgerte, fühlte er sich zurückgesetzt und unnütz und begab sich wiederum nach Paris, wo er einen Kreis gleichgesinnter Emigranten fand und auf die Art, die ihm die liebste war, für Italien wirken konnte. Er studierte die Tendenzen der jeweiligen Regierung und suchte, wo er konnte, günstige Stimmung für Italien zu wecken oder zu nähren. Zu diesem Zwecke besuchte er Zirkel, knüpfte Bekanntschaften an, redete mit diesem und jenem und brachte so den Tag in unaufhörlicher Tätigkeit zu, die doch nicht das Bindende und Eintönige einer Berufsarbeit hatte. Der alte

Guglielmo Pepe nannte ihn den girandolone, das heißt, den der sich fortwährend im Kreise herumdreht.

Damals schloß er sich innig an Gioberti. Dieser Mann, der durch sein folgenreiches Buch il Primato, in dem er dem Papst dem Beruf zusprach, die Einigung Italiens herbeizuführen, eine durch ganz Italien bekannte und verehrte Person geworden war, der später die Rolle, für die der Papst sich als zu klein erwies, auf die savoyische Dynastie übertragen hatte, der zur Zeit der Revolution ungern geduldeter Minister Karl Alberts gewesen war, hatte sich nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges nach Paris zurückgezogen, und lebte dort in einfachen Verhältnissen, natürlicherweise hoffend, daß die Ereignisse ihn noch einmal hochtragen würden. Gioberti gehörte zu den Menschen, deren Einfluß auf die Zeitgenossen man sich aus ihren schriftlichen Werken nicht mehr konstruieren kann, deren Wert nur darin besteht, daß sie einen zeitgemäßen Gedanken zuerst nachdrücklich und allgemein einleuchtend aussprachen. Vielleicht kann man sagen, daß eine Tendenzschrift aus vergangener Zeit desto langweiliger ist, je wirksamer und beliebter sie zur Zeit ihres Erscheinens war. Er war nicht allen sympathisch, aber gerade der Mann, um Pallavicino zu beeinflussen und ihm zu imponieren; kein Aristokrat, aber willensstark und nicht ohne Herrschsucht, von Temperament behaglich, witzig beim Glase Wein im Kreise von Freunden, viel lesend, viel aufnehmend, viel wissend, schwerfällig und gewichtig. Pallavicino, immer jünglingshaft, war glücklich, sich als Trabant um einen Großen bewegen zu können. Er bewunderte seinen Geist, sein Herz, seinen Charakter. „Die Natur hat, um Gioberti zu schaffen, Plato und Dante zusammengeschmolzen“ schrieb er dem Freunde, „es ist also kein Wunder, daß Ihr ein göttliches Genie seid . . . . . Der Engel der Geschichte wird eines Tages auf den Stein meines Grabes schreiben: Ehret Giorgio Pallavicino: er war der Freund des Vincenzo Gioberti.“

Nach dem plötzlichen Tode Giobertis trat an dessen Stelle

in Pallavicinos Herzen der gleichfalls in Paris lebende Venezianer Daniele Manin, der während der Revolution an der Spitze der Republik Venedig gestanden hatte und somit als der letzte der siegreichen Reaktion gewichen war. Er war in manchen allgemeinen Wesenseigenschaften dem Gioberti ähnlich: auch er war besonnen, tüchtig, fleißig, ausdauernd, nicht künstlerisch oder theatralisch; ein bedeutender Staatsmann war er nicht, wenn auch befähigt, ein kleines Gemeinwesen gewissenhaft wie ein guter Bürgermeister zu leiten. Er war in Venedig außerordentlich beliebt und geachtet, ein guter Ehemann und Vater, anspruchsloser als Gioberti. Pallavicinos Wunsch war, daß Manin in Piemont Minister werden möchte, da er ihn für ebenso tüchtig hielt wie Cavour und zugleich für einen weitherzigeren Patrioten. Er verkehrte mit dem jüngeren Manne wie ein Jüngling mit einem verehrten älteren, nannte sich seinen Statthalter und betrachtete sich als den, der die Ideen und Befehle eines Überlegenen ausführt.

Die Idee, für welche Pallavicino unter der Leitung des Daniele Manin kämpfte, war die des einigen Italien unter dem Könige von Sardinien, Viktor Emanuel, eine Verschmelzung also des mazzinistischen Einheitsgedankens mit den Wünschen der monarchisch gesinnten, gemäßigten Liberalen, mit dem Vorbehalte aber, daß, wenn der König das einige Vaterland nicht verwirkliche, man es mit dem halten werde, der dies tun wolle, selbst wenn es der republikanische Mazzini sei. Es ist eigentümlich, daß Pallavicino in späteren Jahren, als Manin längst tot war, sich selbst für den Urheber der politischen Ideen erklärte, die er stets nur als der Vertreter desselben verfochten hatte. „Die Geschichte", schrieb er im Jahre 1860 an seinen Neffen, „wird vielleicht eines Tages sagen: die Welt wurde getäuscht. Sie hielt Pallavicino für einen Schüler des Manin, während es dieser war, der jenes Ideen annahm und sich mit ihm verband, um für sie zu kämpfen." Unmöglich wäre es nicht, daß bei Pallavicino das Bedürfnis, im Gefolge eines Stärkeren aufzutreten, so lebhaft war, daß er

im Drange der Gegenwart nicht einmal merkte, wie groß sein ideeller Anteil an der gemeinsamen Unternehmung war; vielleicht auch verminderte sich die Schätzung des anderen, wenn dessen persönlicher Einfluß fortfiel, und stieg im gleichen Verhältnis die Schätzung seiner selbst. Am Zustandekommen der Partei, die von großer Bedeutung für die italienisch-sardische Politik wurde, hatte Pallavicino wirklich große Verdienste. Menschen für eine Idee anzuwerben, sie anzufeuern, zu begeistern, das war so recht was er gern tat und gut verstand. Seine liebenswürdige Zutraulichkeit, seine kindliche Offenheit und ehrliche Wärme konnten wohl überzeugend wirken. Selbst das jugendliche Aufbrausen und Übersprudeln, das an dem unbedeutenden Jüngling etwas Aufdringliches, geschmacklos Theatralisches haben mochte, wird an dem älteren Manne, der die Spuren langjähriger Leiden an sich trug, einen anziehenden und rührenden Eindruck haben machen können.

In seiner Ausdrucksweise verriet Pallavicino immer noch seine Neigung, dick aufzutragen. Wenn ihm etwas Schlimmes widerfuhr, schrieb er gern, daß er Qualen litte, die keinen Namen hätten. Als im Jahre 1856 die österreichische Regierung das Vermögen verschiedener lombardischer Aristokraten mit Beschlag belegte, und es schien, als ob er von dieser Maßregel ausgeschlossen sei, was ein falsches Licht auf ihn hätte werfen können, schrieb er an Manin: „Seit 24 Stunden leide ich wie ein Verdammter“ und wiederholte solche Worte auch anderen gegenüber. Als dann das 5 Millionen Franken zählende Vermögen tatsächlich beschlagnahmt wurde, schrieb er: „Töricht, wer glauben kann, ich möchte die öffentliche Achtung, die herrliche Krone meines langen und schmerzlichen Martyriums, um eine Handvoll Dreck verlieren.“ In einer Rede an seine Wähler sagte er: „Meine Herren! Ich bin der Mann der Opfer: Italien opferte ich mein Leben — Italien opferte ich die Freiheit — Italien opfere ich jetzt ein Vermögen von mehreren Millionen.“ Dies etwas prahlerische Pathos mißfällt umsomehr, als Pallavicino keineswegs der einzige war, den dies gewaltsame

Verfahren traf, und als er, da seine Frau wohlhabend war, dadurch keineswegs in Armut und Entbehrungen geriet. Übrigens wurde das Sequester auf Bestreben der sardischen Regierung nach einiger Zeit aufgehoben.

Mit derartigen Geschmacklosigkeiten versöhnt uns immer wieder das ehrliche Empfinden, das auch die aufgeblasenen Reden doch nicht hohl klingen läßt, und die Selbsterkenntnis, die zuweilen durchbricht. Wenn es ihn auch verstimmte, und er es im allgemeinen für ein ungerechtfertigtes Urteil hielt, daß er ein Mann mit Herz, aber ohne Gehirn sei, so klagt er doch gelegentlich: „O, wenn mein Kopf wie mein Herz wäre! Das Vaterland hätte einen großen Bürger in mir!“ Oder: „Wer meinen Schädel prüfte, würde dort wahrscheinlich das Organ der Menschenliebe und des uneigennützigen Patriotismus finden, nicht aber das der Berechnung.“ Und ferner: „Ach, warum habe ich nicht die parlamentarische Beredsamkeit des Angelo Brofferio? Tief zu fühlen ist mir gegeben, und es ist mir verwehrt, in Worten auszudrücken was ich fühle! Marter der Hölle!“

Indessen hatte Pallavicino auch gewisse Intellektmängel, so wäre es doch verkehrt, ihn für unintelligent zu halten. Er hatte nicht nur ein glückliches Gefühl für Menschen, sondern zeigte oft auch Urteil und Scharfblick, und wie gut er oft Gefühl, Vorurteil und Verstandesurteil gesondert zu halten wußte, zeigen zum Beispiel seine Beziehungen zum Grafen Cavour.

Dieser gehörte einerseits zu den Männern, die Pallavicino imponierten und gefielen; er war ruhig, zurückhaltend, beherrscht, behaglich und humorvoll; andererseits trat sein Gefühlsleben hinter seinem hochentwickelten Verstande zurück, so daß ein inniges Verstehen zwischen beiden sich nicht hätte bilden können. Pallavicino hatte eine Zeit, wo er Cavour für einen beschränkten piemontesischen Partikularisten hielt, für einen gefährlichen Skeptiker, einen Höfling, ja, wo er ihn einen Judas nannte; aber er betonte, daß der Graf ihm nicht

Abneigung, sondern nur Mißtrauen einflöße. Er wertet seine Vorzüge reichlich: „Cavour wiegt d'Azeglio wohl auf. In der Politik ist ein Mann von zweifelhaftem Rufe, der aber klug und tätig ist, dem Ehrenmanne oft vorzuziehen, wenn derselbe dumm oder krank oder faul ist . . . Cavour ist im Besitz seiner ganzen physischen und moralischen Kraft. Es ist möglich, daß das Herz dieses Mannes piemontesisch ist, sein Kopf ist sicher italienisch.“ Und an den König, der den konservativen Grafen Balbo zum Minister wählen wollte, schrieb er: „Sire! Ihr wandelt am Rande eines Abgrundes; aber ein Mann kann Eure Schritte leiten und Euch zur Rettung führen. Ruft Camillo Cavour: er ist der Mann der Gegenwart und vielleicht der Zukunft“. Trotz alles Mißtrauens und trotz der heftigen Auseinandersetzungen, die zwischen beiden vorkamen, blieb doch immer ein Verhältnis gegenseitiger Achtung bestehen, das zuweilen bis ans Herzliche streifte. Selbst Garibaldi gegenüber verleugnete Pallavicino den Minister nie: „Cavour,“ schrieb er diesem, „ist der einzige Mann, der die Irrtümer Cavours zum Teil wenigstens wieder gut machen kann.“

Weit mehr Berührungspunkte gab es zwischen Pallavicino und Garibaldi, der gegen Cavour ähnliche, nur seiner weit stärkeren Natur gemäß viel schärfer ausgeprägte Stimmungen hatte. Das Kindliche und Einfache, das Heldenhafte an Garibaldi war Pallavicino unmittelbar verständlich. Nach dem Tode des Daniele Manin, der im Jahre 1857 starb, übertrug er seine Verehrung und Liebe auf den großen Soldatenführer, den er gern „seinen Garibaldi“ nannte. In gewisser Weise deckte sich der Mann der Tat, der großartig Uneigennützige, von seinem Gefühl Beseelte vollkommen mit seinem Ideal, er nannte ihn den Unentbehrlichen und beschwor König und Minister, sich seiner Hilfe zu bedienen. Andrerseits unterschätzte er Garibaldis Geistesgaben, weil sie an dem genialen Naturmenschen anders zum Ausdruck kamen, als er es von dem mehr oder weniger gelehrten Bildungsmenschen gewöhnt war, und gerade diese Genialität und daraus fließende Unberechenbarkeit machte,

daß er an dem übrigens so sehr Verehrten zuweilen etwas auszusetzen hatte. In Garibaldi konnten dunkle Mächte aufsteigen, auf die er nicht gefaßt gewesen war; wenn er in ihm eine Strömung spürte, die der seines Herzens gleich war, so empfand er doch jählings, daß da ein unterirdischer Wirbel kochte, der alles, was er fördern wollte, zerstören konnte. Nichtsdestoweniger hielt er Garibaldi unbedingte Treue, ohne sich selbst je untreu zu werden.

Der kleine tapfere Mann bewahrte in jedem Verhältnis bei aller Hingebung seine Unabhängigkeit und hat nie einem Freunde so blind gehuldigt, daß er ihn nicht vor Fehlern gewarnt und ihn umzustimmen versucht hätte, wenn jener nach seiner Meinung auf Irrwegen war. Wenn er Stärkerer bedurfte, die für ihn auftraten, ihn gewissermaßen mit repräsentierend, so wollte er doch deswegen sich nicht verlieren, nicht ein Tittelchen von seinen Grundsätzen aufgeben.

Es scheint manchmal, als gewähre das Schicksal einem jeden Menschen einmal Gelegenheit, ganz zu zeigen, was er vermag; so kam für Pallavicino eine Zeit, wo er bis zu einem gewissen Grade als selbständige und persönliche Macht in die öffentlichen Geschicke eingreifen konnte.

Die Eroberung Siziliens durch Garibaldi erregte in Pallavicino höchste Genugtuung; denn sie bezweckte die Verwirklichung seines Gedankens, der Einigung Italiens unter der Herrschaft Viktor Emanuels. Auch als Garibaldi nach der Eroberung Neapels zögerte, dem Könige die gewonnenen Reiche zu übergeben, weil er zuvor noch Rom befreien wollte, beharrte er trotz aller Zweifel Cavours und anderer dabei, daß man dem Diktator vertrauen müsse. Auf die Bitte desselben, er möge zwischen ihm und dem Könige vermitteln, übernahm er die heikle Aufgabe ohne Zaudern, obwohl er voraussah, daß er keinen von beiden würde zufriedenstellen können. Garibaldi forderte vom Könige, daß er einige seiner Minister, vor allem Cavour, entließe, was der König nicht wohl zugeben, und was Pallavicino auch nicht ohne weiteres befürworten konnte.

Doch hielt er insofern treu zu Garibaldi, als er dem Könige und Cavour gegenüber, die sich ihrer feindseligen Entrüstung rücksichtslos überließen, auf die Reinheit und dén Edelsinn Garibaldis hinwies. Dieser dachte groß genug, um Pallavicino den Mißerfolg der Vermittlung nicht entgelten zu lassen; der Alte vom Spielberg hatte gerade bei dieser Gelegenheit bewiesen, daß er treu sowohl zum Könige wie zum Diktator hielt und diese Gesinnung selbst in schwierigen Konflikten festzuhalten und zum Ausdruck zu bringen wußte, und da ein solches unerschütterliches Beharren bei dem aufgestellten Programm in den verwickelten Zeiten Garibaldi löblich und heilsam schien, machte er ihn zum Prodiktator von Neapel.

Pallavicino war damals 62 Jahre alt und im ganzen rüstig, wenn auch mancherlei nervösen Leiden unterworfen. Im Dezember 1859 schrieb er: „Ich bin bei der Periode des Lebens angekommen, wo der Mensch, nachdem er die Hoffnung, hienieden das Glück zu finden, verloren hat, sich darauf beschränkt, es zu suchen. Dazu genügen ein gut wattierter Schlafrock, ein bequemer Sessel und einige Bücher . . .“ Allein als sich bald darauf ein Feld der Tätigkeit öffnete, war er rasch und vor Eifer und unermüdlich zur Stelle. Der Zustand in Neapel war so verschlungen, unruhevoll und gefährlich, daß große Umsicht und Geschick nötig war, damit ein revolutionärer Ausbruch verhindert wurde. Da waren die Anhänger der alten Bourbonenherrschaft, die Republikaner, die Garibaldiner, die Cavourianer, die welche im Trüben fischen wollten, und die persönlicher Ehrgeiz antrieb. Pallavicino hatte außer Eifer und guten Willen den Vorteil, daß er eine fest umschriebene Richtung vertrat ohne zu wanken, und zwar eine, die die Bourgoisie für sich hatte. In seinen Briefen erzählt er mit Behagen wieder und wieder, wieviel er ausgerichtet, wie schnell er die Ruhe hergestellt und eine gewisse Ordnung eingerichtet habe. Indessen schwebte noch das Schwierigste: die Frage war unentschieden, ob Neapel sofort in die Hände des Königs übergehen sollte, was dieser und Cavour forderten, oder ob Gari-

baldi die Diktatur behielte, was Mazzini und einige andere Männer von republikanischer Vergangenheit für nötig hielten, bis der Süden in einer ihm gemäßen Weise geordnet sei; denn er dürfe nicht bedingungslos mit dem andersgearteten und anders entwickelten Norden verschmolzen werden. Diese Ansicht fiel mit dem früher von Cavour selbst gehegten Wunsche zusammen, eine Verbindung Neapels und Siziliens mit Oberitalien so lange zu verschieben, bis nach eingeführten Reformen der Zustand jener Länder sich dem des Nordens allmählich angenähert habe. Andrerseits konnte der Besitz des neu erworbenen Reiches überhaupt in Frage kommen, wenn ein andauernd provisorischer Zustand das Erstarken der partikularistischen Tendenzen ermöglichte. Der mittlere Bürgerstand, der hauptsächlich nach Ruhe verlangte, wünschte den sofortigen Anschluß an Piemont, durch den sie am ehesten verbürgt schien; für die einstweilige Fortdauer der Diktatur stimmte eine kleine Partei, die nur stark war, solange Garibaldi sie stützte. Dieser erkannte das Berechtigte in beiden Ansichten und konnte sich nicht entschließen, einer von beiden durch seine Stimme zum Siege zu helfen; ihm wäre es am liebsten gewesen, wenn die Gegner sich durch vernünftiges Bereden untereinander geeinigt hätten.

In der Versammlung, die der Diktator zu diesem Zwecke berief, zeigte sich, daß ein gütliches Einverständnis nicht zu erreichen war; anstatt dessen entspann sich ein erbitterter Kampf, in dem Pallavicino am Ende siegte. Der leidenschaftliche kleine Mann war kein guter Redner; aber die Beständigkeit seines Willens, das ganz unparlamentarische Zürnen und Herausfahren selbst gegen die Andersdenkenden, trugen es davon. Nicht daß er Garibaldi von der Richtigkeit seiner Ansicht überzeugt hätte; aber davon vielleicht, daß keiner so wie er von reiner Liebe zu Italien erfüllt wäre. Bei seiner innigen Liebe zu Garibaldi bedurfte es einer großen Unbestechlichkeit des Gewissens und einer stolzen Tapferkeit, um auszusprechen, was denselben kränken mußte, da es seine treuesten Anhänger beleidigte. Obwohl im ersten

Augenblick dadurch verstimmt, sah Garibaldi das ein und ließ es auf sich wirken. Den Ausschlag gab freilich, daß Garibaldi den Eindruck gewann, daß die Mehrzahl der Neapolitaner den Anschluß an Piemont wünschte; aber Pallavicino durfte sich sagen, daß er durch sein ungestümes Herz zum Erfolge beigetragen hatte.

Weniger glücklich war sein Versuch, Mazzini zu entfernen. Von der schönen Auffassung ausgehend, daß Mazzini, wenn auch ein politischer Gegner, doch ein edler Mensch sei und Italien ebenso liebe wie er selbst, wendete er sich unmittelbar in einem Briefe an ihn und forderte ihn auf, Neapel zu verlassen, sich selbst zu opfern, der durch seine Anwesenheit, auch wenn er nicht wolle, Zwietracht hervorriefe. Diese Art, politische Fragen persönlich zu behandeln, und wo es sich um sachliche Überzeugungen handelte, den Edelmut und die Selbstlosigkeit der Beteiligten anzurufen, war Mazzini nicht fremd, der seinerzeit den Papst und den König aufgefordert hatte, die Einheit Italiens mit Aufopferung aller selbstischen Rücksichten zu erkämpfen. Für die idealistischen Stürmer aus der Zeit des Risorgimento war es nichts Undenkbares, daß der Papst, von überschwenglicher Vaterlandsliebe getrieben, seine Fürstenkrone niederlegte und sich begnügte, ein oberster Bischof zu sein, damit das neue Italien gedeihen könne. Mehr Sinn als der Papst hatte Mazzini für ideale Forderungen und hatte aus eigenem Antriebe die Verwirklichung seiner republikanischen Träume hintangesetzt; die etwas weitgehende Zumutung Pallavicinos, gewissermaßen sich selbst auszumerzen, lehnte er allerdings ab.

Da Pallavicino als derjenige angesehen wurde, der den Sieg der Monarchie bewirkt habe, wurde er vom Könige bei dessen Einzug in Neapel ausgezeichnet. Während Garibaldi, der das Reich erobert und für den König verwaltet hatte, nicht viel anders als wie ein überführter Rebell in den Hintergrund gedrängt wurde, verlieh Viktor Emanuel dem Prodiktator den Annunziatenorden, der den Träger zum Vetter des Königs macht. Es gereicht beiden, Garibaldi und Pallavicino, zur Ehre, daß ihre Beziehungen dadurch nicht dauernd gestört wurden.

Das Jahr 1860 bildete den Höhepunkt in der Entwickelung des Risorgimento und im Leben Pallavicinos. Er hatte die unbestimmte Sehnsucht seiner Jugend in nie geahnter Weise sich verkörpern sehen und dabei mitwirken dürfen. Verglich er sich mit seinen Leidensgefährten vom Spielberg, von denen die meisten vor 48, die andern vor 60 gestorben waren, so mochte es ihm so scheinen, als ob ihm ein doppeltes Leben vergönnt sei. Indessen, wie keinem ein Gewinn ohne Preis zufällt, erlebte Pallavicino nun auch das Abschwellen der Begeisterung und die Enttäuschungen, die sich notwendig an jede Erfüllung knüpfen. Es zeigte sich, daß, wenn Garibaldi vorgeworfen war, er vermöge die kläglichen Zustände in Neapel nicht zu bessern, andere es ebensowenig vermochten, da natürlicherweise die Menschen, welche die Zustände machen, sich nicht mit einem Schlage ändern, und eine gewaltsame Umwälzung eben den Staub und Moder aufrührt, den das bequeme Gehenlassen einer gewissenlosen Regierung verdeckt. Die Tugenden der Ausdauer, der Selbstbeherrschung, der Genügsamkeit, die jetzt erforderlich waren, um sich mit dem Gewonnenen einzurichten, lagen den Italienern überhaupt weniger nahe als die, mit denen man Revolutionen macht; vollends nicht den letzten Generationen, die an große und leidenschaftliche Umrisse des Geschehens gewöhnt waren. Noch einmal wollte sich eine große Welle heben, als Garibaldi im Jahre 1862 den Versuch machte, durch einen Gewaltstreich von Sizilien her Rom zu nehmen. Zum zweiten Male stand Pallavicino, der Präfekt mit außerordentlichen Vollmachten in Palermo war, zwischen seiner Liebe zu Garibaldi und Garibaldis Taten und seiner Treue zu Viktor Emanuel, der von den Taten Garibaldis nichts mehr wissen wollte. Diesmal war ihm der Konflikt unlösbar: Garibaldi hatte unrecht, wenn er dem Gegenbefehl des Königs zum Trotz den Frieden brach; zugleich aber trug der König selbst die Schuld daran, der sein Versprechen nicht löste, dem neuen Italien Rom zur Hauptstadt zu geben. „Warum schicktet ihr einen alten Revolutionär, einen Freund Garibaldis nach Sizilien?“ schrieb er an die Regierung;

„ruft mich ab, ruft mich ab!“ Wiederum gelang es ihm, sich selbst und anderen treu zu bleiben.

Seit dieser Zeit lebte Pallavicino, vom öffentlichen Leben zurückgezogen, auf seinem Gute, damit beschäftigt, das Los seiner Bauern zu verbessern, indessen immer noch bestrebt, aus seiner Einsamkeit heraus auf den Gang der Politik einzuwirken. Namentlich schrieb er für die Befreiung Roms, deren Nichtzustandekommen ein fortdauernder Grund der Unzufriedenheit und Unruhe im italienischen Volke war.

Bei einer revolutionären Bewegung des Jahres 1869 waren auch Soldaten des Heeres beteiligt, was die Regierung scharf zu ahnden für nötig hielt, und es wurde daher der Korporal Pietro Barsanti zum Tode verurteilt. Gerade weil die Revolution bei der Begründung Italiens so erheblich mitgewirkt hatte, mochte der König denken, daß er wagen müsse, rücksichtslos gegen sie einzuschreiten, wenn er sich jemals sicher auf dem Throne fühlen wolle. Anders dachten die Patrioten, die sich erinnerten, wie verhaßt einst die österreichischen Dynastien gewesen waren wegen der Härte, mit der sie hochverräterische Erhebungen bestraft hatten, und die von der mit so viel Blut erkauften einheimischen Regierung weniger Strenge gegen einen weit weniger strafbaren Ungehorsam erwarteten. Barsantis Leben zu retten wurden vom Publikum viele Schritte getan; 40 000 italienische Frauen unterzeichneten eine Bittschrift, die Anna Pallavicino dem Könige überreichen wollte. Da Viktor Emanuel sich weigerte, sie zu empfangen, und Barsanti hingerichtet wurde, schickte der alte Giorgio ihm den Annunziatenorden zurück.

Die Art und Weise, wie es dann zum Gewinne Roms kam, mehr durch günstige Umstände als durch Opfer und Anstrengungen von König und Volk, hatte für die alte Generation nichts Erhebendes.

Wenn es leicht dem Alter so scheinen mag, als würden die Menschen immer schlechter und untüchtiger, so konnten die Veteranen des Risorgimento doppelt dazu aufgelegt sein; denn

auf den hochgesteigerten Tatendrang der Vergangenheit folgte nun eine Zeit der Erschlaffung und ein Gegentrieb zu materiellem Genießen. Daran beteiligten sich natürlich auch solche, die vorher bei den großen Kämpfen mitgewirkt hatten, mit ebenso zügellosem Temperament die Früchte des Sieges verschlingend, wie sie den Sieg zu gewinnen sich bemüht hatten.

Pallavicinos Mißfallen an der italienischen Regierung nahm zu. Viktor Emanuel war ein tapferer Soldat, ein volkstümlicher Fürst, ein Mensch von kräftigen, gesunden Lebenssäften; aber ohne Größe und ohne Gefühlsüberschwang. Daß einmal mit dem Außergewöhnlichen aufgeräumt und dem Heldenzeitalter ein Ende gemacht werden müsse, war nicht unrichtig, und es war auch natürlich, daß nicht sogleich eine neue Friedensblütezeit an die Stelle zu setzen war; aber der Abgedankten bemächtigte sich ein Gefühl, als wären diejenigen die Glücklichen, die die Hochflut des Kampfes weggerafft habe. Die meisten von ihnen hielten sich mit Groll und Ekel abseits vom Leben.

Pallavicino hatte Augenblicke, wo es ihm in den Sinn kam, daß der Standpunkt, auf dem er sich so sicher gefühlt hatte, doch nicht der einzige war, von dem aus die Dinge sich hätten beurteilen und anfassen lassen. Er wurde einer vorurteilslosen Auffassung Mazzinis, dem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen ihm früher so schwer geworden war, immer mehr geneigt. Im allgemeinen hielt er fest an den volkswirtschaftlichen und politischen Ideen, wie er sie zeitlebens gehegt hatte; aber er war bis an sein Ende jung und wohlwollend genug, um sich belehren zu lassen und neue Menschen und Ansichten aufzunehmen.

Es liegt eine große Tragik darin, daß für die meisten von denen, die Italien hatten machen helfen, die Vollendung des Werkes kein Glück bedeutete. Vielleicht ist es die Tragik, die alle erfahren müssen, die ihr Leben an die Verwirklichung eines mit Leidenschaft gehegten Wunsches setzen. Der alte Märtyrer vom Spielberg war aber trotz allem keine tragische Figur; dazu war nicht genug Untiefe, nicht genug Irrationelles in ihm. Er

erlebte nicht einmal die Tragik des handelnden Menschen, der sich beständig nach Ruhe sehnt und den sie elend macht, wenn er sie endlich erreicht hat; denn er wußte von jeher, daß er Ruhe am wenigsten vertragen konnte. Überhaupt wäre er ein ganz anderer geworden, als der er war, wenn er sich weise und behaglich mit der Gegenwart hätte abfinden können. Der Greis, der achtzigjährig auf seinem schönen lombardischen Landsitze starb, war noch der tapfere, ein wenig dekorative Revolutionär, der fünfzig Jahre früher mit trotzigem Jubel dem Galgen entgegengegangen war. Ein mildes Abendlicht liegt über dem Junggebliebenen, der so viele Kämpfe, Triumphe und Enttäuschungen überlebt hatte. Wenn ihm Gott gegeben hätte, sein Leben von neuem zu beginnen, er wäre ohne Zaudern wieder als Verschwörer zu Karl Albert gereist und hätte sich tobend und zähneknirschend, aber ungebeugt die Dulderkrone von Spielberg geholt.

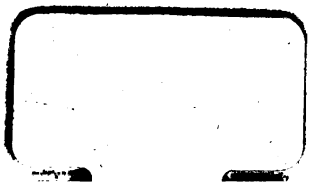
INHALT

Einleitung 1
Federico Confalonieri 9
Silvio Pellico 57
Piero Maroncelli 94
Antonio Salvotti 115
Kaiser Franz 141
Karl Albert von Savoyen 156
Giorgio Pallavicino 185

Titel und Einband dieses Buches zeichnete F. H. Ehmcke.
Den Druck besorgte die Offizin W. Drugulin in Leipzig.

VON RICARDA HUCH SIND IM INSEL-VERLAGE FOLGENDE BÜCHER ERSCHIENEN:

VITA SOMNIUM BREVE. Mit Initialen von *Heinrich Vogeler* und einem Titelbilde nach *Arnold Böcklin* in Heliogravüre. Dritte Auflage. Geheftet M. 6.—, in Leder M. 8. —

NEUE GEDICHTE. Geheftet M. 3.50, in Leder M. 6.—

JUN 1 8 1946